

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Carlo Schellemann: Grafik

Hans Gebhard: Der Skatweltmeister

Theodor Weißenborn: Zeugnis humanistischer Reife

Erwin Kurz: Ein Narr war mein Alter nicht

Peter K.: Bericht aus Tegel

Gisela Elsner: Frau Wiegenstein arbeitet

Johannes R. Becher: Hamburg

FREIZEIT

O. Neumann / C. Schuhler: Stichworte zur Freizeit

Pete Seeger: Schlagersintflut aus den USA

Gespräch mit Rüdiger Stolze

André Rebstock: Pop-Mu\$ik oder populäre Musik?

Erdmute Beha: BRAVO

Peter Pachnike: Neue Romantik

Richard Kelber: Jugend und Demokratie

H. J. Mandel: Tagebuch eines Streiks

Ursula Püschel: Dresdner Freizeit

Gabriele und Sol de Sully: Zum Beispiel Rosenheim

Wolf Brannasky: Unsere Songgruppe

Hazel E. Hazel: Schreibt gute Jugendbücher!

Heinz Laufer — Spaß am Sport

Manfred Bosch: Hasenbergl — Beispiel einer Gettovorstadt

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von

Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

FREIZEIT

LITERATUR

Carlo Schellemann: Vorahnung der klassenlosen Gesellschaft	179
--	-----

Hans Gebhard: Der Skatweltmeister	180
Theodor Weißenborn: Zeugnis humanistischer Reife	193
Erwin Kurz: Ein Narr war mein Alter nicht	200
Peter K.: Bericht aus Tegel	206
Gisela Elsner: Frau Wiegenstein arbeitet	220
Johannes R. Becher: Hamburg	231

KRITIK

Oskar Neumann / Conrad Schuhler: Stichworte zur Freizeit	235
Pete Seeger: Schlagersintflut aus den USA	250
Gespräch mit Rüdiger Stolze	260
André Rebstock: Pop-Musik oder populäre Musik	264
Erdmute Beha: BRAVO	272
Peter Pachnicke: Neue Romantik	279
Richard Kelber: Jugend und Demokratie?	285

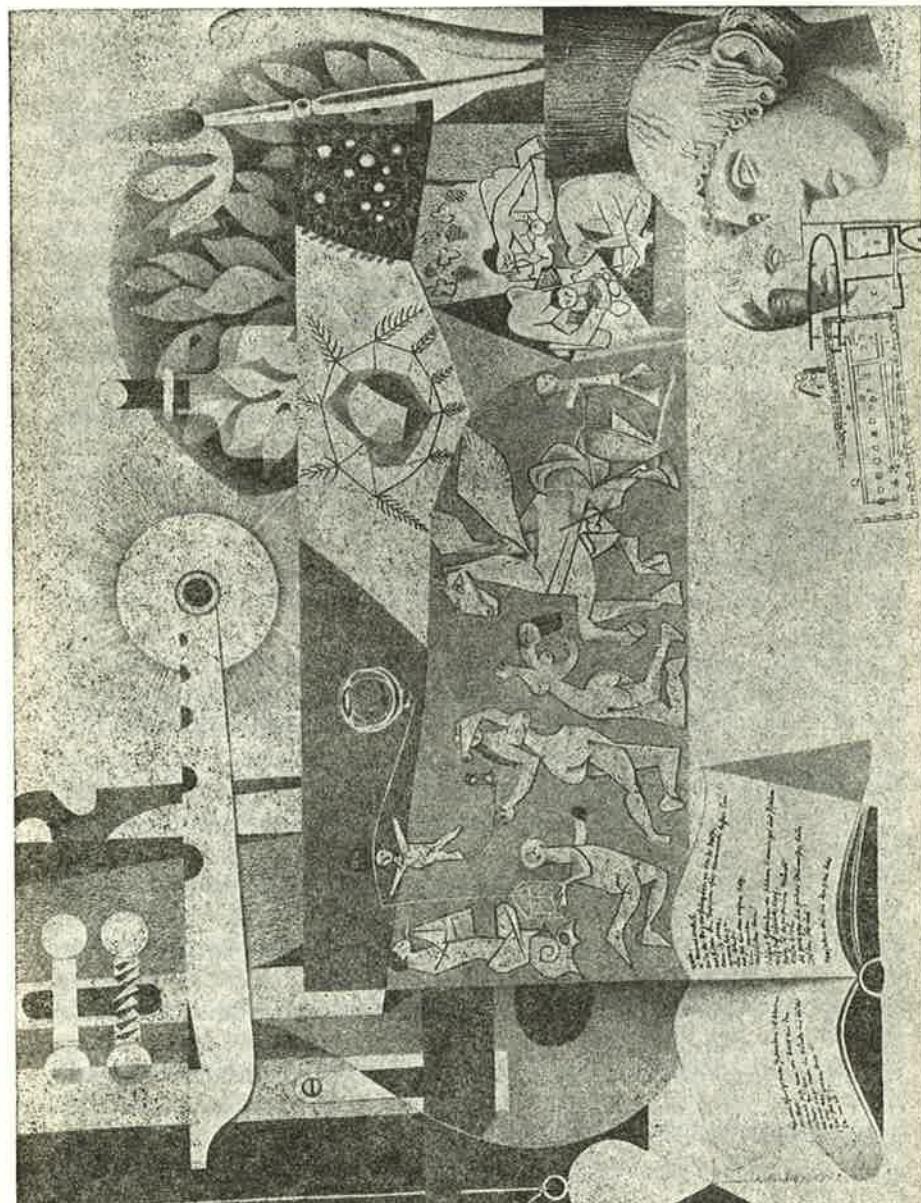
KLASSENKAMPF

H. J. Mandel: Tagebuch eines Streiks	294
Ursula Püschel: Dresdner Freizeit	304
JP Stössel: Bodenlos	310
Gabriele de Sully / Sol de Sully: Zum Beispiel Rosenheim	311
Wolf Brannasky: Unsere Songgruppe	318
Hazel E. Hazel: Schreibt gute Jugendbücher!	321
Heinz Laufer: Spaß am Sport?	325

Manfred Bosch: Hasenbergl — Beispiel einer Gettovorstadt	329
Protokoll: Familie Klar, Dortmund, Remberg 1	343

In Sachen Heinrich Böll	347
Aufruf an alle, die politische Verantwortung tragen	348

ANMERKUNGEN	352
-------------	-----



Carlo Schellemann: *Vorahnung der klassenlosen Gesellschaft*

Hans Gebhardt Der Skatweltmeister

Aus einem Romanmanuskript

In dem Lokal, in dem mein Großvater Stammgast war, in der Kneipe „Hardter Brücke“ in Weidenau, könnte ich immer noch ein Freibier bekommen. Nicht weil ich Weltmeister bin, sondern als Enkel vom alten Schrötter.

Mein Großvater war ein ausgezeichneter Skatspieler. Vor allem seine Kontras waren gefürchtet — sie kamen an, da war nichts leichtfertig gesagt, da wurde nicht geschludert. Er schlug auch nicht mit der Faust auf den Tisch, er schnickte nicht mit dem Fingernagel gegen die Karten; wenn der alte Schrötter Kontra nicht mit dem Fingernagel gegen die Karten; wenn der alte Schrötter Kontra gab, wahrte er ein gewisses Zeremoniell. Er pflegte sich zurückzulehnen, als wollte er Karten, Gegner, die ganze Situation überhaupt erfassen, und dann verband er seine Kontra-Aussage mit Bemerkungen, die mitunter geradezu ätzend scharf sein konnten. Dies alles geschah wiederum höflich, mein Großvater war kein lauter Mann, er haßte ordinäre Redensarten, zumindest beim Spiel, und nicht zuletzt aus diesem Grund blieb der Kreis seiner Skat-Partner verhältnismäßig klein.

Wenn ein Spiel hoch gereizt worden war, konnte es geschehen, daß die Bemerkungen des alten Schrötter in eine sich allmählich ausbreitende Stille fielen. Eine Stille, die nur ihm galt.

„Verzeihung“, pflegte beispielsweise mein Großvater zu sagen, „Sie haben das Spiel gehalten, bis sechsdreißig gehalten, und Sie wollen also jetzt Kreuz spielen. Gestatten Sie einem Mann, der an allen zwölf Isonzo-Schlachten teilgenommen hat, ein scharfes Kontra!“¹

Eine zeitlang wurde der Schnaps einer westfälischen Brennerei in der „Hardter Brücke“ nur unter dem Namen Isonzo gehandelt und noch häufiger getrunken als sonst.

Mode wurden auch andere Wortschöpfungen meines Großvaters — etwa die Verbal-Form des Hauptwortes „Lusche“, also die Bezeichnung einer Spielkarte ohne Punktwert, wie Pik neun oder Karo sieben. Da wurde aufgeluscht und abgeluscht, statt angezogen oder abgeworfen. Es gab das Verluschen — für falsches Bedienen, aber auch im Sinne von leichtfertig verlieren — desgleichen Verbindungen mit allen Präpositionen: vor-, über-, unter-, an- oder zuluschen. Und das Wort „Abblocken“ war in Weidenau längst populär, bevor es Fernseh- und Reporter mit den Übertragungen von Eishockey-Weltmeisterschaften und Hallenhandballspielen allmählich durchsetzten.

Ich erinnere mich noch, wie ein Bauarbeiter mal abends am Tresen seine Rech-

¹ Anmerkung des Verlages: Der Isonzo ist ein Fluß in den italienischen Ostalpen, er mündet in die Bucht von Triest. Der Isonzo wurde im Ersten Weltkrieg in der Zeit vom Juni 1915 bis Oktober 1917 in zwölf Schlachten hart umkämpft.

nung verlangte: „Acht von diesen Dings, diesen Isonzos, fünf Bier und Zigaretten — lusch das doch eben für mich zusammen, ich muß weg!“ —

Ich habe meinen Großvater oft beobachtet, zu einer Zeit, als ich vom Skat noch keine Ahnung hatte. An seinem Tisch ging es korrekt, fast pedantisch zu. Er brauchte Platz, er saß immer links in der Ecke, vom Tresen aus konnte man sein Profil sehen. Er liebte Vierer-Runden, schon der Pausen wegen, in denen er eine besondere Art der Unterhaltung pflegte, während des Mischens kleine Selbstgespräche führte, Geschichten zusammen mit den Karten ausgab, von denen man nicht recht wußte, ob sie wahr waren oder nicht. Er schrieb selbst an, in seiner schnörkeligen Beamtenschrift, für Ramschrunden zeichnete er kleine Kreise an den rechten Rand des Blocks, für Bock-Spiele gab es den obligaten Strich. Die Getränke stellte er links von sich ab, noch hinter den Aschenbecher — es war eine Marotte von ihm, daß er einen Aschenbecher für sich allein benötigte. Er trank ziemlich viel an so einem Abend, Bier und Schnaps, aber ich glaube nicht, ihn einmal richtig betrunken gesehen zu haben.

So sehr er am Tisch auf Ordnung achtete — beim Spiel selbst war er verwegen, fast tollkühn. Er reizte sein Blatt immer bis zur äußersten Grenze, aber er hatte auch das Gefühl für das richtige Timing, für die Konstellation der Karten, für den Punkt, an dem er das Spiel abgeben mußte, und gerade das machte seine Kontras so giftig. Der Tisch meines Großvaters war eine Freude für Kiebitze, er hatte immer einige Zuschauer; doch auch hier verlangte er ein gewisses Niveau, und er konnte Schwätzer, Besserwisser oder Betrunkene mit ziemlich ironischen Bemerkungen abweisen. Bei seiner Art zu spielen, bei seinem Können verlor er selten, aber mitunter bezog er Niederlagen, die dann für Tage Gesprächsstoff abwarfen.

Einmal verlor er ein Spiel ohne sieben oder acht, in der Bockrunde, mit Kontra, und er verlor unglücklich. In den Sekunden nach diesem Duell, als sich der Tumult etwas gelegt hatte, blieb meinem Großvater das erste Wort: „Wir sollten uns jetzt, nach solch einer Partie, die auch gut hätte ein Endspiel sein können, erst ein wenig erholen . . .“ Zum Tresen hin: „Werner — bring’ uns vier Klare!“ Dann erst merkte er, daß sich Werner, der Wirt, unter die Zuschauer gemischt hatte, und er sah auch den Fremden unter den Kiebitzen, einen Vertreter oder sonst wen. „Sie werden es beobachtet haben: es war mein Fehler, ich hätte Pik König nicht drücken sollen. Trinken Sie einen Schnaps mit?“ Und ehe der Fremde verlegen abwehren konnte — es zeigte sich wenig später, daß er vom Skatspiel überhaupt nichts verstand — Großvater wieder zum Wirt: „Du kannst allen einen bringen. Ausgenommen Jugendliche und Leute, die Sonntag Fußball spielen müssen.“ Es ging um zwanzig oder einundzwanzig Klare, einschließlich Wirt und Bedienung. Ich spielte damals noch Fußball und bekam keinen.

Mein Großvater hatte ein Gesicht, nach dem Werbefotografen lange suchen müssen; ein Gesicht, das auch simplen Sprüchen im Fernsehen zum Erfolg ver-

Hans Gebhardt: Der Skatweltmeister

hilft, jenen Floskeln von Duft und Weite, Leben und Welt. In grünem Försterloden hätte mein Großvater für Kräuterlikör posieren können oder für Magenbitter, er hätte im hellen Anzug die Rolle eines sekttrinkenden Botschafters in einem tropischen Land gespielt, Arztkittel hätten ihm gestanden, Kapitänsmützen, Uniformjacken. Dieses Reklamegesicht — schmal, mit ein paar Falten an den richtigen Stellen, immer noch viel Haar, mehr blond als grau, gutmütige Augen ... und einmal kam dieses Gesicht in die Zeitung, einspaltig, als er sein vierzigjähriges Dienstjubiläum bei der Gemeindeverwaltung feiern durfte. Er hatte sich bis zum Bürovorsteher hochgearbeitet.

Sein Bild hängt noch in der Kneipe, zwischen den Fußball-Fotos des VfB Weidenau, des Vereins für Bewegungsspiele, und es ist nicht mehr festzustellen, wie es eigentlich da hingekommen ist. Der VfB Weidenau ist mal bis in die Westfalenliga aufgestiegen — kurz nach der Währungsreform —, und die Bilder verbllassen langsam, an der Wand des Hinterzimmers und in der Erinnerung: verschwitzte Trikots, der Schlackenplatz; die einzige Mannschaft, die man wirklich gekannt hat: Utsch, Janson, Schreiber, Heck, Heinrichsbach ... Sie haben vielleicht schon Enkel; einige dieser früheren Stars sehen so aus, daß sie nicht einmal die Fotos an der Wand als Beweis anführen können — man glaubt ihnen ihre Jugend nicht mehr.

Was meinen Großvater angeht — er ist nie am Isonzo gewesen. Er hat es im Ernst auch nie behauptet, aber er war belesen genug, um eine Menge erzählen zu können, wenn es darauf angekommen wäre: vom Alpenkorps und von Bersaglieri, vom Col di Lana und vom jungen Rommel, dem späteren Wüstenfuchs, vom Durchbruch bei Flitsch und Tolmein und all den anderen Geschichten, die dazugehören, wenn Männer in ihrem Leben herumkramen, ihre Jahre vorzeigen. In Wirklichkeit hatte mein Großvater den ersten Weltkrieg in Flandern verbracht, aber von der Wirklichkeit sprach er am Skat-Tisch selten.

Je länger ich selbst Skat spiele, desto mehr wird mir klar, wie viel ich meinem Großvater zu verdanken habe. Er hatte es einfach, und es ist wohl mehr eine Sache der Lebens-Einstellung als des Kartenglücks: diese Leichtigkeit, das Blatt zu führen; ein bißchen Abenteurer ist er gewesen, ein bißchen Hanswurst, ein bißchen Scharlatan. Isonzo statt Flandern ...

Für diese Art zu spielen wird er bezahlt haben, er mochte sie ohnehin nicht, die Pfennigfuchser mit ihren Sprüchen („Also gut, aufgerundet“, oder „Spielschul-Pfennigfuchser mit ihren Ehrenschulden“ und dergleichen mehr). Es wird den Preis wert gewesen sein. Vieles in seinem Leben mag er überspielt haben, im Sinne des Wortes überspielt: die Zeit und den Ärger und die verlorene Chance. Er hatte Rechtsanwalt werden wollen, und schon als Kind hörte ich auf einem Kaffeeklatsch („Süß, wie er da sitzt und malt!“), er habe die falsche Frau. Ich war viel zu klein, um die Gedankenverbindung von falscher Frau bis Oma herstellen zu können.

Noch eins kommt hinzu, wenn ich an meinen Großvater denke: die „Hardter

Brücke“ ist die Kneipe meiner Jugend. Hier habe ich Bier trinken gelernt, stehend, mit offener Leinenjacke, mit dem Hüftknochen an den Tresen gelehnt; ohne Furcht, wegen meiner Jugend verspottet oder wegen der Gefahren für meine Fußballkarriere getadelt zu werden. Hier habe ich die paar Spielregeln mitbekommen, über den Umgang in Kneipen. Später, als ich schon nicht mehr in Weidenau wohnte, nur zu Besuch gekommen war, unbewußt und vielleicht zum erstenmal die Zeit der eigenen Jugend absteckend, kam ich an den Tisch, an dem mein Großvater oft gespielt hatte. Es war Zufall, ich schlidderte so hinein: „Na, junger Mann, spielen Sie 'ne Runde Skat mit?“ Das waren sie also, die Skat-Partner des alten Schrötter, nicht sie vielleicht, aber doch der Schlag: Grauköpfe; Flandern, die Isonzo-Schlachten, die Kontras des Lebens überlebt, und eine letzte Ramschrunde auf dem Altenteil. Ich war nervös, verlegen und — weil ich es vertuschen wollte — am Ende auch etwas angetrunken. Ich verlor ziemlich viel.

Zwölf Jahre später war ich Weltmeister.

Ich hatte mein letztes Gehalt zu erwarten. Nachsaison für einen kleinen Angestellten; meine Nylon-Hemden waren abgewetzt und ausgebleicht, die Sekretärin trieb es mit einem Playboy, erzählte man im Büro. Ich hatte mittags im Stehen zwei Frikadellen gegessen und Bier getrunken. Ich war müde und deprimiert, es war so ein Tag, an dem einer plötzlich Angst bekommt ... Über dreißig, die Jahre zählen weniger, sind kein gutes Betriebskapital mehr, es ist schon egal geworden — einunddreißig oder fünfunddreißig. Ecken im Haar. Immer die Autos haben, die nie länger laufen als das Darlehn, mit dem sie bezahlt wurden. Die Furcht auch, die besten Mädchen hinter sich zu haben; die vergessenen Freundinnen — würden sie einen noch heiraten wollen? Nicht zu reden von den Mädchen, an die man noch dachte. Die Träume: zurückgesetzt auf Lotto-Niveau. Kein Denker, kein Karrieremacher. Sich im Suff der Kumpel erinnern, die es zu etwas gebracht hatten, und sie doch nie anrufen, um sich nicht eine letzte vage Chance zu zerstören. Ich hatte einen Blick bekommen für die überlebensgroßen Plakate mit armlangen Zigaretten und Margarinetöpfen, groß wie ein Kopf; ich starrte auf die blitzenden Gebisse der allzeit Erfolgreichen und mampfte Frikadellen.

Die Hoffnungen abgetakelt. Ich war ganz schön fertig zu der Zeit; ein Dienstag, und ich sollte zum Chef.

„Mahlzeit“, sagten wir einander. Dann fragte er:

„Sie können doch Skat spielen, nicht wahr?“

„Ja ... Wieso?“

„Fräulein Müller erzählte es mir. Spielen Sie gut?“

Diese Ziege, dachte ich (ich glaube, ich dachte so etwas). Und sagte:

„Hm ... Ich weiß nicht.“

„Na ja, das wird sich finden, ich meine jedenfalls, Sie sind der richtige Mann.“

Er machte eine Pause, besann sich aufs Rauchen. „Ich gebe Ihnen ein paar Informationen, die Sie bitte vertraulich aufnehmen sollten: zur Zeit sind Herren im Ort, Geschäftsleute, die heute vormittag für mehrere Millionen Mark Bau- im Ort, Geschäftsleute, die heute vormittag für mehrere Millionen Mark Bau- land erworben haben. Einer dieser Käufer hat vorhin, nach einigen Whisky zwar, aber sonst völlig normal, den Wunsch geäußert, eine anständige Runde zwar, aber sonst völlig normal, den Wunsch geäußert, eine anständige Runde Skat spielen zu dürfen. Sozusagen inkognito. Wie er es sagte: ein scharfes Blatt mit duften Jungs ...“

„Und warum spielt er nicht mit anderen Leuten? Mit Millionären, einen Millionärs-Skat von mir aus?“

„Ich sage Ihnen doch, er will inkognito spielen. Fragen Sie mich, weshalb er nicht in die Spielbank geht, nach Sekt und blonden Weibern verlangt oder sich einfach nach Hause fahren läßt ... Mein Gott, er will eben Skat spielen, einfach so. Und Sie sind ein junger, neutraler, halbwegs netter dritter Mann. Sie kennen die Spielregeln, die Spielregeln sage ich, mit allem drum und dran. Kapiert?“ Er wurde ruhiger: „Es ist ganz einfach. Es geht um einen Pfennig.“ Ich sah meinen Chef an und machte ein trotziges Gesicht. „Ich spiele wahrscheinlich doch nicht gut genug Skat.“

Er fing meinen Blick ab, und er wußte, daß er sonst kein Argument mehr brauchte: „Sie bekommen für diesen Abend genau so viel Spesen wie Ihr Chef — zweihundertfünfzig Mark. Das Geld ist vom Verkehrsverein. Sie brauchen nicht darüber abzurechnen. — Wissen Sie übrigens, daß heute Dienstag ist ...? Mein Schachabend. Hatten Sie etwas vor heute?“

„Ich? Nein, ich spiele heute Skat. Einen schönen, scharfen, duften Skat.“ „Ach so. — Was immer Sie von dieser Skat-Partie erwarten: der Mann ist nicht schwul!“

Pause. Wir grinsten.
Dann wieder mein Chef: „Es geht schon um vier los. Ich habe einen Tisch bestellt. Beim Friesen. Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit ...“

„Umziehen?“, fragte ich. „Guter Anzug?“
„Nein“, sagte er, „nicht nötig. Haben Sie noch nie mit einem Millionär Skat gespielt?“

Ich quittierte im Vorzimmer über zweihundertfünfzig Mark, wusch mir die Hände auf der Toilette. Ich bummelte noch ein bißchen durch den Ort, berechnete Spielergebnisse auf Pfennig-Basis (Grand ohne vier, verloren, zwei Mark vierzig); Leuchtturm-Wärter müßte man sein. Farbfotos mit dem weiß-schwarz-vierzig; Leuchtturm-Wärter müßte man sein. Farbfotos mit dem weiß-schwarz-vierzig; Leuchtturm kosteten fünfzig Pfennig. Fünfzig Pfennig sind ein einfaches Kreuzspiel, verloren und aufgerundet. —

Das Lokal, das die Einheimischen „Friesen“ nannten, hieß eigentlich „Zum blonden Friesen“. Es lag in einer Seitenstraße, es ging ein paar Stufen hinab, eine Kneipe mit Eichentischen und Bänken an der Wand entlang. Es gab einige gerahmte Fotos, die Schiffe aus dem ersten Weltkrieg zeigten, mit viel Qualm über den drei oder vier Schornsteinen; eiserne, kaiserliche, unter den Rußwolken

der Ablichtung und den Staubfuseln der Gegenwart irgendwie unwirkliche Schiffe. Man zapfte gutes Bier vom Faß, kredenzte verschiedene ausländische Schnäpse. Ich mochte diese Kneipe, in der ich ab und zu, in einsamen, sentimentalen Stunden nur eine Musikbox mit Seemannsliedern vermißt hatte. Aber beim „Friesen“ gab es überhaupt keine Automaten, nicht einmal für Zigaretten, ein Umstand, der auf eine Marotte des Wirts zurückging, und der Satz, mit dem er diese Tatsache zu erklären pflegte, war längst eine feste Redensart geworden: „Bloß keine Automaten!“.

Ich kam pünktlich, aber ich war der Letzte. Die beiden saßen hinten rechts, der Skat-Kram lag schon bereit. Mein Chef machte uns bekannt, und wahrscheinlich hatte er von den Besonderheiten des Lokals erzählt, denn der Dritte versuchte die erste Pause mit einem „Bloß keine Automaten! Kommen wir gleich zur Sache!“ zu überbrücken. Wir lächelten korrekt, wir einigten uns auf Bier, und unser Mann bestimmte freundlich, in einer angenehm unkomplizierten Art das Tempo und lenkte zunächst den Stil, das Konversations-Niveau der Runde. Er eröffnete — sozusagen.

„Ich gebe freiwillig. Mit Kontra und Re, Ramsch nach jeder zweiten Bockrunde. Um einen Pfennig, wie abgemacht.“ Zu mir: „Sie sind der Jüngste. Sie schreiben. Einverstanden?“ Er schob mir den Block hin. „Keine Fiesematenten. Ich heiße Kurt, und Sie?“ — „Hans“, und mein Chef sagte halblaut „Uwe“, und wir zwei sahen uns einen Augenblick lang betroffen an. „Prost!“ Das Bier war gebracht worden, wir schluckten Schaum, hielten die Gläser in die Luft, setzten sie ab, atmeten aus. Er hatte einen kräftigen Zug ... Dienstag, später Nachmittag, milde Sonne staute sich in den Fenster-Nischen, Kneipen-Geräusche, die kleinen, gefährlichen, zersetzenden Abenteuer des Alltags; ich genoß die Spannung, fühlte mich wieder wohl.

Der Andere: Kräftig, um die fünfzig Jahre alt; in seinem etwas aufgedunsenen Gesicht steckte noch Energie. Das Gespräch glitt ruhig dahin, umkreiste Themen wie Land und Leute, Bemerkungen zum Spiel ergaben sich, jeder richtete ein paar Markierungen auf, die das eigene Leben betrafen, die Menge der Witze blieb dosiert, und die Witze hielten das Niveau, die Kalauer klangen frisch, fast wie geistvolle Anmerkungen, und jeder meisterte auch die Untiefen des Persönlichen. — Einmal zum Beispiel variierte ich einen Spruch meines Großvaters, des alten Schrötter: „Nichts für ungut“, sagte ich zum Anderen, „gestatten Sie einem Mann, der in Karelien gewesen ist, ein scharfes Kontra!“ — „Waren Sie in Karelien?“ hakte er ein. „Ach nein — Sie sind ja zu jung. Ein herrliches Land, Karelien. Aber damals ...“ Er vergaß sich: „Die Mücken, und die Wälder, überall Russen, zweihundvierzig, das war eine Scheiße. Mann, der Iwan! Na ja ... Kontra haben Sie gesagt, junger Freund? Kontra? — Re!“ Das heftige „Re!“ lockte vom Tresen her einen einzelnen Zuschauer an, der wortlos Zeuge einer Niederlage unseres Mannes wurde und dann wieder ging.

Es blieb offen, weshalb er diesen Abend gesucht hatte. Er offenbarte keinen

Komplex, kein Geheimnis. Wir tranken ein angemessenes Quantum Bier, mein Chef deutete gegen zweiundzwanzig Uhr an, daß wohl bald Schluß sein könne, und der Dritte ging sofort darauf ein. Zum Skatspiel war weiter nicht viel zu sagen: ich spielte sie beide in Grund und Boden, nüchtern und ohne Leidenschaft. Gesamtumsatz etwa sechzig Mark. Er bezahlte alle Getränke und gab ein gutes Trinkgeld, aber beim Skat ging es in der Abrechnung auf den Pfennig genau. Er richtete es so ein, daß mein Chef als Erster ging, ich dachte an die zweihundertfünfzig Mark, und dann signalisierte er mit zwei Fingern nach frischem Bier.

„Was verdienen Sie, junger Freund?“, begann er, und ich muckte auf, ich spürte den verschwitzten Hemdkragen im Nacken: „Wenn der Maßstab gilt, den Sie heute bei Ihren Verhandlungen angelegt haben, dann verdiene ich ein paar Quadratmeter. Monatlich.“

„Das gefällt mir an Ihnen“ — er erklärte nicht was —, „ich war auch mal so, damals, vor Karelien.“ Ich dachte, daß dies sentimentales Getue eines Arrivierten sei, ich war auch entschlossen, es ihm zu sagen ... Das frische Bier kam, er prostete mir zu, dann sprach nur noch er, es war ja egal, und als er wieder bestellte, selbstbewußt, wieder nur mit zwei Fingern, hatte er mich gewonnen, verpflichtet, unter Vertrag genommen: —

Ich sollte für ihn arbeiten, reisen, Gespräche führen, Vorverhandlungen tätigen („Genau, am Skat-Tisch! Ich brauche Sie wie heute Abend, Sie spielen Skat — für mich“). Ein Kontaktmann würde sich meiner annehmen, die Termine abstimmen, Nord- und Westdeutschland als Arbeitsgebiet. Zunächst jedenfalls, es würde wohl später keine regionalen Begrenzungen geben. Ein Gehalt von, sagen wir ... Mark. Lassen Sie — dazu Spesen, einen Wagen, eine Skat-Kasse, für eventuelle Verluste, aber Sie helfen mir besser, wenn Sie gewinnen („Hören Sie, ich brauche keinen Vertreter und auch keinen Schwätzer, der zufällig weiß, wie Karten gespielt werden“). Na ja, das wird so aussehen: wir laden ein, unsere Firma gibt sich die Ehre, zu einem Skatabend eben ... Sie werden das Vergnügen haben, mit Herrn Dings („Grinsen Sie doch nicht so!“) zu spielen. — Die Gegner? Grossisten, Vertreter, Geschäftsleute überhaupt, Vertreter von Behörden, auch Honoratioren, mal ein Privatmann, ein Bürgermeister: ein charmanter, junger, guter, intelligenter Skat-Partner steht zu Ihrer Verfügung ... Ja, und Sie sollten natürlich auch Turniere bestreiten, Preis-Skat und so, man wird Sie kennen („Bitte? Sie haben keine Ahnung von unserer Presse-Abteilung!“). Zwei-Jahres-Vertrag. Also ...?

Sagte er. Ich habe ihn nach dem Abend nie wiedergesehen, wieso auch, den Vertrag unterschrieb ich eine Woche später bei einem seiner Direktoren. Nach zwei Jahren machte ich mich selbständig ...

Jener Dienstagabend, an dem ich Skatspieler wurde, Profi also, ich weiß nicht wie. Ich kann mich nicht analysieren ... Wie wird man Clown, Bademeister, Autorennfahrer? Ich bin es eben — Skat-Spieler. Ich bin einen geraden Weg

gegangen, hundert Turniere und tausend Spieltische, aber beim Start, an dem einen Abend, als ich am Ende allein am Tresen stand, war ich betrunken.

Ich habe zwei Wagen zu Ende gefahren, 90 000 Kilometer Autobahn und Dorfstraße. Ich kenne fast alle Bier-Sorten. Ich weiß noch Gasthöfe, in denen die Übernachtung sieben Mark kostet. Ich habe mehr als fünfhundert Skat-Abende bestritten, keinen unter vier Stunden, bis auf den einen in Düsseldorf-Gerresheim, aber das war ein Mißgeschick. Fünfhundert Skat-Abende sind anderthalbtausend Bekanntschaften, die meisten habe ich wieder vergessen.

Ich habe immer wieder, wenn es so weit war, den Griff zur Brieftasche taxiert, für mich selbst getippt, was es sein würde: das Bild der Frau oder der Kinder, der Freundin oder des eigenen Hauses, ein Akt-Foto oder eine herausgerissene Zeitungs-Notiz, ein Personalausweis, ein Strafmandat oder ein Steuerbescheid. Diese Sekunden, in denen sie geheimnisvoll und wichtigerisch die Lederhülle aufschlugen, sind wie ein Strich auf einem großen Bierfilz: einen Zipfel der Seele gelüftet vor dem Fremden, Verständnis gefunden, die Papiere geordnet, die Verhältnisse auch, man kann sich sehen lassen; hier Mann, guck' dir das an: so bin ich ... Und viele, so überkam es mich dann, einsam oft wie die Trinker hinter meinem Rücken, haben kein anderes Training gekannt als Armut.

Damals war mein erster Gedanke, Willi ein Telegramm zu schicken, meinem alten Lehrmeister Willi Detlefsen die Depesche hinknallen zu lassen, gleich in die Setzerei. Vielleicht war es auch nicht mein erster Gedanke, wie hätte ich ein Telegramm aufgeben sollen; mir schwindelte, als alles zu Ende war, und es gelang mir nicht, die letzte Karte glatt auf den Tisch zu werfen, den Anspielkreis richtig zu treffen. Sie fiel mir aus der verschwitzten Hand fast auf den Boden, die Rückseite lag nach oben. Ich beugte mich vor, drehte die Karte um, legte sie in die Mitte.

Karo neun.

Es war der sechste Tag, am späten Nachmittag, es war der 20. August. Der Schweiß brannte mir in den Augen. Millionen haben auf diese Karte gestarrt, die immer noch nicht genau in der Markierung lag: Karo neun, aber die Millionen wußten auch, daß es völlig egal war, was für eine Karte gekommen war, der Stich mußte mir gehören.

Der Schiedsrichter schwieg, mein Anspiel galt, links von mir kam Karo acht, dann warf Niberl, der Südtiroler, die Pik Dame dazu.

Ich hörte die Stimme des Kampfrichters schräg von oben und weit weg: „Einfundsechzig“, zählte die Stimme.

Niberl stand auf, dann Michalski aus der DDR; Korobkow, der Russe, wir standen alle auf. Ich merkte, daß ich einen Augenblick lang schwankte, und wie in einem Wachtraum glaubte ich die Düsseldorfer Kantine zu sehen, die Reihen der leeren Resopaltische mit Stahlrohrbeinen, und wir selbst in einer Ecke, Willi,

die anderen; Januar-Himmel — und alles weggewischt, als später die Fernseh-Aufzeichnung dieser Szene ablief („Herr Schrötter, was dachten Sie in diesem Augenblick?“). — Ich habe Willi Detlefsen das Telegramm nie geschickt, ich wünsche mir, daß er diese Zeilen liest.

Ich hatte gewonnen, dieses eine Spiel, die Weltmeisterschaft, alles ... Glück überkam mich, und die nächsten Minuten habe ich nicht bewußt erlebt: Gesichter um mich herum, das bläulich-schwarze Loch eines Kamera-Objektivs tanzte vor meinen Augen, einzelne Stimmen über einer Flut von Lärm; Fahnen, mein Gott, ja, im Sport wehen noch Fahnen, sie schoben mich dem Lärm entgegen, in eine Gasse hinein, erst Menschen, dann Mauern, das Hemd hing mir hinten über der Hose, und dann stand ich unter der Dusche, ich sang und schluckte das heiße Wasser, das mir übers Gesicht in den Mund lief.

Manchmal werde ich jetzt darauf angesprochen, von Spielern, von Fans, sie hätten die Partien nachgelesen, auch richtig nachgespielt zum Teil. Nicht, daß sie glaubten, sie hätten es besser machen können, aber in dem ganzen Buch von sie dreihundert Seiten, dem Standard-Werk mit ein paar tausend Spielmehr als dreihundert Seiten, dem Standard-Werk mit ein paar tausend Spiel-Protokollen, sei auch nicht eine Runde, die sie mitgerissen habe. Kein Kampfblatt, zu viel Defensivspiel, kein Risiko, und ob nicht hinten der Lange, der Sohn des Bürgermeisters, der Sieger im letzten Preis-Skat, ob der nicht auch hätte Weltmeister werden können. So betrachtet, ich meine, und so ... Schließlich spielten sie in Westfalen, in Schleswig-Holstein, am linken Niederrhein — das ist in jeder Landschaft eine provinzielle Selbstverständlichkeit — alle einen guten Skat. Da ist sie dann wieder, die Frage, verformt zu einem Vorwurf: Wie wird man das, wie ist das — Skat-Weltmeister?

Nun gut. Das Schlimmste damals war in Wirklichkeit die Kuppel. Eine Fehlkonstruktion, die mehr als zwei Millionen Mark gekostet hatte, und daß es eine Fehlkonstruktion war, zeigte sich erst in der Praxis — als die Kuppel im Stadion stand, genau auf dem Mittelkreis des Fußballfeldes, und wir in ihr spielen mußten. Sie war schalldicht, man konnte hineinsehen, aber nicht hinaus, diese Kabine glich einem Skat-Laboratorium; eine Symbiose von Spielkarten, Plastik und Technik, von der nicht immer das Spiel profitierte. Architektonisch hatte man nach Zentimetern geplant, eingeteilt; Korobkow sah manchmal aus, als unterdrücke er einen Wutanfall, wenn er sich auf den Platz zu schwingen versuchte und dabei mit den Knieen das Gestänge streifte, das zum Schiedsrichtersitz führte.

Wir gewöhnten uns, bis auf den einen Fehler stimmte ja alles, sie hatten mit dem Organisations-Komitee sogar die Farben der vier Tisch-Sektoren getestet und sich für grau, orange, grün und braun entschieden, der Anspielpunkt selbst, Durchmesser dreißig Zentimeter, war schwarz. Es wurde auch der Tisch neu justiert, die Höhe der Spielfläche betrug von der Endrunde, vom 17. August an, vierundneunzig Zentimeter — Korobkow ist 2,01 Meter groß. Es entsprach alles dem Reglement, es hatte nur keiner vorausgesehen, daß die Temperatur unter

den Glaswänden bis auf 34 Grad ansteigen konnte, und so spielten wir in der Stille eines Brutofens. Es war nichts mehr zu ändern, es gab keine Möglichkeiten, eine Klima-Anlage einzubauen, man konnte auch nicht einfach Ventilatoren in die Kuppel stellen, natürlich nicht. Wir schwitzten und spielten, und die 40 000 draußen lutschten Eis oder tranken Bier und wunderten sich, wenn auf den vier Anzeigetafeln alle Stunde dreimal hintereinander alle vier Asse eingebendet wurden, das Zeichen, daß die Karten ausgewechselt worden waren. Die anderen waren hin, zu Ende gespielt, sie klebten.

Das Mißverständnis war grotesk. Zum erstenmal fanden Skat-Weltmeisterschaften statt, die mit Hilfe der Elektronik zu einem wahren Festival wurden, bei dem jeder Spielzug zu sehen war. Jede Karte, sobald sie im schwarzen Zentrum lag, leuchtete auf den Anzeigetafeln. Es war ein perfekter Service für die Besucher im Stadion und für die Fernseh-Übertragungen; Tafeln, über die auf weißem Grund die Kartenwerte flackerten, sich neu gruppierten; Tafeln, auf denen die Zahl der Punkte addiert war und sogar die schon abgelegten Stiche eingesehen werden konnten. Nie ist weniger Skat gespielt worden in Deutschland, nie haben zur gleichen Zeit mehr beim Skat zugesehen als in jener einen Augustwoche, in der erst 32 Mann, dann 16, schließlich acht und am Ende dreieinhalb Tage lang immer die selben vier Mann die Karten in ihren Händen auseinanderfächerten, allein in der gläsernen Lautlosigkeit der Kuppel und abfotografiert bis unters Doppelkinn. Ungeschminkt abgelichtet in Farbe, PAL-System; Skatspieler, Kumpel, Wettkämpfer; überanstrengt, gereizt, verschwitzt — ausgeliefert schließlich einer technischen Panne, die im offiziellen Protokoll als Fußnote vermerkt ist: „Aufgrund einer fehlenden Klima-Einrichtung, die aus organisationstechnischen Gründen nicht mehr installiert werden konnte, mußte in der Wettkampfkabine bei einer durchschnittlichen Temperatur von 32 Grad Celsius gespielt werden. Gemessene Höchst-Temperatur: 34,1 Grad am sechsten Spieltag gegen 15 Uhr.“

Vieles ist uns Teilnehmern erst hinterher bewußt geworden, einiges wurde uns erzählt, manches verschwiegen; eigentlich lebten wir eine ganze Woche lang wie unter einer Kuppel. Dann und wann waren wir auch wiederum froh, der Hektik zu entkommen, uns aus dem Trubel von Stimmungen und Prognosen an den Endspiel-Tisch flüchten zu können. Bei den Einmärschen ging es mir so, während dieser Minuten der Eröffnungszeremonien streng nach den Satzungen, diesen steifen, pathetischen Einleitungen und Gesten, Tag für Tag. Sechsmal die Marschmusik, sechsmal die Fahnen der jeweils gerade beteiligten Mannschaften, sechsmal der groteske Einzug aus allen vier Richtungen in die Arena, wobei die zwei Mädchen, die aus dem Scheitelpunkt der Kurven ihren Spieler mit dem Pappsschild voran zur Mitte führten, mit etwas größeren Schritten erreichten, daß wir wirklich alle vier gleichzeitig vor der Kuppel eintrafen. Dann das Einrücken, begleitet vom rhythmischen Händeklatschen der Zuschauer, noch eine Runde im abgezirkelten Tempo rund um die Kuppel, danach

verschwand der Spieler, der für Platz eins ausgelost war, zuerst im Eingang. Es folgten die Teilnehmer in der Reihenfolge der Plätze zwei bis vier. Stunden später, wenn wir wieder herauskamen, zögernd, zweifelnd, enttäuscht, durstig, abgekämpft, verschwitzt, nervös, bevor wir auf den Tribünentunnel lostrotteten, packte mich die Ahnung, was draußen im Stadion geschehen sein mußte: diese Sturzseen von Leidenschaft, die nach der Stille uns überschütteten, uns nachliefen bis in die Gänge und Kabinen! Ich stellte mich darauf ein, als Letzter aus der Kuppel zu gehen, ich wartete, stand am anderen Ende des Raums, sah zu, wie einer der Funktionäre die zwei Hebel der Tür umlegte. Ich wappnete mich, für den nächsten Augenblick und die folgenden Minuten, ich spürte den Schweiß in den Hautfalten, wenn ich die Augen zusammenkniff, in das Licht starrte, auf den Rasen sah, den Zuschauerwall erfaßte und auf den Lärm lauerte, der das taube Gefühl, das ich mit einer winzigen Verzögerung noch zu spüren glaubte, aufsog, auslöschte. Und ich genoß diesen Schock. Sie hatten einen Sprechchor improvisiert, einen monotonen Singsang der Fußball-Fans aus Schalke abgewandelt, mit dem sie uns empfingen: „Ach — zehn — zwan — zig — — ejajaja!“ Oder, in der Endrunde: „Schrötter soll sie — gen — — ejajaja!“ Ich spürte den Duft des frischgemähten Stadionrasens, ich wäre das Stück bis zum Tunnel gern barfuß gegangen, und der Lärm war wie eine Droge.

Droge.
Es war eine große Tat des Internationalen Skat-Verbandes, diese erste Weltmeisterschaft nach der Einführung des jetzigen Austragungsmodus ins Ruhrgebiet zu vergeben, nach Castrop-Rauxel. Ein besseres Publikum hat der Skat-Sport nie gehabt — Tag um Tag 40 000 Fans, leidenschaftliche, aber keineswegs fanatische Kiebitze. Ich habe diese Atmosphäre in den Fernseh-Aufzeichnungen nacherlebt, die Phasen einzelner Partien ließen sich in den Gesichtern ablesen, in den Großeinstellungen.

Wie sie warteten, lauerten: gemischt, abgehoben, verteilt, aufgenommen, ausgefächer und gesteckt, das „Ah!“ und das Raunen, wenn sich die Fronten klärten, die Konstellationen abzusehen waren. Manchmal pfiffen sie auch: wenn der Zufall einem von uns ein ganz sicheres Blatt zuspielte, wenn nicht groß zu reizen war, einer wie selbstverständlich seine Stiche kassierte. Dann wieder der Tumult, als auf den Anzeigetafeln die Ziffern kletterten; Michalski reizte Korobkow, er ging bis zweiundsiebzig, er wagte viel, an jenem Tag und bei seinem Stand riskierte Michalski sogar alles. Nach mehr als einer Minute paßte er endlich, und in die Pause hinein, während der Beifall verebbte, forderte ich Korobkow, steigerte auf achtzig. Es war jenes eine Spiel, mit dem sich die Wende anbahnte, als ich am zweiten Tag des Finales vom vierten auf den zweiten Rang in der Gesamtwertung vorrückte. Vorentscheidung. Gereizt bis achtzig, Korobkow zuckte mit den Schultern, ließ mir das Spiel — Herz. Herz ohne sieben und nur vier Augen gedrückt. Als dieses Spiel lief, schrieen sie — erst einzelne, dann mehr, schließlich alle, immer wieder im Stakkato nur das eine Wort: Herz!

— „Herz! Herz! Herz! Herz!“, und sie hörten auch nicht auf, nachdem ich schon mehr als sechzig Augen erreicht hatte, sie schrieen bis zum Ende dieses Spiels, und danach war nur noch Beifall; Beifall für uns alle. Oder die eine Szene, dieser Ausbruch von Mitgefühl, ein einziges langgezogenes „Nein!“ voller Bestürzung, als Niberl sich einmal verwarf, die Karte hinausschnickte in seiner lässigen Art, die Blätter in einem ganz flachen Bogen in den Anspielkreis zu zirkeln, wie er Kreuz nahm, statt Pik . . .

Es gab keine Krawallszenen wie beim Fußball, sie hatten ihre Fahnen mit, sie sangen in den Pausen. Es waren alles Fachleute, 40 000 Mann; ich bin sicher, sie hätten jeden anderen Sieger genauso gefeiert wie schließlich mich.

Zurück: Das Stadion, die Kuppel und innen wir. Hinter der Glaswand war alles anders; dieser Aufschrei draußen, als Niberl die falsche Karte warf, brach sich an der Stille, in der Niberl verwundert „Mei...“ sagte, die restlichen Karten hinlegte. Dann erst wurde er wütend; „Sakra!“ rief er, „Sakra, dös G'lump!“ Es sah aus, als wollte er aufspringen, aber der Blick des Kampfrichters zwang ihn auf seinen Hocker zurück. In seinem Luis-Trenker-Gesicht arbeitete es („Früher“, erzählte Niberl beim Bankett, „wann mir in Brixen Kartn gspult ham, hatts allweil a Rauferei gebn“); und es wurde wieder ganz still. Finale unter Glas.

Weiter war nichts bei uns in jener Szene, aber nach der Gefühls-Skala, die uns am Tisch noch gestattet war, hatte Niberl es nur der Großmütigkeit des Schiedsgerichts zu verdanken, daß er ohne Ermahnung davonkam.

Korobkow wartete in diesem Fall mit dem Mischen und Geben, bis der Kampfrichter durch ein Handzeichen die Karten wieder freigab. Auf der Tafel erschien der neue Spielstand in rot, nicht in gelb; Spiele, die nicht korrekt zu Ende geführt worden waren, bei denen jemand verworfen, nicht bedient, keinen Skat zurückgelegt hatte, diese Notierungen erfolgten in rot. Korobkows Mischen, gleichmäßig, wie immer bei ihm etwas zu umständlich, das war unter Glas ein deutliches Geräusch, ich mußte abheben, und als ich den Stapel Karten abnahm, vorsichtig und lautlos, mit Daumen und Mittelfinger das Päckchen ungefähr halbierend, wußte ich, daß Michalski mich beobachtete. Ich sah nicht auf, Korobkow verteilte, einzeln, Karte um Karte. Das Stecken war wieder ein anderes Geräusch, und ich hätte zum Schluß die Gegner danach identifizieren können, nach diesem Schurren und Schaben, dem dünnen Pochen, wie sie ihr Blatt auf dem Tisch noch einmal zu einem schmalen Block zureckklopften, bevor sie ihn aufnahmen und auseinanderfächerten.

Ich kam mit ein paar Bemerkungen an den Journalisten vorbei, die noch draußen herumstanden, es ist strapaziös, in solchen Begegnungen intelligent und schlagfertig wirken zu wollen. Jemand provozierte mich mit der Frage, ob ich nicht aggressiver spielen müsse, und ich antwortete, ich könnte es mal versuchen, wenn er der Ansicht sei. Sie lachten, der Ring öffnete sich zu einer Filmkamera hin,

ich gab mir Mühe, gleichmäßig auszusehen. — Ich meine, Sportjournalismus ist ein harter Job, ich kenne einige dieser Leute, und ich habe sie etwas oberflächlich in zwei Kategorien eingeteilt, in Frager und Beobachter. Die Frager sind die Leute der ersten Reihe, die Reporter. Sie suchen Gags und Knüller und Schlagzeilen, sie kehren den Kumpel heraus, es macht ihnen nichts aus, sich in die Kabine hineinzuschwindeln, sie übersehen großmütig, daß man in der Unterhose steht, und ich weiß schon, was ich morgen gesagt haben werde. Sie machen die Geschichte, die zur Zeile paßt: Schrötter putzte die Platte. So hieß mal eine. Dufte Story. Wir haben dich ganz groß verkauft. Nette Leute, die Frager; aber irgendwie kann ich es besser mit den anderen, mit den Stillen, die zusehen, die Impressionen sammeln, die Wettkampf-Atmosphäre vermitteln. Man tut sich schwerer, einander kennenzulernen, manchmal ruft jemand an und verabredet sich für ein Interview bei mir zu Hause, die Journalisten der zweiten Kategorie überraschen einen auf ihre Art. Pseudo-Psychologen; man vergißt, daß sie einen zu sezieren versuchen. Und hinterher bin ich neugierig, ein Stück Wahrheit über mich selbst zu erfahren. — Dann gibt es noch die Geschichten, die nie geschrieben werden, weil wir Sportler sie nicht mehr erzählen; die Reportagen der Stunde vor dem Finale, der Minuten vor der Entscheidung, die Geschichten, die aufhören, wenn die Fernseh-Übertragung beginnt. Ich habe mit ihnen darüber gesprochen, mit ihnen während einer Jahreshauptversammlung des Sportjournalisten-Verbandes über das Interview diskutiert, das nie gemacht werden wird. Was jeder von ihnen schon gesehen hat, und was keiner beschreiben kann: der Mann, der mit seiner Tasche in die Arena geführt wird, einer von zwölf, ein Athlet in der letzten halben Stunde vor dem olympischen Endlauf über 1500 Meter — Mittel- und Langstreckenrennen haben mich immer fasziniert —, geschunden von der Angst vor dieser Entscheidung, die achtzigtausend Zeugen und siebenhundert Millionen Zuschauer haben wird, eine Entscheidung von nicht einmal dreidreiviertel Minuten, für die er jahrelang gelebt hat. Die Minuten vor dem Start, in denen die Droge des Willens zu wirken beginnt und die Gedanken absorbiert, das Bewußtsein verdrängt. Er wird sich übergeben müssen, wird laufen bis zum Black-out; Kreislauf-Kollaps mit sofort einsetzender Erholung. Die Minuten, in denen er sich umzieht, in der Tasche herumkramt, wo zwischen Socken, Pullovern und einem Handtuch der letzte Brief der Freundin hineingestopft ist wie ein Amulett aus den guten Tagen der Liebe und der Popmusik. Und die Minute, in der er sich in die Reihe stellt, sich trippelnd dirigieren läßt von den Zeichen nervöser Kampfrichter, die letzte Ansage der Lautsprecher über ihn hinwegweht, er sich vorbeugt, die Farben der Nation am austrainierten Körper, Nationaltrikot; die Sekunden, in denen ihn der Startschuß loshetzt, ihn der REMPLER eines Rivalen in den Pulk zurückstößt, in denen er vorwärtsläuft, in die lange erste Gerade hinein — der Niederlage entgegen. Endkampf; die letzte Runde im Stadion auf der Kunststoffbahn, die letzte Runde unter der Kuppel zu mischen; Finale — die Interviews des Sports, die nie gemacht werden.

Liebe Kollegen, liebe Eltern, liebe Schüler!

Wenn diese Rede wesentlich anders ausfällt, als Sie erwarten oder als man im Rahmen einer Feierstunde, in diesem Fall der Feier zur Entlassung unserer Abiturienten, gemeinhin erwartet, so ist dies eine Konsequenz, die Sie oder doch einige von Ihnen sich selber zuzuschreiben haben. Die Zusammenarbeit mit Ihnen bzw. einigen von Ihnen, zu der ich im Rahmen der schulischen Tätigkeit, bei Konferenzen, Elternberatungen, SMV-Versammlungen und so fort gezwungen war, diese Zusammenarbeit war im Verlauf dieses Schuljahrs und vor allem in den letzten Monaten und Wochen unbefriedigend und unerfreulich, und ich habe allen Grund, über Störaktionen und Mißtöne aller Art, über diese pseudodemokratische Besserwisserei, die nicht einmal vor unseren Schulen hält, persönlich empört zu sein. Wenn Sie oder wenn einige von Ihnen glauben, Demokratie mit Herrschaft oder Herrschaftsanmaßung verwechseln zu können, und zu faschistischen Methoden der Gewaltanwendung greifen, anstatt sich in demokratischer Fairness an die Spielregeln zu halten und sich dem Willen der Mehrheit zu fügen, wenn Sie oder einige von Ihnen offensichtlich die Atmosphäre unserer Schule und unserer Gemeinschaft vergiften wollen und nicht einmal vor Psychoterror zurückschrecken, dann gibt's nur eins: nämlich Gegengewalt! Und die können Sie zu spüren bekommen, wenn's beliebt! Meine Damen und Herren, die Schule ist eine Stätte ernster Arbeit und keine Spielwiese für Anarchisten und Salonrevoluzzer, und was unsere Gesellschaft braucht, das ist nicht Umsturz oder Verunsicherung in einer Zeit, da jeder einzelne von uns ohnehin schon verunsichert ist, mehr denn je, bis zur psychischen Verstörung — was unsere Gesellschaft braucht, das ist der Wille zu ernsthafter, verantwortlicher Mitarbeit, und das heißt zur Festigung unserer freiheitlich-demokratischen Ordnung auf der Grundlage unserer freiheitlich-rechtmäßigen Verfassung, dem Boden unseres Grundgesetzes! — Meine Herren, wenn Ihnen oder einigen von Ihnen das, was ich hier sage, nicht paßt oder wenn Sie bis heute noch nicht gelernt haben zuzuhören, jawohl, zuzuhören — Hagedorn — Herr Hagedorn! — da Sie ja glauben, auf diese Form der Anrede Anspruch zu haben — was wollen Sie? — Das ist genau die Sprache, die Sie hören wollen! Das haben wir von Ihnen gelernt! Sie sind doch sonst nicht zimperlich, oder? — Was das soll? — Das werden Sie hören! O ja, meine Herren! Ich werde Sie — das werden

Sie — ich, bitte, ich werde Sie bedienen, meine Herren! Und zwar hier, in aller Öffentlichkeit, in Gegenwart Ihrer Eltern! — Meine Damen und Herren, ich gebe hier zwei Vorfälle bekannt — ich fühle mich jetzt provoziert, das zu sagen, was ich sonst aus Gründen der Selbstachtung mit Schweigen übergegangen hätte: Wer von Ihnen, meine Herren aus den Oberprimen, aus der Klasse a oder b, wer von Ihnen war es denn, der ein schwedisches Versandhaus beauftragt hat, mir pornographische Schriften ins Haus zu schicken? Wo ist denn dieser Held, dieser Witzbold, wer von Ihnen ist denn das Schwein, das meiner Frau per Post eine offene, an mich adressierte Karte fiktiven Inhalts zustellen ließ, die von einer stadtbekannten Dame aus der Stahlstraße unterzeichnet war? — Nein, ich erwarte nicht, daß das Schwein so mutig ist, sich zu melden! Aber das kann ich Ihnen sagen, daß ich, solange dieser Fall unaufgeklärt ist, keinem von Ihnen die Hand geben werde, ich werde mich von keinem von Ihnen mit Händedruck verabschieden! Ihre Zeugnisse können Sie sich im Sekretariat abholen, oder sie werden Ihnen per Post zugestellt. Unsere Erziehungsaufgabe, meine Aufgabe und die meiner Kollegen, ist erledigt. Leid tun mir nur Ihre Eltern, die Ihnen und auch denjenigen von Ihnen, die besser bei der Bundeswehr aufgehoben wären, unter erheblichen finanziellen Opfern ein Studium finanzieren wollen, das Sie oder einige von Ihnen dann doch nur mißbrauchen werden, um den Keim der Zersetzung in unser Volk und in unsere Institutionen zu tragen. Armes Deutschland! kann ich da nur sagen. — Ja! Ja, gewiß! Damit haben Sie nicht gerechnet, nicht wahr? Wer hat denn immer gefordert, daß Schüler und Lehrer miteinander in größter Offenheit, mit größtem Freimut reden und öffentlich diskutieren sollen, was die Öffentlichkeit angeht? Wer hat sich denn immer eingesetzt für öffentliche Kontrolle und Kritik? Wer hat denn Informationen über interne schulische Vorgänge an die Presse gegeben und jede Lappalie an die große Glocke gehängt? Wer hat denn meine vorzeitige Pensionierung gefordert und eine Schülermutter, Frau Wolter — sie ist hier anwesend und kann es bestätigen —, wer hat denn Frau Wolter dazu angestiftet, den Kollegen Niemeyer bei Gericht zu denunzieren? Wer war denn das? Das waren doch Sie, meine Herren von der SMV, zusammen mit Herrn Studienreferendar Keller, dem dann allerdings der Boden hier zu heiß geworden ist und der sich inzwischen nach Bremen abgesetzt hat, um sein Zweites Staatsexamen zu sichern — wohl bekomm's! Öffentlichkeit, meine Herren, allerdings! Sie werden es kaum für möglich halten, aber ich greife Ihre Anregung auf. Jetzt wende *ich* mich an die Öffentlichkeit. Ich brauche die Öffentlichkeit nicht zu scheuen, ich habe sie auf meiner Seite, was man von Ihnen wohl kaum sagen kann, und ich werde mit dem, was ich Ihnen hier öffentlich sage, ein Exempel statuieren, das Ihnen unvergänglich bleiben mag und das den positiven Kräften in unserer Schulgemeinschaft öffentlich zeigen mag, was hier gespielt wird und was hier auf dem Spiel steht. Ich rede mit offenem Visier, meine Herren, ganz so, wie es Ihnen beliebt. Hören Sie gut zu! Ich sage Ihnen zum Abschied das, was Sie bisher nicht hören wollten

und was Sie bei jeder Gelegenheit, in den Klassenräumen und auf dem Schulhof, mit Sprechchören niedergeschrien haben. Jetzt spreche ich das Schlußwort, öffentlich, offen, demokratisch, wie's beliebt, meine Herren, ganz nach Ihrem Belieben. Jetzt spreche *ich*, für den progressiven demokratischen Geist dieser Schule, für jene meiner Kollegen, die noch demokratische Werte hochhalten, und für die Eltern, denen noch daran gelegen ist, ihre Söhne nicht zu Gammern und Deserteuren, sondern zu verantwortungsbewußten und pflichtbewußten, aufrechten Staatsbürgern zu erziehen. Das werden Sie sich anhören, meine Herren, und ich werde hier das sagen, was ich als Leiter dieser Schule zu den Vorgängen in unserer Schule zu sagen habe:

Erstens: In der jüngsten Ausgabe des PRISMAS, unserer Schulzeitung, hat Watkins, unser Austauschschüler von Bacon School, unter der Überschrift „Under the Heavy Hand of the Head“ behauptet, daß unser Schülerparlament eine Farce sei und daß alle Beschlüsse der SMV von mir vorgefertigt und den Schülern suggeriert würden. Er hat ferner behauptet, die SMV-Mitglieder stünden psychisch unter Druck, weil an jeder SMV-Sitzung mindestens drei Lehrer als Berater teilnehmen, deren Ratschläge nichts anderes als kaschierte Befehle seien usw., ich spare mir die Fortsetzung dieses Pamphlets, es ist Ihnen bekannt. Meine Herren, dieser Artikel strotzt vor sachlichen Unwahrheiten und spricht jeder fairen Berichterstattung Hohn! Tatsache ist, daß an den Sitzungen nicht drei, sondern nur zwei Lehrer teilnehmen, und zwar aufgrund der Satzung, die die Schülerschaft sich in Übereinstimmung mit der Lehrerschaft selber gegeben hat! Und Tatsache ist, daß mir keiner von Ihnen, als ich Ihnen kurz vor der Zulassungskonferenz meine Teilnahme an den Sitzungen anbot, daß mir nicht einer von Ihnen, meine Herren von der SMV, erklärt hat, meine Teilnahme an Ihren Sitzungen sei Ihnen unerwünscht! Jim Watkins und Westphal, der diesen Artikel kritiklos und unredigiert abdruckte, haben mein Vertrauen mißbraucht! Westphal hat inzwischen in Imitation höherer Diplomatie aus gesundheitlichen Gründen sein Amt als Redakteur niedergelegt und mir sogar ein von seinem Vater ausgestelltes ärztliches Attest vorgelegt — daß ich nicht lache! Wie Westphal bei derart evidenter Unreife bei uns im nächsten Jahr das Zeugnis der Reife erlangen will, bleibt mir unerfindlich. Aber zu Watkins! Watkins — ach ja, sieh an! — Watkins, der jetzt, wie ich sehe, mit tragischer Geste die Aula verläßt — ja, machen Sie ihm ruhig Platz, lassen Sie ihn ruhig gehen! — Watkins, der im Rahmen unserer School Affiliation mit Bacon School unsere Gastfreundschaft genießt, Watkins hat die ihm gewährte demokratische Freiheit dazu mißbraucht, die Schülerschaft gegen mich, den Direktor, und gegen die Lehrerschaft aufzuwiegeln. Diese Sache wird für Watkins, dessen schulische Laufbahn ja noch nicht beendet ist, ein böses Nachspiel haben, da wird es noch Heulen und Zähnekirschen geben in der Watkins Family — mein Bericht an Mr. Moore, den Direktor von Bacon School, ist bereits unterwegs. Im übrigen erkläre ich der Schülerschaft folgendes: Ich werde den Sitzungsraum der SMV ab sofort nicht mehr betreten

— dieser Applaus, meine Herren, dieser spontane Applaus ist deplaziert, ist völlig deplaziert, und ich kann Ihnen nur sagen, Ihr Mißerfolg, auf den Sie zusteuern, wird mir recht geben, wird mir nachträglich recht geben! — Abwarten? Jawohl, das wollen wir abwarten, meine Herren! Al-ler-dings wollen wir das abwarten! Im übrigen haben Sie ja auch schon bewiesen, zu welchen Fehlleistungen Sie in eigener Regie fähig sind, und damit bin ich bei Punkt zwei:
Vor wenigen Wochen hatten wir in diesem Raum einen Dichterling oder, wie Sie sagen, einen Autor zu Gast, der auf Ihren Wunsch und auf Ihren Vorschlag, meine Herren von der SMV, vor den Schülern der Oberstufe aus seinen Werken las, und zwar politische Prosa, wie er es nannte, ich würde sagen: ein übles Gemisch aus Pornographie und Hetze! Ein literarisch ungebildeter junger Mann, der sich bereits während des Vorgesprächs mit mir darüber lustig machte, daß ich die Unterprima die „Iphigenie“ lesen lasse, zugleich aber — bezeichnenderweise — fleißig Büchner und Heine zitierte, so klang es jedenfalls, und der dann das Recht der freien Meinungsausübung mißbrauchte, indem er zur „Zersetzung“ — ich zitiere — „des fetten Wohlwollens jener Studienräte“ aufrief, „die ihre Primaner mit du anquatschen, um sie in ein autoritäres Abhängigkeitsverhältnis, ein falsches Kindschaftsverhältnis zu zwingen“, und der — ich zitiere wieder — zur „Zersetzung der geistigen Trägheit jener Lehrer“ aufrief, „die es ablehnen, eine von Schülern zusammengestellte Dokumentation über Vietnam zu lesen, mit der Begründung, sie hätten ja nicht einmal Zeit, ihre Jagdzeitung zu lesen“ — meine Herren, wo soll denn das vorgekommen sein! — Was? — Lüneburg?
— Ja, Sie glauben auch alles! Sie sind ja auch auf die billigen demagogischen Tricks dieses Herrn hereingefallen, Sie haben diesem Mann, diesem Totengräber unserer Demokratie, der dann mit gieriger Dichterhand 300,— DM aus unserem Veranstaltungsbudget einstrich, Sie haben ihm ja sogar noch applaudiert! Armes Deutschland! kann ich da nur sagen. — Nein, meine Herren, wer Werte zersetzt, kann nicht unser Partner sein, auch nicht in einer sogenannten pluralistischen Gesellschaft! Werte gelten allgemein, und meine Hochachtung gilt allen jenen Kräften in unserem Staat, die diese Werte, Werte des Geistes und wahrer Kultur, hochhalten und verteidigen gegen Anarchie, Nihilismus und Destruktion. In diesem Geiste, meine Damen und Herren, dem humanen und humanistischen Geiste eines Wilhelm von Humboldt, nach dem diese unsere Schule benannt ist, in diesem Geiste bin ich, ist meine Generation erzogen worden, und ich glaube, ich spreche auch im Namen der hier versammelten Eltern und im Namen aller meiner Kollegen, wenn ich erkläre: dieser Geist, der schon so viele politische und nationale Katastrophen überdauert hat, er wird auch vor dem Fetisch Revolution nicht in die Knie sinken, sondern sich behaupten — ich glaube, dafür ist auch und gerade das Beispiel der CSSR in diesen Tagen ein augenfälliger Beweis. — Ich danke Ihnen für Ihre Zustimmung.
Meine Damen und Herren, lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit und zum Schluß dieser unkonventionellen, aber hoffentlich einprägsamen Ansprache in

aller Öffentlichkeit und in aller Offenheit auch einige klärende Worte sagen zu jenem Ereignis, jenem tragischen Unglücksfall, der sich im vergangenen Halbjahr an unserer Schule zugetragen hat und der auch diese Feierstunde zu unserer aller tief empfundenem Bedauern und zu unserer Leidwesen tragisch überschattet. Bei einer Kollision mit einem Schleppkahn auf dem Rhein ist unsere Ariel, der Ruder-Achter unserer Schule, den wir erst wenige Wochen zuvor dank den großzügigen finanziellen Spenden von Seiten unserer Ehemaligen, der Elternschaft und auch einiger Kollegen hatten anschaffen können, auf tragische Weise verunglückt, und wir beklagen bis zu dieser Stunde und in dieser Stunde das Ableben eines unserer begabtesten, eines unserer fähigsten Schüler, des Oberprimaners Bernd Wolter, der für unsere Schule, für Humboldt, bei so vielen sportlichen Wettkämpfen Trophäen errungen hat und der uns wegen seines überall, bei Lehrern und Schülern beliebten freundlichen Wesens, seines sportlichen und schulischen Ehrgeizes, wegen seiner menschlichen und charakterlichen Eigenschaften ein leuchtendes Vorbild sein wird, jetzt und immerdar. Bernd Wolter ist uns unvergesslich. Wir beklagen mit ihm zugleich das Leid seiner Mutter, die so kurz nach dem Tode ihres Mannes nun auf so unfaßliche Weise auch ihren ältesten Sohn verloren hat, auf den sie zu Recht so große Hoffnungen setzte und der ihr nun durch ein grausames und zutiefst tragisches Geschick entrissen ist. Unser Mitgefühl gilt aber auch unserem verdienten Kollegen, Herrn Studienrat Niemeyer, der bereits als junger Student, 1936 bei der Berliner Olympiade, in der Ruderriege eine Medaille für Deutschland errang, der, am Steuer unserer Ariel sitzend und sie lenkend mit sicherer Hand, das Unfaßbare aus nächster Nähe mit ansehen mußte und der noch heute unter den Folgen des Schocks, den er dabei erlitten, schwer zu leiden hat. Liebe Frau Wolter, wir alle verstehen, was in dieser Stunde in Ihnen vorgehen mag und was Sie zunächst, damals, bevor ich Sie zu Hause aufsuchte, um Ihnen mein Beileid zu bekunden, was Sie damals, bevor Sie noch mit mir Rücksprache genommen hatten, unter dem Übermaß des auf Sie einstürzenden Leids und infolge der Fehlinformationen, die unser junger Kollege Keller Ihnen unbedacht zuleitete, was Sie damals bewogen hat, gegen Herrn Dr. Niemeyer als den aufsichtführenden Lehrer Strafanzeige zu erstatten und auf ein Disziplinarverfahren zu dringen. Eine solche Reaktion auf ein rational unfaßbares Geschehen ist menschlich nur allzu verständlich. Es muß ja so sein, daß jede Faser des Empfindens sich dagegen sträubt, das Unbegreifliche anzunehmen und hinzunehmen. Das menschliche Denken fragt und sucht nach der Ursache des Geschehenen, es fragt nach dem Schuldigen — wer täte dies nicht! Nur so, meine Damen und Herren, ist es ja auch denkbar, daß da Stimmen laut geworden sind, die es als eine Grundregel des Rudersports bezeichneten, daß man niemals versuchen dürfe, vor einem herannahenden Schleppzug einen Fluss zu überqueren, sondern den Schleppzug stets an sich vorbeiziehen lassen müsse. Nun, meine Damen und Herren, keine Regel gilt, wie wir wissen, ohne Ausnahme, und Herr Dr. Niemeyer hat mir glaubhaft versichert — und das

haben auch die übrigen Augenzeugen bestätigt —, daß es unmöglich war, das rasche Herannahen des Schleppzugs vom Ufer aus richtig einzuschätzen und daß, als er dennoch das Startzeichen zum Überqueren des Flusses gab, der Schleppzug noch so weit stromauf entfernt war, daß für das befohlene Manöver nicht die geringste Gefahr bestand. Auch erfolgte der Gegenbefehl in dem Augenblick, als die unvermutete Gefahr erkannt war, unverzüglich, und nur durch den Umstand, daß einige Schüler trotz des Gegenbefehls weiterruderten, während die übrigen die Fahrt zu verlangsamten suchten, nur durch den Ungehorsam dieser Schüler, dadurch, daß die Ruder sich verhedderten und eine Panik ausbrach, bei der dann auch der letzte, verzweifelte Befehl zum Weiterrudern nicht mehr half, nur durch diese unglückliche Verkettung der Umstände kam es dann zu der Kollision, zu diesem tragischen Unfall, den wahrlich niemand mehr zu bedauern imstande ist als unser verehrter Kollege Herr Dr. Niemeyer, der, wie wir wissen, selber nur um Haarsbreite dem Tode entging, weil der Schüler Kelbassa ihm bei der Selbstrettung behilflich war. Allerdings hat Kelbassa, wie Herr Dr. Niemeyer berichtete, ihn bei diesem Rettungsversuch durch denkbar ungeschickte Griffe mehr behindert als ihm geholfen, so daß wohl kaum ein Grund besteht, Kelbassa für seinen Einsatz zu danken oder ihn gar als Retter zu feiern. — Meine Herren, es fällt mir schwer, Ihren Applaus an dieser Stelle als Zustimmung zu deuten, und auch Ihr Lachen, wenn das vielleicht Ironie sein soll, gefällt mir nicht. Überhaupt lege ich jetzt, da wir in wenigen Minuten voraussichtlich und hoffentlich für immer auseinandergehen, auf Ihren Applaus keinen Wert mehr, und Ihre Reaktionen interessieren mich nicht. Das sollte Ihnen wohl klar sein. — Meine Damen und Herren, immerhin hat die gemachte Erfahrung den Anlaß dazu gegeben, daß Herr Dr. Niemeyer nach Ostern für die Schüler der Oberstufe einen Rettungsschwimmer-Kursus einrichten wird. Herr Dr. Niemeyer, es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen bei dieser Gelegenheit das volle Vertrauen der Lehrerschaft von Humboldt auszusprechen. Daß Sie trotz des schweren seelischen Schocks, den Sie bei der Kollision erlitten, sich am Ufer sofort aufgerafft und noch mindestens zwei Kilometer weit neben dem verletzten und dann abtreibenden Schüler Wolter hergelaufen sind und ihm Mut zugerufen haben, dies kann Ihnen, angesichts der verzweifelten Situation, in der Sie sich befanden, nicht hoch genug angerechnet werden. Lieber Herr Kollege Niemeyer, ich darf Ihnen hier zu unserer aller Freude und Genugtuung mitteilen, daß der Herr Kultusminister Sie in Anerkennung Ihrer langjährigen Verdienste um den Schulsport zum Oberstudienrat ernannt hat — die Ernennungsurkunde wird in den nächsten Tagen eintreffen.

Liebe Kollegen, liebe Eltern, liebe Schüler! Schicksal, gemeinsam erfahrenes und erlittenes Schicksal ist es, das eine Gemeinschaft zusammenschweißt, das auch unserer Schulgemeinschaft ihren eigentlichen Sinn gibt und uns die Verpflichtung auferlegt, die auf uns zukommenden gesellschafts- und kulturpolitischen großen Aufgaben gemeinsam anzupacken und gemeinsam zu bewältigen. Mag ich mich

auch zu Beginn und im Verlauf dieser Ansprache einiger harter, aber hoffentlich heilsamer Wendungen bedient haben — auch ein Lehrer ist nur ein Mensch und kein seelenloser Apparat —, so freue ich mich doch, mich in diesem Punkte über das Trennende hinweg Ihrer Solidarität versichern zu können, auch und gerade der Solidarität jener oft übereifigen und unbesonnenen Schüler unter Ihnen, des gärenden Mostes, aus dem am Ende doch noch ein Wein werden mag, der Solidarität derer unter Ihnen, die begriffen haben, daß wir alle, ob Lehrer, ob Schüler, in demselben Boot sitzen und daß uns bei allen Gefahren, die uns drohen von rechts und von links, wie immer auch unsere Gesellschaft dureinst, in zehn oder zwanzig Jahren aussehen mag, wie immer die gesellschaftliche Evolution verläuft und welche Partei auch immer nach den nächsten Wahlen über die Geschicke unseres Volkes zu bestimmen hat, daß nur das besonnene und kluge, das mutige und verantwortliche, das tapfere und gerechte Verhalten des einzelnen uns Richtmaß und Leitbild sein kann; denn darüber müssen wir uns im klaren sein, wir alle, die wir im Vertrauen auf die demokratische Führung unseres auf Recht und Freiheit gegründeten Staates zu gemeinsamer Fahrt angetreten sind: den Geist der Gemeinschaft, in der wir leben, bestimmt jeder einzelne von uns!

Erwin Kurz
Ein Narr war mein Alter nicht!

Mein Alter sah immer midkrig aus. Das ist so, wenn ein Mensch nur aus Haut und Knochen besteht, schüttete, unfriesierbare Haare hat, mit fingerlangen Runzeln auf der Stirne und quer über die hohlen Wangen, sprödlippig, hühnerbrüsig, kleinköpfig, auf dünnen, hölzernen Beinen stelzend, nicht groß, buckelig krumm und ewig frierend. Es gibt lustige Werbeplakate mit dem Mann, der sich schlecht rasiert hatte. So etwa sah mein Alter aus.

Derweil war mein Alter ein Pfundsbusche und besonders wenn er lachte, verzogen sich die Falten im Gesicht woanders hin, das sah ulkig aus und da guckte er recht listig in die Welt, wie ein richtiger Spaßmacher. Auf dem Hochzeitsbild mit Mama, das im Schlafzimmer hängt, paßte er gar nicht zu ihr, die bedacht und kerzengerade in die Welt blickte. Doch sie hatte ihn zurechtgefieilt.

Mama behauptete immer und zu jedermann, er wäre ein närrischer Mensch gewesen. Und das verstehe ich von ihr einfach nicht, wenn von Papa die Rede ist. — Aber an was von ihm erinnere ich mich schon?

Ich entsinne mich einmal, wie mir speiübel wurde und ich die Wand hinter einer Brathühnerbude vollkotzte, grün-gelb-blau. Mein Alter hatte mich auf einem Volksfest mehrere Runden wild Karussel fahren lassen und mir den Mund mit billigem Zuckerzeug vollgestopft. Und auch daran denke ich noch: Als wir spät nach Hause kamen, eckte Mama meinen Alten an und da wußte ich, daß es für ihn hinten in der Wohnküche etwas abgeben würde. Auf uns Brut paßte sie auf und konnte lächerlich zimperlich sein, wenn Papa ungefragt mit uns Küken eine Extratour vorhatte. Dabei war es gar nicht so weit her mit uns. Wer verstand denn schon, warum Rosi und ich uns immer mit diesen weißkäsigen Kälbern in den Häusern nebenan gleichstellen sollten? Uns hatte es einfach hierher verschlagen. Doch Mama wollte es so. Da hatte unser Alter natürlich oft Ärger.

Weil dem vollgefressenen Egon Schiffer sein Alter früher beim Generalstab war und heute erster Direktor in einer Versicherung ist und dem rotznasigen Jürgen Klatt sein Lebensmacher ein Geldmacher bei den Flugzeugwerken ist und weil fast jeder Balg in unserer feinen Straße von feinen Leuten hergestellt war, wo die Alte mit einem großartigen Nerz zu Schnappkes oder in den Supermarkt zum Einkaufen geht und so ein kurzatmiger, muffiger Dicker aus mächtigen Zigarren paffend, qualmend und stinkend den Motor einer stets neuen Chrom-Karre anläßt, da wußten wir eigentlich nie, womit wir von unserem Alten, bei diesem großspurigen Wolfspack mit unserer kleinkalibrigen Herkunft angeben sollten. Denn, wenn die einmal früher aus den Federn mußten, konnten sie Papa auf einem halbwegs rostigen und verbeulten, zusammengeflickten und oftmals quietschenden Fahrrad zur Arbeit strampeln sehen.

Einmal hatte ich den Gören und den Knaben in den Nachbarhäusern weisgemacht, daß mein Alter früher Messerwerfer in einem Zirkus gewesen wäre. Da glotzten sie dämlich und schnauften aufgeregt. Doch Tage später glotzte Mama und schnaubte erregt: „Messerwerfer, großer Gott, er und Messerwerfer!“

Wir sollten diesen Nägelbeißern nicht erzählen, daß der Alte jeden Morgen gegen sechs Uhr in die Gebrüder Wewers Weberei AG fuhr, wo er im Keller eines 8-stöckigen Hochhauses ewig magenkrank und dauernd übernächtig, mit einer Kette anderer Personen in der Poststelle Briefe zu sortieren oder Kuverts zukleben hatte. Weil er einfach nichts anderes gelernt hatte. Nein, damit konnten wir nicht prahlen! ... Oder daß er dann um fünf Uhr abends, wenn er sich mit tausend anderen Menschen aus dem Fabriktor herauszwängelte, sich gleich darauf von Miethäusern zu Miethäusern weiterschleppte, um nebenbei Sicherheitsschlösser oder Türschilder oder Briefkästen oder Türkettchen zu verkaufen. Damit konnten wir doch bei diesen rotarschigen Affen, wie dem Schiffer und dem Klatt nicht ankommen. Obwohl die wissen mußten, daß unser Geld bei Schnappkes Gemischtwarenladen oder anderswo weniger stank, wenn Geld stinken würde. Doch angeben konnten wir damit auf gar keinen Falle. Aber das brachte ich ihnen schon bei, ein Narr war mein Alter noch lange nicht.

Weiß der Teufel, ich konnte mir oft keinen Vers darauf machen, warum sich mein Alter von Mama so zusetzen ließ, wie damals, als wir vom Volksfest nach Hause kamen. Volksfest, ... oh meine Güte, Menschen, die sich vom Alkohol, Papierblumen und billigen Schnick-Schnack nach der Geldbörse greifen ließen. Aber mein Alter ertrug es, er ertrug Mama wie ein Gewitter. Mein Alter war einfach für den Frieden. Einer allein kann nicht streiten. So hielt er den Mund. Dafür wird einer dann leicht für einen Pantoffelhelden oder einen Schwächling oder einen Narren gehalten. Doch Mama dachte auch an etwas anderes, wenn sie mit Papa lamentierte. Wenn er an Sonntagen oder wann immer auch sonst, zu Hause war, konnte sie es um alles in der Welt nicht ausstehen, wenn der Alte herumhockte. Sobald er mit der Abrechnung der verkauften Türschlösser und Briefkästen fertig war, jagte sie ihn durch die Gegend und sie war Weltmeisterin im Erfinden von Arbeiten für unseren Alten. Denn dem Hausmeister Gerbl seine Frau hatte einen Pelzmantel, wenn auch nur von Hasen, und das kam daher, so wußte es Mama, weil der Gerbl rackerte bis er ins Bett fiel. Mausi, des Gerbls spitznäsiges Gör, war auf der Handelsschule. Schon mit zehn Jahren hatte sie eine eigene Schreibmaschine. Auch so konnte sie alles haben. Und das kam auch daher. So hatte Papa vor Mama keine Ruhe. Da hatten wir natürlich bald unseren Pick weg. Eigentlich so lange wir denken konnten.

Und soweit wir auch denken konnten, kam mein Alter an Mama nie vorbei. Wenn Rosi, die Heulliese, die Tropfnase mit dem Giraffenhals, vom Alten was wollte, wußte sie schon immer, daß sie sich an Mama halten mußte. Einmal kam mein Alter mit dem Provisionsgeld seiner verkauften Türschlösser und Sicherheitsketten an. Da probierte er zu kommandieren, bevor er das Geld abladen

wollte. Doch Rosi packte ihre Waffe aus und flennte was nur das Zeug hielt. Da kam Mama wie ein Sturzbach dahergebraust: „Hast sie etwa gefragt, vor du sie in eine so elende Welt setzte, ob sie dich als Vater überhaupt wollte?“ Da war der Ofen aus und mein Alter stand da, als hätte ihm jemand Kleister um den Mund geschmiert. Das war einer der üblichen Tiefschläge für meinen Alten. Aber ein Narr war er deshalb noch lange nicht.

Kam da eines Tages die Gerbl, rot, röchelnd, plärrend, den schiefen Mund wie eine Badewanne aufgesperrt, um Mama wegen einer offenen Haustüre zur Rede zu stellen. Was für ein Anlaß? Aber die Gerbl konnte aus Mücken Elefanten machen oder ein Glühwürmchen für die Sonne halten. Doch Mama ließ sich mit der wütenden Hausmeisterin auf keinen Wortwechsel ein. Später sagte sie zu Papa er solle das mit dem Gerbl in Ordnung bringen, denn die Gerbl spinnt mal wieder. Als dann der Gerbl vor dem Hause den Gehsteig fegte, faßte sich mein Alter einen Schöpfloffel Mumm, rannte auf den besenschwingenden Hausmeister zu und der Gerbl stand breitbeinig und kolossal da und glotzte mit verstaubten Augen meinen Alten an. Fast hätte allein schon der Schatten des Hausmeisters meinen Alten verschluckt. Mir kam ein Klumpen in die Kehle, als ich hörte, was der Alte Lärm schlug, wie er den kalkweißen Kopf hob und zum Himmel wettete, denn dort oberhalb war der kantige Schädel des Gerbls. Doch dem Gerbl seine Visage schien ganz und gar unbeweglich zu sein und wenn er sich mitten-drein nicht geräuspert hätte, wäre einer versucht gewesen, anzunehmen, der Hausmeister wäre völlig taub und blind obendrein. Dabei habe ich nie im Leben so viel Quatsch gehört, wie mein Alter ihn schwätzte. Das muß ihm aber Mama eingetrichtert haben, denn der Alte hätte von sich aus so ein Gewäsch nicht über die Zunge gebracht. Dem Klatt seine Ehehälften lehnte gegenüber mit ihren Stech-augen und Kanonenbrüsten weit übers Fenster und ein Haus weiter war es Emilia, der rothaarige Dienstbolzen von den Schiffers, was herüberkicherte. Und die Lache von der Ziege hatte dann meinen Alten in den Leergang geworfen. Er trat von einem Fuß auf den anderen, tat so, als würde er Steinchen im Sand zählen und knurrte schließlich: „Herr Gerbl, auf den Ton kommt es halt an, wie man mit meiner Frau spricht!“ Und der Gerbl brummte von weither, als käme sein Gebrumme aus dem Heizkessel: „Lassen's doch die Weiber schwatzen, kannst sie doch nicht eine Ewigkeit im Bett befriedigen. Ich trink halt ab und zu ein Faß, wenn mich meine Frieda ärgert.“ Dann zwinkerte er dem Alten zu und schnäuzte seine Rotze durch die breiten Finger. Doch so glücklich wie mit dem Gerbl kam mein Alter nicht immer davon.

Wie man es auch anstelle, in meinen Alten konnte einer nicht hineinsehen. Bisweilen fing er nämlich plötzlich etwas an, was von ihm gar niemand erwartete. Mama schlug dann die Hände über den Kopf und tat so, als könnte meinem Alten nichts Dümmeres passieren. Denn sie dachte nur mehr in Klatts und Schiffers und ein wenig auch in Gerbls. Die lagen wie offene Gebetbücher herum und da konnte einer genau sehen, wo sie hinauswollten. So war es auch wieder mal

gewesen, als sich mein Alter in eine gar schlimme Kneipe verirrte . . . Das hätte bei Mama zu einem Malheur geführt. Aber mein Alter hatte einen Hundeblick einen anzusehen und da wußte ich denn auch, daß es besser wäre daheim nichts davon breitzutreten.

Der Schuppen lag in einer Seitengasse, wo auch Frauen mit kleinen Täschchen her und hin und auf und ab spazierten. Eine dicke, schlampige Kellnerin, die wohl für draußen auf der Straße nicht mehr so recht zu gebrauchen war, frug nach unseren Wünschen. Dabei sah sie Papa an, als wüßte sie schon was er in seiner Geldbörse hatte. Eine Bande Trunkenbolde und Herumtreiber rüppelten sich an einem der anderen Tische und sie guckten, wie eben ausgeschlafen, zu uns her. Wollte einer denken was er wollte, es war, wie wenn dicke Luft wäre und sie mit uns einen Westernfilm machen mochten. Ich glaube, mein Alter merkte nichts davon, denn er lachte zu diesen Menschen hinüber, als die Kellnerin schrill und silbern plärrte, wie ihr einer von den Kerls in den Hintern zwickte. Und dann pasierte es dann auch.

Einer von ihnen, mit einem dummen, verrosteten Gesicht, biederte sich bei meinem Alten an und bestellte einige Gläser Bier und Korn und sagte zu meinen Alten hin: „Das knobeln wir dann aus, August“. August sagte der zu meinen Papa. Aber mein Alter sagte weder gick nock gack, trank sein Bier, als hätte überhaupt kein Aas mit ihm geredet und als der Bursche dann mit Becher und Würfel kam und unser Tisch voller Gläser mit Bier und Schnaps war, sagte mein Alter: „Glaubt ihr vielleicht, ich lasse mich von euch um die Ohren hauen, zahlt jeder mal was er bestellt hat.“ Da kamen sie dann alle an unseren Tisch und einer stellte seinen Fuß auf den Stuhl, auf dem mein Alter saß und fletschte: „Was August, kneifen willst!“ Da fing mein Alter zu reden an, als wäre er bei der Heilsarmee, redete und redete, als würde er um sein Leben schwätzen müssen. Die Aufregung tat mir fast weh und ich stieß meinen Alten an, damit er gehen sollte. Doch mein Alter saß wie angewachsen auf seinen Stuhl und faselte, als würde er Türschlösser verkaufen müssen. Schließlich wurde ich neugierig, wie sich Papa aus dieser mulmigen Sache ziehen werde, und ich wünschte, er würde einen Kopf größer sein als er war, dickbäuchig und fettgepolstert wie der Kneipenwirt an der Schenke, und er würde nun endlich mal aufstehen, und es diesen Maulhelden zeigen, daß mit ihm nicht zu spassen wäre, er würde, wie Tom Watkins den verräterischen Mister Smith traktierte, nun seine Fäuste schwingen. Doch wozu das Ganze, mein Alter war nicht Tom Watkins. Basta!

Einmal wurde es dann dem Wirt zu dumm und er kam fluchend mit einem nas-sen Fetzen und kommandierte: „Herr, es ist klüger, wenn sie mit ihrem Kleinen jetzt verschwinden.“ Mein Alter zahlte seine Zeche und als er aufstand packte ihn einer von den Helden am Kragen und schob ihn zur Tür hinaus, und ein anderer sagte: „Laß doch diese miese Kanaille laufen.“ Ich schob mich neben ihnen an der Tür vorbei, versetzte einem davon mit dem Schuh einen Tritt in die Kniekehle und rannte davon. Vor lauter Wut bekam ich einen Schluckauf. Es

schüttelte mich am ganzen Körper, die Tränen liefen mir herunter und ich ballte die Fäuste bis die Fingernägel in die Handflächen schnitten. Mein Alter war durchsichtig bis zu den Knochen, kaltschweißig, zerzaust und verbarg kramhaft seine Hände, weil er einen Zitterich hatte. Wir gingen nebeneinander her und ich wußte nicht, was ich denken sollte. Aber dann bekam ich Mitleid mit dem Alten, weil ich wußte, daß er mich da um alles in der Welt nicht als Zeugen gewollt hätte. Kurz vordem wir nach Hause kamen, frug ich ihn: „Sag' mal, was ist denn eine Kanaille?“ Mein Alter guckte mich erschrocken und auch verlegen an und sagte: „Naja, — was soll einer da sagen, naja, — ist wohl sowas wie ein Narr.“ Ich war empört. Ein Narr? Das habe ich doch schon mal gehört. Ein Narr war mein Alter noch lange nicht!

... Und ich entsinne mich, als wäre es erst gestern gewesen. Wie Rosi eine Kirchenfeier hatte und mein Alter plötzlich eine andere Patin auftreiben mußte. Das kam so. Weil dieses Mädchen immer tausend Flausen im Kopf hat und sie immer was besonderes sein will und weil dem Direktor Kullmann seine Göre neben ihr vor dem Bischof stehen sollte, mußte sie eine extra feine Patin haben. Mit einem Auto vor der Kirche. Mama hatte ihr schon jemand besorgt und die Beiden träumten schon Wochen vorher, wie sie dann aus der Kirche stolzieren und in das Auto steigen würden und die Kullmanns große Augen aufsetzen. Wie es dann aber soweit war und wir die Damen beim Kirchamt melden sollten, entschuldigte sich das Weib, weiß Gott warum. So rannte also mein Alter die Bekanntschaft durch und zu guter Letzt nannte er dem Kirchamtsvorsteher eine Frau, mit der bei allen Teufeln und Heiligen doch bei den Kullmanns nichts auszurichten war. Und solange das Beten und Singen in der Kirche dauerte und der Bischof mit Öl hantierte, mußte ich immerzu zu der Patin ihrem Hut hinschauen, denn da waren ein Büschel bunter Federn umgebunden als wäre sie das Eheweib eines Indianerhäuptlings. Da hatte ich auf meinem Gesicht eine riesenlange Feixe aufgesetzt, — und ein Auto stand auch nicht vor der Tür. Als Rosi die Patin sah, fing sie zu heulen an und war nicht in die Kirche zu bekommen. Da ich die Zunge nicht mehr in den Mund zurückbrachte, landete Mama mir eine schallende Ohrfeige um ein Ohr. Da war es mit dem Gefeixe hinter dem Rücken der neuen Patin vorbei. Schließlich brachte mein Alter sie doch in die Kirche und er schimpfte auf Mama, weil sie der Puppe immer die Mücken in den Kopf setzte und dies hätte sie nun davon.

Mein Alter kniete blaurasiert und gelbgeärgert neben mir auf der Kirchbank und während Mama in den vorderen Stuhlreihen die Leute fixierte, sah er wie eingefroren gerade vor sich hin. Seltsam, denn eigentlich sah er aus — wie jeden Tag. Aber die Menschen um einen herum sehen einen an, sehen immer dasselbe in einem und sehen einen doch nicht. So sah ich ihn also zum letzten Male. Er sah mickrig aus.

Tage darauf, eines Morgens, läutete es an unser Wohnungstüre. Es war der Wachtmeister Hiedl vom nahen Polizeirevier. Er keuchte, er hätte einen Auftrag

auszuführen. Mama bat ihn schon wegen der Leute in die Wohnküche zu kommen, denn wer wollte schon die Polizei vor der Tür. Da saß der Wachtmeister Hiedl dann breit und schwitzend, Luft pumpend, wahrscheinlich wegen der vielen Treppen, die er gestiegen hatte, und wir warteten, was er denn von uns wollte. Wir hatten weder mit Steinen geworfen, noch waren wir auf dem Gehsteig mit dem Rennrad gefahren. Oder doch?

Daran denke ich noch oft, wie der Wachtmeister Hiedl keinen Weg fand, Mama den Auftrag beizubringen und wie er dann von ganz was anderem zu sprechen anfing. So stotterte er also gedankenlos: „Da habt ihr aber einen feinen Fernseher.“ „Farbfernseher“, verbesserte Mama sofort. Dabei stieß der Wachtmeister Hiedl die Luft pfeifend durch die Nase und bekam ein krebsrotes Gesicht.

„... Eine komplette Waschmaschine, Frau...“ „Vollautomat, Herr Hiedl“, korrigierte Mama, wie aus der Pistole geschossen. „Ja, ja — Farbfernsehen ist eine feine Sache“, sagte er, „so alles in Farbe sehen, — aber vielleicht wäre doch einiges besser, nicht alles so genau in Farbe zu sehen, — bei meinem Beruf?“ Da wollte der Hiedl gerade mit seinem Auftrag zu reden anfangen, da sagte Mama: „Ja Herr Hiedl, das haben wir alles die letzten Jahre angeschafft, wenn ich nicht so mächtig Dampf darauf gegeben hätte, wäre das alles nicht.“ Dann zeigte Mama ihm die neue Bügemaschine, dann den Prospekt vom bestellten Auto, „viertürig, Herr Hiedl, mit vollautomatischen Gängen, ohne kuppeln — und jetzt habe ich mich bei der Fahrschule angemeldet, Papa ist zum Fahren doch zu nervös“, quasselte Mama und schon deutete sie auf ein neues Objekt, die Tiefkühltruhe. Da gab sich der Wachtmeister Hiedl einen Ruck, so, als hätte ihn der Leibhaftige gestoßen und erzählte rasch darauf los, wie mein Alter unter den Lastzug kam.

„Er fuhr also mit seinem Fahrrad die Kaiserstraße, wo um die Zeit immer der große Verkehr ist, und dann wollte er nach links in die Blumenstraße einbiegen. Da war aber dann schon das rote Licht von der Verkehrsampel und er versuchte noch herum zu kommen. Der Lastzugführer stieg in die Bremse.“ Wie mein Alter dann noch schnell vor dem Lastzug mit einem kräftigen Tritt wegkommen wollte, riß diese verdammt rostige Fahrradkette ab. „Dem Lastzugführer kann man nichts anhaben, liebe Frau. Er hat einen Schock wegbekommen und konnte nicht mehr sprechen. Die Zeugen sagen, für ihn war schon das grüne Licht. Außerdem haben wir die Bremsspur... Er war sofort tot. Ist schnell gegangen mit ihm. Einige Sicherheitsschlösser und Briefkästen, wie sie die Post jetzt vorschreibt, lagen herum. Da wissen wir noch nicht, wohin damit. Wir haben ihn gleich weggeschafft. Sie kennen doch die Menschen. Gibt doch immer einen riesigen Auflauf. Gaffen doch immer diese Gaffer. Wollen doch bei sowas den Toten sehen. Tote können sie einfach nicht genug sehen, — womöglich in Farbe.“

Mama starre stupid und teilnahmslos in die Luft. Später dann, sagte sie: „Warum nur hat er es so eilig gehabt? Immer hatte er es so eilig, — dieser Narr!“

Peter K.
Bericht aus Tegel

Ich hab noch 4 Geschwister, wir sind fünf Jungs und eine Schwester. Zwei Brüder haben in Heimen gelebt, die hab ich erst 1955 kennengelernt, denn meine Mutter war zweimal verheiratet. In erster Ehe mit so einem NS-Mann, von dem hat sie sich scheiden lassen, von dem hat sie drei Kinder. Und aus der zweiten Ehe mit meinem Vater nochmal drei.

Vater war Marineoffizier, ist 1946 aus englischer Gefangenschaft gekommen. Wir haben damals in einem kleinen Ort in Schleswig-Holstein gelebt. Er hat in Hamburg in einem Exportgeschäft gearbeitet, in dem er auch gelernt hatte. Damals hat er praktisch für Pfennige gearbeitet, um den Laden wieder mit hochzubringen, und der Ernährer für uns vier kleine Kinder war praktisch unsere Mutter. Die ist kunstgewerblich sehr begabt, die hat aus alten Wehrmachtmänteln Teppiche gewebt für die Bauern. Vater kam nur zum Wochenende nach Hause, zum Stubbenroden, oder was weiß ich.

Das Verhältnis zur Mutter und auch zum Vater war, das muß ich sagen, wunderbar. Wenn mal Zeit war, sind wir alle durch die Geest gezogen und haben Spiele veranstaltet. An die Zeit hab ich eigentlich die schönsten Erinnerungen. Wir hatten da eine Bauersfamilie kennengelernt, mit der Frau schreib ich mich heute noch. Das ist die einzige Person, zu der ich unbegrenztes Vertrauen habe.

Vater war für mich ein Idol, wie ein Filmstar kam er mir vor. Nun hat er sich ja auch rar gemacht durch seine Tätigkeit. Er machte schon rein äußerlich was her, groß, schlank, gut gebaut. Es war für mich jedesmal ein Erlebnis, wenn er kam. Er konnte so wunderbar Schiffchen schnitzen, aus Kiefernrinde. Sonntags, auf den Ausflügen, hat er immer eine ganze Flotte gebaut.

Das ganze Familienleben und alles drum und dran hing von der Karriere und dem Verdienst meines Vaters ab. Je höher er stieg, um so mieser wurde es in der Familie. Ich erinnere mich: Wir zogen von dem kleinen Ort in Schleswig-Holstein nach Hamburg, in einen Außenbezirk, das war direkt am Krupunder See, 'ne gutbürgerliche Wohngegend, fast alles Einfamilienhäuser mit großen Gärten, in einer kleinen ruhigen Seitenstraße. Da hatten wir unser erstes Haus. Damit veränderte sich sehr viel. Erstens war Vater nun jeden Tag da. Er fuhr morgens mit der Straßenbahn ins Kontor und am Abend wieder zurück. Mutter brauchte sich nicht mehr um unsern Lebensunterhalt zu kümmern. Das besorgte jetzt unser Vater. Sie hatte nur noch den Garten, den Haushalt und die Kinder und webte jetzt irrsinnig große Teppiche für den Eigengebrauch. Es ging aufwärts, 49. Vater ging fast alles auf die Nerven. Vor allem die vier Kinder. Da fing auch die Zeit mit der Reitpeitsche an.

In der Schule war ich in den ersten Jahren ein Versager, so bis 52/53. Ich hatte laufend Asthmaanfälle und konnte nie lesen, was an der Tafel stand. Ich war mehrere Monate in Wintermoor wegen Tbc-Verdacht, das hat mich ganz schön zurückgeworfen. Bis mal ein befreundeter Arzt zu meinem Vater sagte, der Junge braucht' ne Brille. Dann sind wir zum Augenarzt gegangen, und der hat gesagt, alles was der Junge brauche, sei 'ne anständige Tracht Prügel, alle zwei Tage, dann höre das von alleine auf. Ich sei eben faul, und deshalb würde ich in der Schule nicht mitkommen. Mein Vater hat geprügelt. Wenn der Arzt sagt, daß der Junge das braucht, dann soll er's auch haben. Aber das alles nützte nichts. Durch irgendeinen dummen Zufall lief uns dann ein junger Augenarzt übern Weg, der hat mich eingehend untersucht und eine leichte Hornhautverkrümmung und Weitsichtigkeit festgestellt, mir 'ne Brille verpaßt, und da ging's aufwärts. Und das Seltsame war, seitdem ich die Brille hatte, ging auch das Asthma weg. Aber nun begann 'ne neue Leidenszeit. Wir waren fünfzig Jungen in der Klasse, ich der einzige Brillenträger; wurde gehänselt, geärgert und ausgelacht. Damals kam ich mir vor wie ein Aussätziger, und das haben die andern ausgenutzt, die haben mich reichlich verdroschen.

Ich wollte Maurer werden, fand das 'nen guten Beruf, wollte damit aber auch meinem Vater eins auswischen. Das war mir damals aber noch nicht bewußt. Ich wußte nur, die Maurerdynastie mütterlicherseits war ihm immer ein Dorn im Auge gewesen.

Meine Lieblingsbeschäftigung war zu der Zeit die Pfadfinderei. Irgend jemand hatte mich mitgeschleppt, da war ich so begeistert, daß ich gleich als festes Mitglied eingetreten bin. Die Eltern waren damit einverstanden. Die haben mir sogar ein neues Fahrrad geschenkt. Mit der Gruppe hab ich den ganzen Westteil Deutschlands erwandert und hab mich bei denen sehr wohl gefühlt. Die haben mich akzeptiert, ich war gleichberechtigt. Aber damit hörte es auf, als wir mal wieder umzogen, in einen kleinen Ort in der Lüneburger Heide.

Die Firma — Vater war inzwischen Teilhaber — war in die roten Zahlen gerutscht und stand kurz vor dem Ruin. Vater schmiedete schnell ein zweites Eisen und pachtete ein Landgasthaus in der Lüneburger Heide. Das hieß für mich Tresendienst, Parkplatz harken, bedienen, putzen, einkaufen. Natürlich umsonst, denn Geld gehörte nach Meinung der Eltern nicht in die Hände von Kindern. Wir bekamen ein symbolisches Taschengeld, eine Mark in der Woche. Da es nicht reichte, war die Verführung groß, mal 'ne Mark aus der Kasse zu nehmen.

Wenn die Dorfjugend tanzte und sich amüsierte, durfte ich sie bedienen. Das hat mich am meisten gewurmt. Um mir diesen Ärger zu ersparen, hab ich nach Feierabend die Arbeit am Tresen mit einer anderen Arbeit vertauscht: Ich fing an,

ein Haus zu bauen für meine Eltern. Die hatten sich im Ort einen Obstgarten gekauft und wollten sich dort, sobald die Zeiten wieder besser waren, niederlassen. Die Zeiten waren wieder besser: Samstag, Sonntag hieß es jetzt Steine schleppen, Mörtel rühren. So hab ich in den drei Jahren meiner Lehre ein schmuckes Einfamilienhaus hochgezogen. Dafür durfte ich bei meinen Eltern essen und wohnen. Mein Lehrgeld, 35 Mark im Monat, konnte ich behalten, mit der Auflage, einen Bausparvertrag abzuschließen. Finanziell war ich immer am Boden.

Die Firma meines Vaters hatte sich wieder erholt. Er konnte nun das Gasthaus weiterverpachten und den Neubau genießen. Jetzt ging's bergab. Zuerst bei meiner Mutter: Früher war sie vielbeschäftigt, nun konnte sie sich pflegen, die Kinder waren groß, und mit ihrem ersten Auto kam die Migräne. Das paßte meinem Vater nicht in den Kram, eine „leidende Frau“ — wertlos. Und so hat er sich eben in Hamburg eine kleine Braut gesucht.

Es gab auch ein Mädchen, die kannte ich aus der neunten Klasse, das war so was zum Händchenhalten. Zu mehr hat es nicht gereicht, bei beiden nicht. Ob das nun Dummheit war oder Hemmung, weiß ich nicht. Ich hatte auch gar keine Bedürfnisse. Ich bin ein sexueller Spätzünder. Wenn ich so die Heldenaten anderer höre, die müssen schon in der Wiege angefangen haben. Ich war schüchtern, fühlte mich zu Mädchen hingezogen, wagte aber nicht, ihnen näherzutreten. Einmal hatte ich den Brillenkomplex, und dann hatte ich immer Angst, mich zu blamieren. Warum? Das geht mir heute noch so. Ich war völlig unsicher, habe auch nie gewagt, mich gegen die Familie aufzulehnen oder in der Firma. Ich habe nie-mals von einem Brötchengeber mehr Geld verlangt. Ich dachte, ich sei nicht mehr wert, so habe ich mich praktisch unter dem Scheffel verkauft. Ich glaube, daran ist mein Vater schuld, der hat uns immer verleugnet, mit uns konnte er ja nicht renommieren. Ja, als das Haus fertig war, wurde ich zwei Monate lang in den Himmel gehoben, aber dann haben sie mich wieder fallen lassen. Da war ich wieder, was ich schon immer war: Maurer, und das war eben nicht genug für sie.

Mit einundzwanzig hab ich den Polierschein gekriegt. Ich wurde von allen anerkannt, von den Kollegen der Firmenleitung und den Kunden. Das machte sich bezahlt bei der Sonn- und Feiertagsarbeit. Da hab ich mir so manches nebenbei verdient. Meine beruflichen Erfolge interessierten meine Eltern kaum, sie haben mich jedenfalls nie danach gefragt, und weil sie nicht gefragt haben, hab ich auch nichts davon erzählt. Der Polier ist für meinen Vater kein Aufsteiger. Der wäre auf mich nur aufmerksam geworden, wenn ich ein zweiter Gropius geworden wäre oder wenigstens 'ne Baufirma gegründet hätte. Ich lebte zu Hause wie ein Untermieter: nicht betrunken heimkommen, nicht vergessen, das Licht auszumachen, leise die Treppe raufgehen, die Türen immer abschließen und mich auch sonst an die Ordnung des Hauses halten.

Ein Freund erzählte ganz begeistert von Berlin, welche Chance man da hat, was man sich da alles aufbauen kann. Also ging ich nach Berlin. Ich bekam gleich ein gutes Angebot, sogar eine kleine Wohnung von der Firma. Nach drei Monaten kam dann auch meine neue Freundin. Sie war Verkäuferin, Ihre Großeltern wohnten in Berlin, und bei denen konnte sie unterkommen; 'ne Arbeit fand sie auch. Ich war sehr glücklich, kam mir nicht mehr so einsam und verlassen vor. Unsere Beziehung wurde ernster. Was bis dahin eine Schul- und Brieffreundschaft war, wurde eine Hoffnung.

Ich hab damals sieben-, achthundert Mark netto im Monat verdient.

Wir haben uns mehrmals in der Woche getroffen, nicht jeden Tag. Wir sind essen gegangen, tanzen und waren viel im Konzert. Im Februar 65 haben wir uns verlobt und sechs Monate später geheiratet. Gewohnt haben wir in der Wohnung, die ich von der Firma hatte, 1½ Zimmer. Wir hatten ein Zuhause und fühlten uns richtig wohl, hatten auch oft Besuch von Nachbarn oder Arbeitskollegen. Wir haben einfach drauflos gelebt. Um die Finanzen haben wir uns wenig gekümmert. Wir haben beide gearbeitet und ganz gut verdient. Aber am 20. war immer der Letzte. Wir sind für fünfundzwanzig Mark ins Theater gegangen, das war ein teurer Abend, fünfzig, sechzig Mark. Auch mal ein neues Kleid oder ein Jackett, da haben wir nicht aufs Preisschild geguckt. Vom Lohn meiner Frau haben wir gelebt, von meinem Geld die Raten bezahlt, für die Möbel. Zusammen hatten wir ungefähr dreizehnhundert Mark netto. Eine Summe, mit der man auskommen kann. Fünftausend Mark waren abzuzahlen, davon habe ich zweitausend pünktlich und ohne große Opfer abgestottert. Dann hab ich mal einen Monat gesäumt, weil ich nicht konnte oder glaubte, nicht zu können, und hab gesehen, das geht, da kümmert sich kein Mensch drum. Vorher habe ich immer gedacht, wenn ich am 30. nicht überweise, stehen die am 2. vor der Tür. Ich hab mit dem Geld geschluss. Früher hätte ich so ein Loch schnell gestopft, ich hatte immer einen guten Nebenverdienst, aber jetzt war ich verheiratet und wollte leben.

Meine Frau konnte besser rechnen als ich, aber das wollte ich nicht zugeben. Ich weiß nicht, was mich daran gehindert hat, mein Stolz oder meine Männlichkeit, weiß der Geier. Hätte ich mal lieber nicht den großen Mann markiert. Sie hat mich natürlich gefragt, hast du die Raten überwiesen, und hab ich natürlich ja gesagt, obwohl das Geld weg war, irgendwo.

Meine Frau hat mir vertraut. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, aber nicht den Mut, ihr reinen Wein einzuschenken. Irgendwann kam 'ne Mahnung, die hab ich Gott sei Dank zuerst in die Hand bekommen und gleich schnippschnapp gemacht. Ich hätte mich ja mit den Leuten einigen können, aber ich hab es laufen lassen, einfach so. Ich weiß nicht, wo ich damals gelebt habe. Ich war in Wirtschaftsfragen ein Waisenkind, unerfahren, auch über die rechtliche Seite war ich mir nicht klar. Sinnlos, vollkommen sinnlos. Ich hätte schon damals die Karre

rumreißen können, hauruck. Aber nichts, Tendenz: schwabend. Dann kam der Gerichtsvollzieher und wollte pfänden, da hat ihm meine Frau klargemacht, daß er sich in der Tür geirrt hat. Er ist tatsächlich wieder abgedampft. Als ich abends von der Arbeit kam, gab's ne Fragestunde: wieso, warum und überhaupt. Zuerst war ich versucht zu kneifen, aber dann hab ich doch gebeichtet. Meine Frau fiel aus allen Wolken. Keine Tränen, keine Szenen, sie hat die Ärmel hochgekrempelt und gesagt: Nun machen wir mal schnell und schnallen den Gürtel enger. Am nächsten Tag sind wir zum Gerichtsvollzieher gegangen. Er hat mir gute Ratschläge gegeben: Ich solle mindestens zehn Prozent der Forderungen sofort überweisen und den Rest so schnell wie möglich. Ich war mittlerweile Alleinverdiener, das Kind war schon da, woher sollte ich die zehn Prozent nehmen und nicht stehlen? Da hab ich meinen alten Herrn in der Lüneburger Heide angerufen und ihn um fünfhundert Mark gebeten. Die kamen prompt, fast kommentarlos. Der Firma hab ich versichert, von nun an ein guter Schuldner zu sein. Den Vollstreckungsbefehl haben sie aufgeschoben. Mit den Leuten kann man also reden.

Nun ging die alte Leier wieder los: Überstunden, samstags, sonntags, mal 'ne kleine Nachschicht. Bis April 67. Da war ich alle Schulden los. Meine Frau war zufrieden, sie hat gesehen, wie ich mich abgerackert hatte, weit über meine Kräfte, das Mißtrauen war verflogen, ich hab ihr die Überweisungsabschnitte mit einem gewissen Stolz gezeigt, nicht demonstrativ, eher selbstverständlich. Die Überstunden und die harte Arbeit haben mich fertig gemacht. Im Gegensatz zu früher, als ich nur für mich zu sorgen hatte, spürte ich jetzt die Belastung einer wenn auch kleinen Familie. Ich war ziemlich auf dem Hund. Die Firma sagte, ich sollte ein paar Tage Urlaub machen. Aber ich konnte mir das nicht leisten: Die Schulden waren zwar bezahlt, aber Geld war auch nicht da. Nicht nur das: Wir sollten die Wohnung räumen, die Firma wollte das Haus in ein Junggesellenwohnheim umbauen. Also neue Unkosten — Umzug, Mietvorauszahlung, höhere Miete für die neue Wohnung, dreimal so viel. Wir hatten bis dahin achtzig Mark bezahlt.

Meine Frau drehte jeden Groschen zweimal um, sie wirtschaftete mit achtzig Mark in der Woche für drei Personen, sparsamer ging's nicht mehr, denn von nichts kann der Mensch nicht leben. Nun hatte sie auch noch Geburtstag und mit 'ner Topfbblume wollte ich nicht antreten. Mir hing alles zum Hals heraus. Manchmal war ich drauf und dran, meinem alten Herrn zu sagen: Hör' mal, ihr habt euch in ein gemachtes Nest gesetzt, ich hab das Haus für euch gebaut, so billig hättest ihr das nirgendwo und von niemand bekommen. Ich hab den ganzen Rohbau hingestellt, vom Fundament bis zum Schornstein, das ganze schlüsselfertig übergeben. Kurswert damals 160 000 Mark. Und als es mir dreckig ging, stiegen die rakenhaft nach oben.

Fuhren zu meinen Eltern. Ich hab mir jeden Morgen geschworen: Jetzt sagst

du's, aber dann hab ich sie so sitzen sehen, und da ist mir's im Hals stecken geblieben. Meiner Frau hatte ich von dem neuen Ratengeschäft nichts gesagt, sie glaubte, Geld ist da, wieviel, wußte sie nicht. Ich hab mich nicht getraut, ihr ein zweites Mal was vorzujammern. Genau so wenig hatte ich den Mut, meinen Eltern einen Offenbarungseid zu leisten. Ich bin rundum blank und total am Ende, nicht nur finanziell. Einen Offenbarungseid gegenüber meinem Vater, der immer größer wurde. Man konnte zusehen, wie er wächst. Hätte ich nur das Maul aufgemacht! — dann wäre ich heute auch so frei wie Sie. Sich eingestehen, man ist ein Versager, fällt schwer, dann noch gegenüber Leuten, die es immer schon gewußt haben, ist noch schwerer. Ich weiß nicht ob Sie das begreifen können.

In Berlin hatte ich eine Schwarzarbeit in petto, an die hab ich mich geklammert. Damit wäre ich aus dem Schneider, raus aus dem schlimmsten Schlamassel, dann wird man sehen. Bevor wir losfuhren, steckte mir mein Vater zweihundert Mark zu. Ich war sehr erstaunt. Hätte ihn bei seiner Geberlaune packen können — aber nein, ich kriegte kein Wort raus. Um den 10. Mai 67 kamen wir in Berlin an. Ich gleich zu dem Kollegen, der mir die Schwarzarbeit versprochen hatte. Der Schlag aufs Hirn war ein Volltreffer: Ich sollte in vier bis sechs Wochen wiederkommen, es wäre noch nicht soweit. Nun, gut, Arbeit gibt's genug und überall, aber mir hing der Mut bis zum Boden. Der Tag kam, an dem ich wieder hätte arbeiten sollen. Das Datum kann ich Ihnen nicht sagen, ich weiß es nicht mehr. Ich geh noch hin zur Firma, frag, wo ich anfangen soll, besprech noch alles mit den Kollegen — steh am nächsten Morgen auf, verlaß' zur gewohnten Zeit, viertel nach fünf, das Haus und fang an zu bummeln, tu gar nichts mehr, fahr mit der U-Bahn rum, schlag regelrecht die Zeit tot, am Wannsee, im Tiergarten — und immer ein Auge offen für ein Wunder. Ja, und das ging wohl so 'ne ganze Woche, abends immer pünktlich zurück und so getan, als käme ich von der Arbeit. Jeder Tag hat Geld gekostet, aber keins gebracht. Meine Frau hat nichts gemerkt. Sicher, ich war gereizt und nervös, aber das war ich ja vor dem Urlaub schon, sie wußte, daß ich mir wegen unserer Finanzen Sorgen mache, aber wie groß die Sorgen waren, wußte sie nicht.

Da ich nichts verdiente, pumpte ich mir von ihrer Schwester fünfzig Mark, fürs Wochenende, denn meine Frau wartete ja aufs Wirtschaftsgeld. Am Sonntag bin ich mit ihr und dem Kind spazieren gegangen, wir haben gemütlich Kaffee getrunken, wie sich das ein Haussmütterchen vorstellt, und am Abend habe ich mir gesagt: So kann das nicht weitergehen, da muß was passieren. Aber was? Durch Arbeit ging es nicht mehr, so schnell hätte ich das Geld nicht reingebracht, die Zeit drängte. In der nächsten Woche sollten wir die Wohnung räumen, die zweite Rate für die Nähmaschine war fällig, und leben mußten wir auch. Ich war am Ende. Ich hätte vor meinem Vater in die Knie gehen können — dazu war ich zu feige.

Also hab ich Idiot gedacht: Wenn ich da irgendwem so'n Stückchen Eisenrohr

vor die Nase halte, wird er mir geben, was ich brauche — Bruch mit Bedrohung. Ich habe mir das so ausgesponnen, völlig fremd in der Branche. Aber das waren eben so meine Gedanken an jenem Abend, am 28. Mai. Na, dann hab ich das komische Eisenrohr aus meiner Werkzeugkiste geholt und, damit es meiner Frau nicht auffällt, wenn sie mir die Brote für die Arbeit in die Tasche steckt, in 'ne Schirmhülle geschoben, wissen Sie, von einem Knirps. Denn meine Frau hätte sich gewundert, weshalb und wofür ich so'n Eisenrohr mit mir herumtrage. Na, und so kam der 29. Mai. Ein Montag. Ich ging, wie üblich, zur „Arbeit“, wie die Woche vorher. Um die ganze Sache nochmal zu überdenken bin ich ausnahmsweise nicht mit dem Bus gefahren, sondern zu Fuß gegangen, in Richtung U-Bahn, von da in den Tiergarten, hab mich auf 'ne Bank gesetzt, und da ging's in meinem Kopf ganz schön rund. Es wurde mir klar, daß es so nicht geht, wie ich gedacht hatte. Als ich es mir ausmalte, war's dunkel, abends im Bett. Und jetzt war's hell — um die Mittagszeit. Blieb nur noch mein Vater. Ich hab mich auf den Weg zu 'ner Kneipe gemacht, im gleichen Haus wohnten auch die Großeltern meiner Frau. Den Wirt kannte ich gut, wir haben bei ihm öfters 'n Bier getrunken. Also ich bin dahin und hatte vor, von da aus Hamburg anzurufen, Vaters Kontor. Nun war ich da, hab 'n Glas Bier bestellt und mich mit dem Wirt unterhalten und einigen Gästen, die ich auch fast alle kannte. Da hat mich, wie so oft, wieder der Mut im Stich gelassen. Ich konnte einfach nicht zum Telefon, ich hatte Blei in den Beinen. Hab dann noch 'n paar Biere getrunken. Die Zeit so richtig verpräßt, bis ich plötzlich auf die Uhr schaute — zu spät, mein Vater bestimmt schon weg. Da hab ich den ganzen Kram auf morgen verschoben, mir fest vorgenommen, wie schon so oft, das auf keinen Fall weiter zu schleppen. Es war inzwischen später Nachmittag, die Wirtin gegangen, zum Arzt oder zum Friseur oder in die Apotheke, ich weiß es nicht mehr. Die Gäste hatten sich verdrückt. Auf einmal kam 'n Betrunkener, vielleicht Ende zwanzig, höchstens Anfang dreißig, dreckig und schmierig, wollte einen Schnaps. Der Wirt hat ihm nichts gegeben, der hatte was gegen Besoffene — also haben wir ihn rausgeworfen. Und die Tür zugeriegelt. Der Wirt hat mir noch 'n Cognac spendiert. Eigentlich rühr ich das Zeug nicht an, aber den hab ich runtergekippt. Der Heini gröhlt draußen rum, ich raus, den verjagt, wieder rein und dann den Laden dicht gemacht. Da fängt der Wirt an, über die Jugend herzuziehen, asoziales Gesindel, arbetscheue Elemente und so'n Krampf. So kannte ich den gar nicht. Ich kannte ihn als Brummibär, aber in Ordnung. Ich dachte erst, der macht Witze, der will mich auf den Arm nehmen. Das ging so 'ne halbe Stunde, immer die gleiche Litanei. Auf einmal ist mir alles hochgekommen. Er sagte auch noch: 'n ganzes Leben lang hart gearbeitet, 'ne gewissen Wohlstand erreicht, im nächsten Jahr werd ich mich mit meiner Frau zur Ruhe setzen. Wenn man den so gehört hat, arbeiten nur die Alten; das junge Gemüse ist ganz anders, nichts wert, die leben nur in den Tag hinein, keine Verantwortung, auf fremde Kosten. Schulden machen, ja, das können se. Da bin ich mit ihm ein bißchen in Streit geraten, denn indirekt

fühlte ich mich angesprochen, obwohl er nichts von meiner Misere wußte, aber es traf den Nagel auf den Kopf. Ja, und dann ist es passiert.

Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, und wenn ich mir noch so große Mühe gebe, wie schnell sich alles abgespielt hat. Ich kann Ihnen nur sagen, was der Staatsanwalt erzählt hat, alles ganz plausibel: Ich hab das Rohr aus der Tasche genommen, die Tasche stand am Treesen, und hab's ihm auf den Kopf geschlagen. Und da ist er umgefallen und hat fürchterlich geröchelt. Ich weiß auch nicht mehr, wie oft ich zugeschlagen habe, einmal, zweimal oder dreimal. Das Röcheln war das Schlimmste. So was hab ich noch nie gehört, es hat mich ganz verrückt gemacht. Deshalb hab ich ihn gewürgt oder erwürgt. Ich bin gar nicht der, wie soll ich sagen — — jedenfalls hab ich ihn getötet.

Wie das Unglück es will, kommt im selben Moment die Frau zurück. Klopfst an die Tür, die war ja noch verriegelt. Ich mach auf, na, und die sieht ihren Mann da liegen, bricht zusammen, kniet irgendwie nieder, ruft mich an oder schreit mich an, ich soll die Polizei holen oder die Feuerwehr. Und in meiner Angst schlag ich ihr auch das Rohr auf den Kopf, wie oft, kann ich mich nicht erinnern, sie brach — wahrscheinlich bewußtlos — zusammen. Da hab ich sie auch erwürgt, wie ihren Mann.

Ich weiß nicht, was ich da für Gefühle gehabt habe, ob ich überhaupt welche hatte. Vielleicht bei der Frau, um zu verhindern, daß sie rausläuft und um Hilfe schreit. Wahrscheinlich wird es das gewesen sein. Ich weiß auch nicht, ob sie beide tot waren. Ich weiß nur, plötzlich fiel mir ein, die Tür, die ist ja noch offen. Die hab ich erst mal zugemacht. Da hing auch 'ne Portiere dran, die hab ich zugezogen, damit keiner reingucken kann.

Beim Prozeß war meine Mutter nicht. In die Untersuchungshaft hatte sie nur ein paar Zeilen geschickt: Sie verfluche den Tag, an dem sie mich geboren hat und hätte sich wie ein verscheuchtes Reh in die Büsche zurückgezogen. Seitdem ist Funkstille. Ich hab ihr geschrieben, hab versucht, ihr einiges zu erklären, hab auch an ihr Muttergefühl appelliert — keine Antwort. Mein Vater will mir zweimal im Jahr einreden, Mutter läßt schön grüßen, macht sich Gedanken. Ich glaube es nicht.

Was ich meinem Vater zum Vorwurf mache: Damals hatte er schon 'n schönes Konto, er wußte, was mich erwartet, er wußte es. Er hat mir nicht geholfen, er hat es nicht einmal versucht. Ich hatte zuerst einen Offizialverteidiger, aber der hat sich überhaupt nicht gekümmert, hat sich nicht mal blicken lassen. Ich hab ihm geschrieben, daß wir uns doch nun langsam auf den Termin vorbereiten müßten — nichts. Daraufhin habe ich einen anderen Verteidiger genommen, den hatte mir ein Justizbeamter empfohlen. Ob's 'n guter Griff war, 'ne gute Empfehlung, weiß ich nicht. Ich kenn mich mit Anwälten nicht aus. Der hat auch nicht alles versucht, was vielleicht hätte versucht werden können. Aber selbst, wenn mein Vater das Geld für den Anwalt sparen wollte, hätte er mindestens

einen guten Gutachter besorgen können, denn ich weiß, er hat prominente Freunde, außerdem hat er 'nen Freund in leitender Position bei der Hamburger Kriminalpolizei.

Mein Gutachter schien unter größeren Komplexen zu leiden als ich. Ein Zwerg von Statur, ein kleiner, schmächtiger Mensch mit Goldrandbrille, schütterem Haar. Der hat mich nur dreimal besucht, sich dreimal circa 'ne halbe Stunde mit mir unterhalten, und hat nach diesen Gesprächen und einer Reflexprüfung, so mit Hämmerchen ans Knie schlagen und solche Sachen, sein Gutachten erstellt. Er kam vor Gericht überhaupt nicht zu Wort, wurde von meinem besonderen Liebling, dem Landgerichtsdirektor M., total untern Tisch gebrüllt. Wenn ich mich mal erdreistete, auf meiner eigenen Verhandlung was zu sagen, es war sowieso nicht viel, da baute sich dieser M. auf: Leute, hört euch das an, der wagt auch noch, den Mund aufzumachen.

Das mit dem Gutachter ist auch so 'ne Sache. Ich verstehe nichts von Psychologie. Aber: da unterhält sich einer $1\frac{1}{2}$ Stunden höchstens mit Ihnen, in so 'nem Sprechzimmer, wie dem hier, mies und kahl und kalt und ungemütlich, und behauptet dann vor Gericht: Dieser Mann ist für seine Tat voll verantwortlich. Maßt sich das an nach drei kurzen Sitzungen, wenn das kein Wahnsinn ist! Sehen Sie, wir sind uns ja auch fremd gewesen. Ich möchte Sie zwar gleich leiden, und es ist mir bestimmt nicht leicht gefallen, mit Ihnen nun die ganzen Stunden zu reden, aber bei Ihnen hatte ich das Gefühl, Sie geben sich Mühe, obso 'n Gutachter, der verdient ja 'ne ganze Menge bei so einem Termin, der über zwei, drei Tage geht, und ich bin überzeugt, nicht ein Bruchteil von dem, was wir miteinander besprochen haben, ist zwischen Gutachter und mir überhaupt zur Sprache gekommen. Damals hatte ich auch die Wahnvorstellung, möglichst nichts Negatives über mein Zuhause, meine Familie, meine Ehe zu sagen, kein böses Wort. Da kann natürlich nichts Gescheites rausgekommen sein. Mir fehlte ganz einfach das Vertrauen zu dem Mann. Ich weiß nicht, ob er das gespürt hat, daß ich ihm nicht die ganze Wahrheit gesagt hab, oder ob ihm das egal war. Und bei der Verhandlung hab ich nur geantwortet, wenn man mich gefragt hat, am liebsten hätte ich gar nichts gesagt, denn die wollten ja gar nicht wissen, wer ich wirklich bin, wie's in mir aussieht — für die war ich von Anfang an ein Doppelmörder. Ich hab meinen Lebenslauf aufgesagt, basta. Daß ein junger Mann aus gutem Haus — das haben sie besonders unterstrichen — so was tun konnte: unverständlich. Für die war das Verrat an ihrer eigenen Klasse. In einer guten Familie hat so was nicht zu passieren. Tscha, wenn der Vater 'n Trunkenbold ist, ist die Sache klar, da heißt es: typisch! Ich möchte mal wissen, was die unter 'ner guten Familie verstehn. Gut zu wem? — Also mit denen bin ich fertig, da wollte mich keiner verstehen und mir schon gar nicht helfen, ich geh so weit und behaupte, die verdienen ihr täglich Brot mit unserer Not.

Tja, gewisse Jahreszeiten haben's in sich, da drehen viele von uns durch und denken an Selbstmord. Es genügt schon, wenn 'ne Freundin nicht zur Sprechstunde kommt, oder, wir haben's gehabt, der Letzte hat sich aufgeknüpft, weil seine Frau über unsere Rundfunkanlage nicht seine Wunschmusik bestellt hat. Sie werden sagen, daß sind doch alles keine Gründe. Draußen vielleicht, aber hier drin ist alles anders, da wirft man sich selber schneller weg. Die schlimmste Zeit ist das Frühjahr, also das fängt Ende Februar, Anfang März an, das geht dann bis Ende Mai, und dann Advent, Weihnachten überhaupt macht dich weich. Letztes Jahr haben glaub ich zwölf oder vierzehn abgedankt, also in jedem Monat einer, aufs Jahr umgelegt. Da hat vielleicht nur ein gutes Wort gefehlt, 'n Schulterklopfen zur rechten Zeit. Die, die bleiben, hängen am dünnen Faden Hoffnung. Dieser Faden baumelt irgendwo in der Zelle, ganz versteckt, hinter der Heizung oder sonstwo, nach dem greift er, wenn er denkt, jetzt hab ich genug. Wir sind große Schauspieler, der eine mehr, der andere weniger. Tagsüber spielt jeder den starken Mann und versucht, den anderen zu imponieren, erzählt Heldenataten, von früher; aber wie brüchig wir sind, kriegen Sie erst mit, wenn Sie mal lange nach Einschluß, nach zehn Uhr, wenn's Licht ausgeht, über die Station schleichen: Dann hören Sie die Helden, die mittags noch Helden waren, wie sie weinen, wie sie beten und schimpfen und fluchen, nicht wissen, was sie machen sollen, jetzt und in der Zukunft.

Am schlimmsten ist es für die Lebenslänglichen. Das hat sich so vor zwei Jahren auch ein Beamter gesagt, die müßten wenigstens einmal in der Woche aus der Zelle raus, für drei Stunden am Abend, damit sie miteinander reden können, in der Gruppe. Das war der K., sehr nett und noch jung, der hat das tatsächlich gewagt. Ich hab sofort mitgemacht, wir waren zehn Mann, und wir zehn haben in den zwei Jahren was erreicht, was hier selten ist: Wir haben Vertrauen zueinander gefaßt! Haben uns gegenseitig beraten und geholfen, so gut es ging, es hat uns allen viel Spaß gemacht. Aber dann kam der Befehl von oben: Schluß damit! Völlig sinnlos war das. Als Entschädigung: alle vierzehn Tage zwei Stunden Fernsehen. Wir empfanden das als Boshaftigkeit und Gemeinheit ersten Ranges. Wir haben auch versucht, dagegen Sturm zu laufen, sind aber überall gegen verrammte Türen gerannt. Das Letzte, was wir in dieser Gruppe vorhatten, war 'ne Aktion Spielkiste. Viele von uns haben das ja hinter sich: Waisenhaus, Fürsorgeheim, Jugenderziehung. Diesen Kindern im Waisenhaus, die ja nichts dafür können, daß sie im Waisenhaus sind, wollten wir 'ne Freude machen: gebrauchtes Spielzeug, kaputtes, zerspieltes aus den Beamtenfamilien sammeln, reparieren und den Waisenkindern schenken. Es wurde abgelehnt wegen der Sicherheit und Ordnung. Sogar mit 'ner Begründung: Wir dürften nicht mit Werkzeug in Berührung kommen, und schon gar nicht in den Zellen, denn da hätten wir es reparieren müssen, weil hier keine Werkräume oder Hobbyräume sind. Die Enttäuschung war groß, nicht weil wir nicht basteln durften, sondern weil wir nicht schenken durften.

Nun ist einer von uns, es war auch ein Lebenslänglicher, auf die Idee gekommen, für ein Waisenhaus Geld zu sammeln. Dieser Antrag ist genehmigt worden, wir haben alle gestaunt. Jeder durfte von seinem kargen Arbeitsverdienst — und darauf kam es an, es durfte nicht vom Eigengeld gespendet werden, weil sonst die Buchungsabteilung der Anstalt überlastet gewesen wäre. Die Spendenliste lag bei der Einkaufsstelle aus, jeder konnte sich eintragen und einen Betrag buchen. Von zweihundertachtzig Gefangenen sind fast tausend Mark zusammengekommen. Einige konnten nichts geben, weil sie keine Arbeit hatten, also auch kein Geld. Der Durchschnitt lag bei drei bis fünf Mark pro Häftling, und das war für mich unfaßbar: diese Menge Geld von so wenig Leuten, für den Zweck, einfach tausend Mark herschenken, fünf Mark von fünfundzwanzig Mark Arbeitsverdienst. Fünf Mark, das sind drei Pakete Tabak oder hundert Gramm Kaffee, und das ist hier die Währung, damit kann man alles bezahlen, hundert Gramm Kaffee zur richtigen Zeit sind ein Vermögen. Und das schenken die weg, und freuen sich, als diese Kinder zum Dank über unsere Rundfunkanlage ein Tonband abspielen lassen. Da sang so ein Steppke das Lied vom Hafer sack. Ich habe von den vierzig Mithäftlingen, die so abgebrüht sein wollen, keinen gesehen, dem das nicht an die Nieren ging.

Waren Sie schon mal beim Einkauf hier dabei? Ich sag Ihnen — Kurfürstendammpreise. Ich les die Zeitung täglich, trau meinen Augen nicht, da wird ein Pfund Tomaten für fünfundsechzig Pfennige angeboten. Hier kosten sie 'ne Mark. In der Anstaltsgärtnerei werden dabei Kohlrabi, Tomaten, Radieschen, Gurken in Mengen gezogen. Die werden draußen verkauft. Sie können 'nen ganzen Lastwagen mitnehmen, wenn Sie wollen. Wir müssen die Tomaten teuer kaufen, die Beamten zahlen fünfunddreißig Pfennig fürs Pfund. Uns ist verboten, auch nur eine Tomate anzurühren. In der Erntezeit, da werden die Tomaten zentnerweise mit der Schubkarre auf den Misthaufen gekippt. Mit den Blumen genau dasselbe, also da könnte ich mich richtig aufpeitschen! Was meinen Sie, wie schön es ist, auf der Zelle einen kleinen Strauß Blumen zu haben, also das ist jeden Tag ein Erlebnis für mich. Aber auch das verbietet man uns. Und wenn Sie klauen, was ja jeder tut, dann kann das sieben Tage Arrest kosten, wenn Sie erwischt werden, mit alle zwei Tage ein Essen oder eine Einkaufssperre. Einkaufssperre ist ja wohl die schlimmste Strafe. Wer raucht hier nicht, trinkt nicht mal sein Täßchen Kaffee oder Tee? Das ist bitter. Auf der einen Seite wird hier das Geld rausgeschmissen, auf der andern müssen wir, mit den paar Mark, die man wirklich sauer verdient, horrende Preise bezahlen. Zucker, Kaffee — alles ist hier teurer.

Und wenn Sie wüßten, wie hier gemauschelt wird. Da wird verschoben und verkunkelt.

Da gibt's ein paar ganz Spezielle bei uns, die verstehen das wunderbar. Die bezahlen nichts. Die decken das mit anderen Leistungen. Natürlich auf Kosten der

Gefangenen. Also der Schuhmacher geht zum Tischler: Hör zu, Junge, du baust 'ne schöne Truhe, und ich paß dir drei Paar Stiefel an. So macht man das. Auch umgekehrt, da geht der Autolackierer zum Tischler: Paß auf, ich lackiere dir deinen Wagen, dafür machst du mir 'nen Einbauschrank. So geht das hier laufend, und das Schlimmste, die machen sich nicht mal mehr die Mühe, das vor uns geheim zu halten. Die managen das ganz offen. Die schicken uns sogar als Kuriere los, damit wir ableuchten, was es wo gibt im Moment. Das ist es ja: Man sieht, wie man hier praktisch ausgebeutet wird bis aufs blanke Fleisch, und es gibt Leute von uns, die arbeiten, bis sie Blutblasen kriegen. Richtige Arbeitstiere, und was ist ihr Verdienst? Eine Mark fünfzig am Tag und vielleicht, wenn sie Glück haben, 'ne Schachtel Zigaretten extra.

Wer draußen noch 'n Rest Rückgrat hatte, dem wird's hier drin gebrochen — durch die doppelte Moral, eine für uns, eine für die Justiz, durch die ganze Führung einer solchen Anstalt, durch das Mißtrauen, die Verlogenheit, die Erziehung zur Anpassung, zur Unerhlichkeit, um nicht zu sagen, zur Lüge. Für die kleinste Vergünstigung, für ein freundliches Wort, müssen Sie schwindeln, auf der Hausskammer, beim Arzt oder bei der Direktion.

Wir haben einen konkreten Fall auf der Station: der Kalfaktor, der hat in den ersten Jahren geblüht. Der ist nicht dumm, nicht besonders gebildet. Jahrelang strahlender Mittelpunkt. Der wird nun demnächst entlassen. Seit Wochen beobachte ich, wie der rapide abfällt, er ist reizbar, mißtrauisch, schmuddelig, verängstigt, kopflos — und das ist die Angst vor der Entlassung, auf die er nicht vorbereitet ist. Wir sind für ihn das, was für andere die Familie ist. Der hat niemand draußen, hat vielleicht hundertfünfzig Mark Rücklage, dann steht er vorm Tor, mit nichts, weiß, er hat nichts, kann nichts, und weiß, daß er es nie zu was bringen wird, wenn man ihn nicht an die Hand nimmt. Aber wer nimmt so einen schon an die Hand?

Der hat jetzt schon Angst vor den Behörden, den Fragen, den Formularen, und er hat Angst vor den Menschen, vor deren Reaktionen, wenn die erfahren, woher er kommt. Der wird wahrscheinlich, wenn er den ersten Papierkrieg verliert, alles hinwerfen.

Was soll man dem wünschen? Alles Gute? Viel Erfolg? Viel Spaß? oder: bis bald?

Es müßte mehr Bewährungshelfer geben. Da hat so 'n armer Kerl fünfzig oder sechzig Leute. Die soll er alle betreuen. Jeder braucht 'ne Wohnung, 'ne Arbeit. Der hängt 'n ganzen Tag am Telefon, dann soll er sich auch noch die Sorgen anhören, die Ängste — wie kann er das? Das ist 'ne Scheinhilfe. Ein Alibi für den Staat.

Mit unserer Selbsthilfe ist es auch nicht weit her. Solidarität ist 'ne feine Sache. Aber hier nicht drin. Jeder ist auf den anderen neidisch, betrachtet den andern als Trottel oder Idioten, ist schadenfroh, wenn sich einer mit einem Pechvogel

befäßt und entrüscht wird, dann reiben sich die andern hämisch die Hände, so nach dem Motto: Das hätte ich dir gleich sagen können, warum biste so blöde. Im August 69 hab ich so was wie Solidarität erlebt. Die scheiterte aber an der Macht der anderen Seite. Mehrere Dinge haben das Faß überlaufen lassen. Erstens das Essen, das war noch nicht mal mehr ein Faß. Zweitens die Hitze, das Haus war der reinstie Backofen, wenn sich die Wärme erst mal durch die dicken Mauern frisst, dann schnappen Sie verzweifelt nach Luft. Uns stehen ohnehin nur fünfundzwanzig Kubikmeter zu. Da hat's ja 'n Berliner Polizeihund besser. — Drittens der Preiswucher beim Einkauf. Ja, und dann versuchte ein Mitgefänger auszubrechen. Es gingen schon die wildesten Gerüchte um, die Beamten suchten Radios, die wir damals noch nicht selbstgebastelten Tauchsieder oder 'ne Uhr, oder Spielkarten. Da gab's also so 'n halbvergammeltes Mittagessen und irgendeiner kippte mit einmal den Faß aus, gleich übers Geländer, da machte jeder mit, da wurde mit halbverschimmeltem Harzer Käse geworfen, da kam einer auf die Idee, die Feuerschlüche, die auf den einzelnen Etagen hängen, aus den Kästen rauszuziehen und aufzudrehen. Tscha — — — da war Bambule. Die Anstaltungsleitung kriegte es mit der Angst zu tun und forderte schnellstens 'ne Hundertschaft von der Bereitschaftspolizei an, da rückten die ein mit gezogenen Pistolen und solchen mittelalterlichen Schutzschildern. Die haben sich ganz schön lächerlich gemacht. Die Zentrale oben ging zu Bruch. Aber 'ne echte Solidarität — fast unmöglich. Jeder hat seine eigenen Interessen. Gut, am Essen sind alle interessiert, und wenn mal wieder alles zusammenkommt — das Essen ist jetzt schon wieder schlechter —, geht's vielleicht wieder los.

Was mich gefreut hat: Damals ist keiner von den Beamten, die täglich mit uns zusammen sind, von den Gefangenen angerührt worden, denn mit kleinen Leuten, die sich hier vor unser aller Augen und Ohren von den Herren Oberverwaltern anschließen lassen müssen: Muß ich euch erst in den Arsch treten, damit der Flur sauber wird? — mit diesen kleinen Leuten haben wir uns indirekt solidarisch erklärt. Denn sie sind es, die uns mal 'ne kleine Freude machen, die mal die Augen zukneifen und mal nicht so genau hinhören. Würde es nach den subalternen Oberverwaltern gehen, dann hätten wir nichts zu lachen. Mensch, diese Sucht nach Macht, diese unqualifizierten Bemerkungen, Beleidigungen, Erniedrigungen!

Was noch unzufrieden macht, ist die Bevorzugung eines ganz bestimmten Gefangenekreises: Die dürfen alles, die machen alles, die haben alles, was wir nicht haben — den ganzen Tag die Zelle offen, die drücken sich erfolgreich um die Arbeit, kaspieren mit denen da oben in der Zentrale rum, schmieren auf ihre Brote Butter und Schinken und nicht wie wir dreißig Gramm Margarine.

Feuerzeuge sind offiziell verboten, aber der S., Sie wissen schon, der Berliner Bandenchef, der die Knallerei mit den Persern hatte, der gibt ganz offen mit seinem Feuerwerfer an, Dunhill, mindestens hundert Mark wert. Der kennt hier jeden Winkel und hat die da oben in der Hand. Ich bin nicht sicher, ob da nicht auch mit harter DM gehandelt wird. Die Kietzbrüder sind es, die sich alles erlauben können. Und so was weckt Haß und Neid. Wieso darf der und ich nicht? Da stammelt der kleine Beamte irgendeine dumme Antwort an dich hin, weil er nicht zugeben kann oder will, daß die ihm Maulschellen angedroht haben, wenn er nicht nach ihrer Pfeife tanzt.

Heute herrscht eine Minderheit über eine Mehrheit. Diese Minderheit sind die Bürokraten. Von der Anstaltsleitung angefangen bis runter zum kleinsten Beamten. Ihre Herrschaft, ob nun willkürlich oder paragraphentreu, ist legitimiert von einer Öffentlichkeit, für die Gefangene der Bodensatz der Gesellschaft sind. Früher hat man sie umgebracht, heute läßt man sie leben, aber dafür müssen wir büßen. Die Beamten sind so was wie Vollstrecker der Gesellschaft, die nach Rache ruft. Diese Rache läßt sich vollstrecken, denn wir haben uns ja schuldig gemacht und — wir sind schwach. Einzelkämpfer, wobei aber jeder nur für sich kämpft. Würden wir zusammenstehen, dann müßten sich die Bürokraten mit unseren Forderungen auseinandersetzen, dann könnten sie nicht mehr einzelne als Querulanten rausgreifen und in den Arrest stecken. Sie verhindern ja auch, daß wir uns gegenseitig auf der Zelle besuchen können. Für sie ist das 'ne „Zusammenrottung“, wahrscheinlich haben sie Angst vor 'ner Verschwörung. Warum eigentlich? Du lieber Gott, die sind sich doch ihrer Sache sicher, jedenfalls tun sie so. Und Angst vor 'ner Verschwörung können die doch nur haben, wenn sie der Meinung sind, wir haben Gründe, uns gegen sie zu verschwören, also sind sie sich ihrer Sache doch nicht so sicher. Manchmal habe ich direkt den Eindruck, die haben auch Angst vor dem Verbrecher, wir sind denen unheimlich. Es ist ja auch vieles nicht zu verstehen, ich verstehe ja selber nicht alles, versteh' heute noch nicht, wie ich das machen konnte.

Wir haben ja auch 'n Brett vorm Kopp. Anstatt daß wir sehen, wo und wer der Gegner ist, macht jeder so seine eigenen kleinen Geschäfte und sucht sich seinen Vorteil. Da will jeder der Größte sein, da wird gestritten und geduckt. Genauso wie draußen. Wenn Sie uns anschauen, dann schauen Sie wie in einen Spiegel Ihrer Gesellschaft. Da brauchen Sie gar nicht so zu gucken! Da sehen Sie zwar nur 'nen kleinen Ausschnitt, aber der ist typisch. Du lieber Gott, wo kommen wir denn her? Wir kommen doch nicht vom Mond, wir kommen doch aus Ihrer verdammten Gesellschaft und schleppen alles hinein, was wir draußen gelernt haben: stramm stehen, Angst haben, kuschen, Ellenbogen gebrauchen, jeder für sich, keiner für alle.

Gisela Elsner
Frau Wiegenstein arbeitet

Die Herren waren nicht imstande, Frau Wiegensteins tatsächlich reizendes, ja geradezu kindliches Hingerissensein von allem, was mit Fabriken, mit Fabrikationshallen zu tun hatte, mit durch nichts als unternehmerische Initiative, laut Werkspiegel, laut Leiselheimer also, ausgelösten, manchmal geradezu turbulenzartigen Aktivitäten zu teilen. Es mußte außer Wiegenstein während dieser Führung durch den Fabrikationsbereich selbst Leiselheimer oft genug so tun, als teilte er die Begeisterung der Frau Wiegenstein für diese sich ihr erstmalig in ihrem schätzungsweise nicht gerade kurzen Leben eröffnende Arbeitswelt. Denn trotz seiner Genugtuung, einmal in seiner langen unternehmerischen Laufbahn einem menschlichen Wesen wenigstens begegnet zu sein, dem, und sei es bloß aus reiner Langeweile, das, was er, Leiselheimer, ausgerüstet, laut Werkspiegel, seinerzeit mit einem Nichts, zwei Kisten, einem Holzbrett, einem Blatt Papier, keinem Bleistift und einem dicken Brocken Leistungswillen, auf die Beine gestellt hatte, echte Freude machte, eine Freude, wie sie ein Kind etwa auf einem Kettenkarussel oder auf einem Riesenrad inmitten eines Rummelplatzes zu empfinden vermag, konnte er letztlich nicht immer jedenfalls umhin, die Tatsache befremdend zu finden, daß Frau Wiegenstein ausgerechnet das, was jeden anderen fix und fertig machte, stimulierte: der ohrenbetäubende Lärm im Erdgeschoss und im ersten Stockwerk, die in den Trockenräumen und zumal rings um die langen Tunnelöfen tagein, tagaus herrschende Hitze oder der trotz der gesetzlich vorgeschriebenen Entlüftungsanlagen Schritt für Schritt aufwirbelnde, weiß-graue Porzellanstaub, der sie allesamt, das stimmte schon, in zunehmendem Maße werktätiger wirken ließ: die Herren Leiselheimer und Wiegenstein mit ihren staubbedeckten Hosen bis hinauf zu den Waden immerhin, Frau Wiegenstein mit ihrem geschorenen, hautfarben gefärbten und nun noch staubbedeckten Pelzmantel bis hinauf zu den Hüften sogar.

Wie es hier riecht, rief sie, und dann ließ sie, ohne dem resignierten Lächeln Wiegensteins und dem nach einer Weile ebenfalls recht resignierten Lächeln Leiselheimers die geringste Beachtung zu schenken, nachgerade genüßüchtig das Rumoren der Kugelmühlen und Mischbottiche, darin die Bestandteile der Porzellanmasse schlammfein gemahlen und verquirlt wurden, sowie das Stampfen der Filterpressen, darin durch Wasserentzug aus dem schlammartigen Stoff eine knetbare Masse wurde, so lange auf sich einwirken, bis ihre beiden Kavaliere die Geduld verloren und sie nahezu zwangen, den Frachtaufzug zu betreten, der

Gisela Elsner: Frau Wiegenstein arbeitet

außer Leiselheimers Massenartikeln: Leiselheimers Tassen, Tellern, Bechern, Butterdosen oder Leiselheimers Mehrzweckschälchen, auch Leiselheimer Arbeiter, Mangelware derzeit auf dem Arbeitsmarkt: Leiselheimers Vorarbeiter, Gastarbeiter, Arbeiter, Akkordarbeiter und Akkordarbeiterinnen oder Leiselheimer Lehrlinge, zu befördern hatte, und deshalb nicht weniger mustergültig ausgestattet war als die Fabrikationshallen, das heißt so mustergültig es sich überhaupt machen läßt für einen zeitgemäßen Menschenführer, der sich, auch nur ein Mensch, laut Werkspiegel, laut Leiselheimer also, für Menschen sein Menschenmöglichstes zu tun müht, eine Tatsache, die zwar Frau Wiegenstein entging in ihrem Taumel, nicht jedoch Herrn Wiegenstein, der letztlich selbst professioneller Menschenführer war.

Gar nicht übel, wie du das so machst hier, sagte er, sachlich, von Mann zu Mann, von Unternehmer zu Unternehmer, von Menschenführer zu Menschenführer, ja, wenn man so sagen kann: sachlich von Macher zu Macher, einem Macher, der, wenn er gar nicht übel gemacht sagt, tatsächlich mustergültig gemacht meint.

Und mustergültig, das heißt so mustergültig jedenfalls, wie es sich überhaupt machen läßt für einen zeitgemäßen Menschenführer, war nicht allein die Ausstattung des Bürogebäudes, wo die in ihrer scheinbaren Willkür der Natur abgeschaute Gruppierung: eine sogenannte Baumbuschgruppierung von Schreibtischen und Schränken mit allem Drum und Dran den Eindruck einer Landschaft, einer sogenannten Bürolandschaft vermitteln sollte, durch die hindurch man mit den Akten nur so wanderte, mustergültig, das mußte jeder, der im Gegensatz zu jenen jungen Burschen oder Weibsbildern, denen der Akkord, das hoffte Leiselheimer, letztenendes doch das Mütchen kühlen würde, einen Funken guten Willens hatte, eingestehen, war, obwohl der Porzellanstaub, der Lärm und die Hitze das Angestrebte beträchtlich stark beeinträchtigten, auch die Ausstattung der Fabrikationshallen, wo, wie im Informationszentrum schon, der Monotonie der Stückarbeit ein Gegengewicht gegeben werden sollte mithilfe von vielfarbig gekachelten Wänden: visuellen Erfrischungen gewissermaßen für jene, deren Augen sich einen Achtstundentag lang auf eine rotierende Drehschablone zu richten hatten, auf eine sich fortwährend hebende und senkende Metallschablone, auf schier endlos erscheinende, langsam vorbeigleitende Reihen vorgeformter feuchter Tassen, Teller, Becher, Butterdosen, die ein Fließband zu den Trockenregalen und von dort aus zu den automatisch in die Richtung des Glühbrandofens rollenden Wagen beförderte, oder auf die milchige Oberfläche eines bis zum Rand mit Glasurlösung gefüllten Bottichs, in den die gebrannten, porösen Gegenstände getaucht wurden.

Es ist wahr, weder Leiselheimer, der übrigens allen sonst so vertraulichen Zuträgereien zum Trotz nicht etwa durch einen Vertrauensmann, sondern durch einen anonymen Anruf erfahren hatte, daß ihn die Arbeiter und Arbeiterinnen Langohr nannten, noch seinen systematisch über den Fabrikationsbereich verteilten Vertrauensleuten gelang es, die tatsächliche Meinung seiner um des lieben Frie-

dens willen sogenannten Mitarbeiter, die zu allem, außer der Lohnfrage leider-gottes, jaundamen sagten, über das zu erfahren, was namhafte Architekten immerhin visuelle Erfrischungen nannten.

Als nachweislich nutzlos erwiesen sich diese sogenannten visuellen Erfrischungen lediglich in den beiden Hallen jenseits des zweiten Tunnelofens, des sogenannten Glattbrandofens, in dem Frau Wiegenstein, allen Warnungen Wiegensteins zum Trotz, neugierig das Gesicht, das sogenannte Gesichtchen, das sie sonst vor senden, hautaustrocknenden Sonnenstrahlen sogar zu schützen pflegte, hineinstreckte, nur um das ohnehin automatisch herausrollende Weißporzellan, das nach dem Herausrollen auf Fehlerfreiheit überprüft und sortiert und nach dem Überprüfen und Sortieren dekoriert wurde, schon vor dem Herausrollen zu beäugen, so als witte sie, die Frau Wiegenstein, innerhalb des Glattbrandofens etwas grottenhaft Geheimnisvolles.

Trotz der zwar einsilbigen, doch durchwegs positiven, allzu betont positiven Äußerungen übersahen Leiselheimers sogenannte Mitarbeiter, Frauen allesamt bis auf den Vorarbeiter, einen gewissen Herr Bürle genannten Bürle, als existierten die belebenden Farbkontraste ebensowenig wie die Musikeinlagen, die Kaffeeautomaten oder die Duschkabinen neben den Toiletten, nach dem Verlauf einiger Stunden selbst unübersiehbar grobe Fehler beim Sortieren oder sie sahen umgekehrt beim Dekorieren auf undekoriertem Porzellan Dekore: Abziehbild-landschaften, Goldränder, regenbogenfarbene Tüpfelchen und Kringelchen und Streiflein oder, nur um Beispiele zu nennen, Blümchen wie die winzig kleinen Röschen, wilde Röschen oder vielmehr: Heckenröschen, die Frau Wiegenstein zum wiederholten Male nun schon leider etwas laut, fand Leiselheimer, süß, entzückend, ja in ihrer unüberbietbaren Kitschigkeit fast schon wieder kunstvoll nannte.

Bitte, bitte, laß mich hier ein bißchen mitarbeiten, bat sie Leiselheimer, der, unfähig, diese weißgott ärgerliche Bitte, nun, nachdem sie ausgestoßen worden war, vor aller Ohren abzuschlagen, sprachlos, wenn auch nur für einen Augenblick, das stimmte schon, stand inmitten seiner Porzellanmengen, seiner noch nicht dekorierten sowie seiner bereits auf Wägelchen automatisch in die Richtung des letzten Tunnelofens davonrollenden Porzellanmengen.

Na dann nichts wie ran natürlich, rief er gleich darauf, das heißt nach dem Überwinden dieser Schrecksekunde, mit einer Munterkeit, die er, ungeachtet dessen, was sie tatsächlich auslöste, das Gegenteil nämlich: Entgeisterung und Schweißausbrüche, allem Augenschein zum Trotz, ja trotz des Zusammenzuckens des Vorarbeiters, dieses gewissen Herr Bürle genannten Bürle, für unwiderstehlich, ja für ansteckend hielt.

Es ist wahr, nach seinem kurzfristigen Zusammenzucken reagierte Herr Bürle, der es übrigens mithilfe seines gediegenen Haarschnitts und seines Brillengestells zustande brachte, in seinem weißen Kittel eher einem Apotheker zu ähneln als

einem Vorarbeiter, auf die Tatsache, daß sich eine Dame wie Frau Wiegenstein aus heiterem Himmel förmlich zur regelrechten Lohnarbeit herabließ, auf eine bemerkenswerte Weise nicht.

So als handle es sich um die natürlichste Angelegenheit der Welt, stellte er ein paar Tassen und Untertassen, eine Schüssel Wasser, ein paar Bogen Abziehbilder, mit jenen Heckenröschen, die Frau Wiegenstein zuvor leider allzu lauthals kunstvoll kitschig genannt hatte, sowie einen jener Stühle, auf denen man, laut Werkspiegel zumindest, einen Achtstundentag lang ohne die geringsten Rückenschmerzen sitzen konnte, ans Ende eines Arbeitstisches neben die bereits erwähnte Akkordarbeiterin Helene Munkert, die es, in Ermangelung irgendwelcher Verhaltensregeln für einen solchen, noch nie dagewesenen Fall, ganz offensichtlich für das Angebrachte hielt, die Vorgänge dicht neben sich zu ignorieren, so daß es eine Weile dauerte, ehe Frau Wiegenstein von dieser Akkordarbeiterin mehr zu Gesicht bekam als deren riesigen, dottergelben mit schwarzen Klemmen hastig befestigten falschen Dutt, einen Dutt, auf den Frau Wiegenstein, anfangs viel zu sehr bei der Sache, bei den Heckenröschen, Tassen, Untertassen, von Leiselheimer in aller Diskretion zwar, letztlich aber eben doch des Witzes wegen hingewiesen worden war.

Also los, nun zeig schon, was du kannst, rief er, nachdem Herr Bürle Frau Wiegenstein mit einem Ungeschick, das seine bisher ganz gut überspielte Betroffenheit verriet, denn auch ihm mangelte es, bei aller Erbötigkeit, an nichts anderem als Verhaltensregeln für einen solchen, noch nie dagewesenen Fall, die wenigen, kinderleichten Handgriffe: das Abtrennen der Bildelemente, der Heckenröschen, vom Abziehbilderbogen, das kurzfristige Weichenlassen im Wasser und das Aufkleben entgegen dem Uhrzeigersinn längs eines Tassenrandes oder, je nach Belieben, je nach Lust und Laune, auch eines Untertassenrands, vorgeführt hatte.

Und dafür kriegt man auch noch Geld, erkundigte sich die derart erstaunt, daß außer Wiegenstein selbst Leiselheimer, wenn auch nur für einen Augenblick verlegen, in eine andere Richtung, das heißt auf den sowieso unübersiehbaren, dottergelben Dutt der Helene Munkert schaute.

Wieviel schaffen Sie denn mittlerweile, mußte er, der Unternehmer höchstpersönlich, mehrmals fragen, ehe sich die Munkert überhaupt angesprochen fühlte. Viertausend den Tag, murmelte sie.

Das kann nicht wahr sein, rief Frau Wiegenstein und sie unterbrach, mehr oder weniger blitzartig an der Mentalität dieser Menschen, wie sie Arbeiter und Arbeiterinnen, so als stände deren Gattung letztenendes dennoch zur Debatte, bei sich nannte, interessiert, ihre soeben erst angefangene Arbeit, um der Munkert bei der ihren zuzuschauen.

Doch doch, meinte die, einzig darauf, wie gesagt, bedacht, in Ermangelung irgendwelcher Verhaltensregeln für einen solchen, noch nie dagewesenen Fall, keinen Fehler, der sie womöglich noch die Stellung kosten könnte, zu begehen und damit hatte sich's, zur Enttäuschung von Frau Wiegenstein, der die allgemeine

Wortkargheit, während sich Leiselheimer Arm in Arm mit Wiegenein mal rasch, wie er es nannte, den Versand ansehen ging, keine andere Wahl ließ, als ihrerseits die Arbeit, die sie erstens nach wie vor urkomisch fand, zweitens irgendwie hinreißend beruhigend und drittens vielversprechend als Neurosentherapie, fortzusetzen.

Warum machen Sie denn so ein böses Gesicht, erkundigte sie sich nach einer Weile Schaut, antwortete, statt der störend stummen Munkert neben sich, hinter ihr, nicht nur ungefragt, nein: dummerweise abbitteleistend für die böse Miene, die die Munkert machte, immer so drein, als wär ihr eine Laus über die Leber gelaufen.

Eine was, fragte Frau Wiegenein.

Eine Laus, stammelte hinter ihr Rede und Antwort stehend Herr Bürle, wie man so sagt.

Sagt man das, fragte Frau Wiegenein schärfer, als sie es, tatsächlich interessiert an der Mentalität dieser Menschen, beabsichtigt hatte. Denn sie verscheuchte mit ihrer Frage nicht allein den für ihr Gefühl rein mentalitätsmäßig völlig unergiebigen Bürle, der sich auf Zehenspitzen bis zur Hallenmitte zurückzog und von dort aus, als sehe er hierin die einzige Möglichkeit, sich überhaupt zu verhalten, einen jener zackigen Bücklinge vollführte, mit denen sich jeder Burschenschaftler hätte sehen lassen können: Frau Wiegenein verscheuchte mit ihrer viel zu scharf gestellten Frage auch die Helene Munkert, deren

dottergelber Dutt, deren über Wochen wohl hinweg immer wieder entstandener und eingetrockneter Schweißflecken voller gelblicher Ringe auf dem weißlichen Kittel unter der Achselhöhle und deren im Profil bereits aufallend derbes, stark geschminktes Gesicht, ihr, Frau Wiegenein, rein mentalitätsmäßig weitaus ergebiger erschienen.

Und das fand Frau Wiegenein ganz einfach schade, obwohl sie sich durchaus darüber im klaren war, daß sich diese Frau, die da förmlich floh in die Richtung des Toiletteneingangs, über dem Leiselheimer, um des Selbstgefühl der Arbeiterrinnen auch in dieser Hinsicht zu heben, die Buchstaben des Wortes Frauen durch die des Wortes Damen hatte ersetzen lassen, aus ihrer Reserve gelockt, womöglich die Mentalität betreffend als Niete: als Hausfrau, Mutter, Kochkünstlerin oder schlimmer noch: als eine aus der Masse jener Unermüdlichen, die eines nur im Kopfe haben: hochzukommen, entpuppen konnte.

Frau Wiegenein wäre mit einem Wort rein menschlich gesehen, völlig isoliert gewesen, hätten zu diesem Zeitpunkt, da sie rein arbeitsmäßig völlig ausgelastet war mit dem Aufkleben eines Heckenröschen auf einen Untertassenrand und eines zweiten Heckenröschen auf den selben Untertassenrand und eines dritten Heckenröschen noch immer auf den selben Untertassenrand, nicht die ersten Besucher vorbeigeschaut, Direktoren, die wohl unter anderem auch des Witzes wegen Laufburschenrollen übernahmen, indem sie Frau Wiegenein fortwäh-

rend und in rascher Folge ausrichteten: daß Herr Leiselheimer und Herr Wiegenein augenblicklich eintreffen würden in der Halle oder: daß Herr Leiselheimer und Herr Wiegenein sie, Frau Wiegenein, die sogenannte gnädige Frau, allernerstes bätten, augenblicklich diesen kindischen Akkordunsinn zu unterlassen und hochzukommen ins Büro, wo ihr außer eisgekühltem Champagner, Whisky und Wodka, ein ganzer Bottich voller heißer, waschechter Bockwürste und eine Badewanne voller Kraftbrühe zur Verfügung stände.

Frau Wiegenein, die sogenannte gnädige Frau, hielt zwar nicht, wie es Stunkmacher, ohne wohlgerne Augenzeugen zu sein, im Nachhinein behaupteten, umringt von leitenden Herren Hof in der Halle, die Herren kamen einzeln und in regelmäßigen Abständen, manche kamen spaßeshalber sogar auf Zehenspitzen, um Frau Wiegenein, die, das behauptete sie jedenfalls, erst ihre Arbeit hier zuende machen wollte, in keiner Weise von ihrer Arbeit abzulenken. Und jedesmal, egal, um wen immer es sich auch handelte: um den Produktionschef, um den Verwaltungschef, um den Vertriebschef, um den Personalchef, um den Verkaufsdirektor und Marktforschungsleiter Miehe, dem einzigen unter den leitenden Herren, der einen wirklich, fand Frau Wiegenein, originellen Einfall hatte: den Einfall nämlich, ihr als Mitbringsel eine echte Stempelkarte zu überreichen, oder um den geschäftsführenden Herrn Direktor Doktor Reuschlein, der zu alt, zu verknöchert offensichtlich war, um die Originalität dieses Einfalls zu begreifen, zu würdigen, geschweige denn auszuwerten, fiel mindestens, wenn auch mehr oder weniger brockenweise, ein gutes Wort ab für den Vorarbeiter Bürle, dem allmählich aufging, daß das, worauf er zunächst wie auf einen Schicksalsschlag reagiert hatte, in Wirklichkeit die Chance seines alles andere als chancenreichen Lebens war, ein Bewußtsein allerdings, das ihn, unvorbereitet, wie er war, und obendrein keineswegs wendig genug, um diese in ihrer Einzigartigkeit ans Wunderbare grenzende und somit einfach umwerfende Chance aus dem Stegreif gewissermaßen zu nutzen, nicht nur noch betroffener als zuvor erscheinen ließ, nein: so unglücklich, daß man hätte meinen können, er, der Bürle, habe diese Chance schon verpaßt.

Es ist wahr, zumal die sehr jungen Arbeiterinnen, Backfische zum Teil, erleichterten Herrn Bürle die Aufgabe, einmal im Leben allein an den eigenen Vorteil zu denken, in keiner Weise. Während nämlich Frau Wiegenein dem begriffsstutzigen Herrn Direktor Doktor Reuschlein die Stempelkarte begeistert, als wäre es für sie eine in ihren Kreisen einem Ehrendoktor etwa vergleichbare Leistung, dieses in der Arbeitswelt so alltägliche Utensil überhaupt zu erlangen, hinstreckte, rannten die, allen voraus nun schon zum zweiten Mal die Munkert, die zwischendurch an ihrem Arbeitsplatz ganz kurzfristig bloß Platz genommen hatte, trotz der drohenden Blicke des Herrn Bürle, truppweise in die Richtung des Toiletteneingangs und machten ihm, kaum, daß er, der Bürle, zwischen zwei Bücklingen mal zu sich selber kommen konnte, indem sie ununterbrochen die Wasserspülungen betätigten und die Brausen in den Duschkabinen aufdrehten,

um werweißwas zu übertönen und zu vertuschen, unfähig, seine eigennützigen Pläne regelrecht, das heißt Punkt für Punkt und mit der Muße derer, die ein mehrstelliges Bankkonto im Rücken haben, zu durchdenken.

Denn sah man einmal davon ab, daß der jähre Entschluß einer Dame, freiwillig Lohnarbeit zu leisten, jenen, die sie notgedrungen und, die innere Einstellung be treffend, im positivsten Falle völlig teilnahmslos taten, gelinde gesagt, widersinnig vorkommen mußte, gab Frau Wiegeneins Verhalten, so weit Herr Bürle ihrem Gespräch mit dem geschäftsführenden Herrn Direktor Doktor Reuschlein, ein Stück entfernt, wo er nun stand, neben dem Kaffeautomaten, folgen konnte, keinerlei Anlaß zum Gerede oder zum Betätigen von Wasserspülungen und Brausen um werweißwas zu übertönen und zu vertuschen, geschweige denn Anlaß, sich wie die Munkert förmlich in der Toilette zu verbarrikadieren, so daß sich Frau Wiegenstein regelrecht hinüberbeugen mußte zur Nachbarin der Munkert, einer Türkin, die Herr Bürle wie alle der Landessprache kaum mächtigen Gastarbeiterinnen anstelle einer Trennwand mehr oder weniger zwischen zwei Klatschbasen plaziert hatte, wenn sie mal mit irgendwem ein Wörtchen wechseln wollte.

Und das wollte Frau Wiegenstein nicht allein: es war Frau Wiegenstein vielmehr ein Bedürfnis, mit irgendwem ein rein menschlich erfrischendes Wörtchen zu wechseln, nachdem sich ihr letzter Gesprächspartner, der Herr Direktor Doktor Reuschlein, das Reptil Reuschlein, wie Frau Wiegenstein den Herrn Direktor Doktor Reuschlein bei sich nannte, unfähig, ihre Stempelkarte auf eine schicke Weise zu bewundern, entfernt hatte, das heißt nachdem der Herr Direktor Doktor Reuschlein mehr oder weniger das Weite gesucht hatte, indem er langsam, viel zu langsam mit der lächerlichen Würde derer, die nicht einmal mehr ihr Gesicht zu wahren wissen, aus der Halle geschritten war.

Eines, das stimmte allerdings, hatte die Türkin der Munkert, die nun endlich die Toilette verließ, voraus: sie konnte, außerstande, die Zusammenhänge auch nur annähernd zu verstehen, weil sie der Landessprache nicht mächtig war, ja mehr noch: außerstande, diese Zusammenhänge auch nur annähernd zu erraten, weil sie von Kindesbeinen an eine zumindest äußerlich intaktere Gesellschaftsarchie gewohnt war, wenigstens in aller Ruhe mit den Achseln zucken, als sie von Frau Wiegenstein gefragt wurde: wieviel sie denn mittlerweile schaffe am Tag.

Ist leider eine Türkin, antwortete statt der störend verständnislosen Türkin, der nächsten nach der Munkert neben ihr Herr Bürle, wie gehabt, hinter ihr, nicht nur ungefragt, wie gehabt, nein: dummerweise abbitteleistend, wie gehabt, für das störende Unverständnis und für das zwar nicht unhöflich gemeinte, doch tatsächlich unhöflich wirkende Achselzucken, dieses wie ein Leckmichdochamarsch wirkende Achselzucken der Türkin.

Aber das macht doch nichts, rief Frau Wiegenstein, ehe sie sich, jäh der ihrer

Großzügigkeit innewohnenden Beleidigung bewußt, Herrn Bürle zuwendete, der dastand mit einer Tasse Kaffee in der Hand, die er halbwegs hielt, halbwegs verdeckte, sei es, um ein Abkühlen zu verhindern, sei es, um den Überraschungscharakter dieser kleinen Aufmerksamkeit herauszukehren, und fast ein wenig zu hastig fortfuhr: ganz im Gegenteil.

Für Sie, sagte Herr Bürle, die Augen weder auf die Tasse noch auf Frau Wiegenein, die sie nun in Empfang nahm, sondern vielmehr auf seine eigens entgegen alle Vorschriften mit dem Handtuch in der sogenannten Herrentoilette blankgewischten Schuhspitzen gerichtet, solche Skrupel verspürte er, der Bürle, bereits während seiner ersten, ganz und gar nicht gut bemühten Aktion im Dienste des Eigennutztes.

Viel zu hektisch ausgeklügelt nämlich, als daß sie Frau Wiegenein als eine spontane Geste hätte durchgehen lassen können, war diese kleine, ein bißchen zu stark mit Bedeutsamkeit belastete Aktion des Herrn Bürle, der erst den warmen Mildkaffee aus dem Automaten vom Pappbecher in eine ebenfalls mit dem erwähnten Handtuch blankgewischte Goldrandtasse gegossen hatte und von dieser Goldrandtasse, einer plötzlichen Eingebung folgeleistend, wiederum in eine jener zu den Untertassen, die Frau Wiegenein derzeit mit Heckenröschen dekorierte, passenden, bereits mit Heckenröschen dekorierten Tassen, die er, Bürle, ebenfalls mit dem erwähnten Handtuch, das für jede, aber auch jede erdenkliche Art Säuberung herhalten mußte, blankgewischt hatte, schlechten Gewissens, weil er den Vorschriften zuwider handelte, weil er, seiner Meinung nach, drauf und dran war, auf die schiefe Bahn zu geraten in seiner Selbstsucht: schließlich mache ich das nicht für mich, schließlich mache ich das nur für meine Familie, hatte er, Bürle, sich vor dem Verlassen der sogenannten Herrentoilette und nach dem Verlassen der sogenannten Herrentoilette und noch auf dem Weg zu Frau Wiegenein mit der heckenröschen-dekorierten Tasse sowie der passenden, der ebenfalls heckenröschen-dekorierten Untertasse beschwichtigen müssen. Was für eine Überraschung, rief Frau Wiegenein, die nicht recht wußte, wohin mit der Tasse und der ebenfalls, wie gesagt, zu den Untertassen, an deren Dekoration sie, sobald sie Zeit dazu fand, immerhin beteiligt war, passenden Untertasse, auf dem Arbeitstisch, der mittlerweile eher einem Gabentisch, einem Gabentisch, auf dem die echte Stempelkarte des Herrn Miehe einen Ehrenplatz einnahm, ähnelte, überladener und überladener wie er es nun einmal wurde mit jedem Besuch der leitenden Herren, die Frau Wiegenein zwar mühsam am Handküßen hindern konnte, doch nicht daran, ihr außer den widersprüchlichen Benachrichtigungen des Herrn Leiselheimer und des Herrn Wiegenein diese oder jene Aufmerksamkeit mitzubringen, sei es ein parfümdurchtränktes, recht ekelregend riechendes Erfrischungstuch einer Fluggesellschaft, sei es ein angebrochenes Röllchen mit Tabletten gegen Migräne oder Müdigkeit oder eines der wenig einfallsreichen Andenken, mit denen Leiselheimer, dem, wenn's ums Gegeben ging, selten etwas Gelungenes einfiel, nur so um sich warf: wie Termin-

kalender, Drehbleistifte oder allein in Puppenstuben verwendbare Miniaturtäschchen und Tellerlein.

Spind ich, sagte Bürle, nicht so sehr, um anhand dieser vom vielen Umgießen längst kalten Tasse Kaffee zu verdeutlichen, daß er sich nicht lumpen ließ, sondern vielmehr, um Frau Wiegenstein für einen weiteren Augenblick wenigstens abzuschirmen gegen die Munkert, deren Gesichtsausdruck ihm, Bürle, beim besten Willen nicht gefallen mochte, ehe er sich zur Erleichterung der Frau Wiegenstein, mehr in Richtung Herrentoilette davonstahl als entfernte.

Es war allerdings keineswegs eine persönliche Abneigung gegen den Herrn Bürle, die Frau Wiegenstein insgeheim aufatmen ließ. Weit, ja himmelweit sogar davon entfernt, Gefühle wie Abneigungen, wie heftige an Haß grenzende Abneigungen oder, nur um Beispiele zu nennen, Zuneigungen, wie heftige, an Liebe oder Vorliebe zumindest grenzende Zuneigungen überhaupt verspüren, hegen, geschweige denn ins Spiel bringen zu können, kam ihr dieser manierliche Mann, ein durch die Lebensumstände verhinderter Herr gewissermaßen, der obendrein mit Hilfe seines gediegenen Haarschnitts und seines Brillengestells, wie gesagt, rein äußerlich bereits kundtat, wessen Geistes Kind er war, und der Herr Bürle genannte Vorarbeiter Bürle war nun einmal leider Leiselheimers Geistes Kind, insfern ungelegen, als er ja doch nur einen Vertreter jenes kleinbürgerlichen Menschenschlages darstellte, dessen Mentalität Frau Wiegenstein weiß Gott müheloser, das heißt in jedem beliebigen Kurzwarenladen hätte studieren können. Während sie, mal beschäftigt mit dem Aufkleben eines vierten, eines fünften, eines sechsten und, doch dies bleibe hier dahingestellt, möglicherweise auch eines siebten Heckenröschen noch immer auf den selben Untertassenrand, mal beschäftigt mit dem Beobachten der auf eine merkwürdig verrenkte Weise abgewendeten Helene Munkert, deren Schweißflecken, deren über Wochen wohl hinweg immer wieder entstandener und eingetrockneter Schweißflecken voller gelblicher Ringe auf dem weißlichen Kittel unter der Achselhöhle linkerhand, so als sei der Munkert an diesem Achtstundentag wesentlich heißer noch als sonst, den letzten gelblichen Ring um ein beträchtliches Stück überschritten hatte, die sich ihr so jäh eröffnende Arbeitswelt auf sich einwirken ließ, kündigte zum Entsetzen der Frau Wiegenstein, die nun tatsächlich rein mentalitätsmäßig allein stand mit ihrem Entsetzen und ihrer einzigen, nicht einmal zuende dekorierten Untertasse, das Losheulen der Sirene den Feierabend an.

Was, schon Schluß, stieß sie dermaßen hektisch vor Schrecken, des Sirenenlosheulens wegen hauptsächlich, hervor, daß die Munkert lauthals inmitten der plötzlich in der Halle aufkommenden, bald einem Glücksern, bald einem Hüsteln, bald einem Gurgeln ähnlichen Geräusche, losplatzte vor Lachen. Ich kann einfach nicht anders, jammerte sie, zur Entschuldigung augenscheinlich, ehe sie, vom nächsten Lachanfall übermannt, zum Eingang der sogenannten Damentoilette stürzte, wo sie sich, während Leiselheimer und Wiegenstein, angeheitert und Arm in Arm, endlich auftauchten in der Halle, inmitten des Ge-

drängels kichernder Frauen und Mädchen, einzig und allein darauf bedacht, möglichst rasch von der Bildfläche zu verschwinden, mit den Ellenbogen einen Weg bahnte.

Daß dieses sich bietende Bild: das Bild nämlich kichernder, lachender, gleich nach dem Losheulen der Sirene, die Leiselheimer übrigens demnächst durch eine Art Glockenspiel ersetzen lassen wollte, weglaufender Frauen und Mädchen, den beiden Herren keine Neuheit zu sein schien, zeigte die Seelenruhe, mit der sie sich zunächst der immerhin halbwegs mit Heckenröschen dekorierten Untertasse in der Hand der Frau Wiegenstein widmeten, die ihren impulsiven Vorsatz, wenigstens diese eine Untertasse zuhause, das heißt ohne die Atmosphäre in der Halle also, zuende zu dekorieren genauso impulsiv wiederum fallen ließ und diese halbfertige Untertasse mit einer bewundernswerten Selbstbeherrschung auf dem Arbeitsplatz absetzte.

Stellt euch vor, sie hat mich richtiggehend ausgelacht, erzählte sie auf die jedem Kind bekannte, durch mitschwingende Untertöne klangvoll gemachte Weise, so als handle es sich um ein Märchen, ihren beiden plötzlich aufhorchenden Kavalieren.

Wer hat dich ausgelacht, erkundigte sich Leiselheimer.

Die da, sagte Frau Wiegenstein und dann wies sie, weil ihr tatsächlich der Name der Helene Munkert, die sich schließlich noch keinen Namen gemacht hatte, unbekannt war, auf den Arbeitsplatz dieser Frau.

Die Munkert, dachte ich mir's doch, sagte Leiselheimer mehr zu sich selbst als zu Frau Wiegenstein.

Wie heißt sie, fragte die, nun allenerstes am Namen, den sich die Munkert bei ihr, wenn auch nur momentan, gemacht hatte, interessiert.

Helene Munkert, flüsterte, ja wisperete Herr Leiselheimer und er hieß Frau Wiegenstein, indem er die Hände senkte, obwohl derzeit keine Menschenseele weit und breit zu sehen war in dieser Halle, ebenfalls ihre Stimme zu senken.

Den Mut brächte ich nicht auf, wisperete die halbwegs schöne, halbwegs von der Hitze in der Halle wiederum vogelscheuchenhaft gewordene Frau Wiegenstein. Was heißt hier Mut, beschwichtigte sie, wispernd wie ein altes Weib zwar, doch sonnengebräunt und somit nach wie vor verhältnismäßig männlich wirkend, Wiegenstein.

Du kannst sie doch entlassen, oder, wisperete Frau Wiegenstein, sich hauptsächlich an den Unternehmer Leiselheimer wendend.

Nicht von heut auf morgen, wisperete Herr Leiselheimer.

Wegen der Belegschaft, weißt du, Kindchen, wisperete Herr Wiegenstein.

Was ist eine Belegschaft, wisperete Frau Wiegenstein.

Das, mein Kind, erklär ich dir, wenn du ein bißchen größer bist, wisperete Herr Wiegenstein, viel zu verärgert jetzt über die Unwissenheit seiner Frau, um sie halsüberkopf in der Halle seines Freundes Leiselheimer, wo sie von einer gewis-

sen Helene Munkert lauthals immerhin ausgelacht worden war, auch noch belehren zu können, was eine Belegschaft mehr oder weniger ist.
Das Lachen, weißt du, Kindchen, ist hier dummerweise nicht verboten, belehrte wispernd Leiselheimer die Frau seines zum Belehren zu verärgerten Freundes Wiegenstein.

Tut mir leid, daß wir dir solche Scherereien machen, entschuldigte sich der seinerseits, wispernd, wie gesagt, bei Leiselheimer.

Aber was denn, Kinder, wisperte der, nach einer erstens die Entschuldigung betreffend abwinkenden Handbewegung und einer zweitens die Entlassung der Helene Munkert betreffend wegwerfenden Handbewegung und einer drittens das Verlassen der Halle betreffend wegweisenden Handbewegung, Vorwände für Entlassungen finden sich immer in Hülle und Fülle hier.

Johannes R. Becher
Hamburg

Fünf Uhr morgens.

Mit ungestümer Bewegung wacht Hamburgs Hafenviertel auf.

Unruhig ist der Schlaf des Hamburger Hafenviertels. Betrunkene schreien. Ein patrouillierender Polizeitrupp, Karabiner umgehängt, von allen Seiten durch Radfahrer gesichert, marschiert steif durch die Straßen. Nervös spielt ein Scheinwerfer auf der Elbe, tastet den Wasserhorizont ab. Hinter der Straßenecke versteckt sich eine Kolonne Plakatkleber. Rasch wird noch die Brücke beklebt. Der Kübel mit dem Kleister kommt unter dem Rockschoß hervor. Einer klettert dem andern auf die Schultern. Das Plakat wird hochoben angeklebt.

Eisern grau der Morgen ...

Das Hamburg der Arbeiter wacht auf, „Hamburg auf den Barrikaden“.

Der Menschenschwall ist schon hervorgekommen. Ohne Lärm bewegt er sich durch die Straßen des Hafenviertels, verschwindet plötzlich in einer Schlucht. Milchwagen, ganze Kolonnen von Lastwagen — verschwinden plötzlich in der Schlucht. Da ist ein riesiger Schacht, der mächtige Aufzug öffnet und schließt sich automatisch, Hunderttausende bringt er unter die Erde, stößt sie in den Elbtunnel hinab, und der Tunnel führt den Menschenschwall unterirdisch, unter der Elbe, bis zum Arbeitsplatz. Schweigend fahren die Hunderttausende in die Erde hinab. Schweigend erscheinen sie jenseits der Elbe wieder auf der Oberfläche.

Und nun beginnt der Tag.

Gemächlich, ruhig heraufziehend, beginnt der Tag des Hamburger Bourgeois. Genau vier Stunden nach dem Erwachen des Hafenviertels. Die Nacht war weich und traumhaft. Behaglich gemacht durch das Bankkonto, durch die seidenen Kissen, das gute Abendessen, das Fett. Das Villenviertel, weit entfernt vom Hafen gelegen, ist hermetisch vom Stadtlärm abgeschlossen. Hier lässt es sich sorglos leben ... Da ist er, der brave Bourgeois, er steht im seidenen Schlafanzug vor dem Spiegel, mit eingeseiften Wangen. Die heiße Badewanne blubbert. Der brave Bourgeois: er braucht nicht in den Schacht unter der Elbe hinabzufahren, er räkelt sich mit Vergnügen, planscht in der warmen Badewanne ...

Ziemlich früh aber macht sich der Arbeitslose auf den Weg. Zum Arbeitsamt. Doch wie früh er auch hinkommen mag, immer stehen schon Hunderte vor ihm dort, stehen Schlange. Mensch hinter Mensch. Rücken hinter Rücken. Sie stehen noch in der Mittagspause da und am Nachmittag, während ein Fremdenverkehrsbus voll fröhlicher, gut massierter, runzelfreier, glücklicher Gesichter an ihnen auf federnd prallen Reifen vorbeirollt.

„Und hier, meine Herrschaften, sehen Sie“, erklärt ein Führer in Uniform und zeigt mit begeisterter Handbewegung auf etwas, wobei er vorsichtig und taktvoll die vom Warten ermüdeten Arbeiterrücken vermeidet, „hier, meine Herr-

schaften, sehen Sie einen malerischen Winkel: alte Häuser, gewiß schon mehrere hundert Jahre alt, es sind die prachtvollen Häuser aus den glänzenden Hansezeiten Hamburgs" ...

Von Stunde zu Stunde wächst, steigert sich das gewaltige Orchester der Arbeitsschlacht.

Hammerschläge, schwere rhythmische Schläge des eisernen Hammers, Zischen und Sausen des ausströmenden Sauerstoffs und der Schweißgeräte, Kommando-rufe über dem Menschenschwarm in den Werften, Widerhall von den Dockwänden, Dröhnen und Rasseln der Krantketten, die ganze Heizräume emporheben, Kran neben Kran, Stahlgerüst, Drahtgeflecht, wie spinnenähnliche vorgeschichtliche Ungeheuer. Kraftmaschinen, eiserne Schnäbel, Fauchen und Pochen der Dampfmaschinenkolben, Explosionsgeknatter der Benzinmotoren. Sirenen heulen, Glöckchen bimmeln. Balken fliegen auf Balken nieder. Holzstapel. Balkenhobeln, dumpf. Kohlenhaufen übereinander, in denen eine Armee von Menschen, mit Schaufeln bewaffnet, wühlt. Fabrikschornsteine, die auch bei Nacht ihren schwarzen, mit Funken durchsetzten Rauch in den schwarzen Himmel geatmet haben, atmen nun Rauchwolken aus, formlos wie Schwamm. Rauchsäulen über den Fabriken, Rauchsäulen über den Dampfern — überall wehen, wogen Rauchsäulen. Das Wasser mit Ölklecken bedeckt. Der Hafen — ein Heerlager. Wie der Bauch einer geöffneten, zerlegten Maschine. Der Heizraum eines Dampfers, mit Kabeln und Netzen durchflochten, hunderttausendfach vergrößert. Bagger am Ufer, Barkassen, Motorboote der Wasserschutzpolizei. Mit Kurs auf die nordischen Länder läuft ein schlanker, prächtiger Dampfer aus. Ihm scheint der Arbeitstakt ringsum gleichgültig. Das Fallreep wird weggezogen, Abschied. Auswanderer, Bündel und Taschen schleppend, ganze Familien, beladen mit kaum verschnürten Packen, aus denen Wäsche herausschaut. Koffer, schäbige Koffer, mit Stricken umbunden.

Das Arbeitstempo aber tutet, knattert, stampft.

Mittagspause.

Heerlager — Biwak.

Rauch- und rußbedeckte Gestalten, erschöpft zwar, aber doch muskulös, sehnig, athletisch. Monteurkittel, Arbeiterblusen, Flaschen am Mund, margarinebestrichenes Brot.

Eine Zeitung, die Arbeiterzeitung, wandert von Hand zu Hand.

Gruppen von Menschen diskutieren.

Ein Kommunist gegen drei Sozialdemokraten, umgeben von einer Gruppe Parteiloser. Wort um Wort widerlegt der Kommunist die Einwände des sozialdemokratischen Funktionärs, der stur wie ein Klotz auf seinem Standpunkt beharrt.

„Nichts dahinter . . .“, schließt der Kommunist, „ihr glaubt einfach nicht an die Macht, an die Stärke der Arbeiterklasse . . . Ihr habt den Arbeitern die Selbstsicherheit geraubt, das Vertrauen, das Bewußtsein ihrer Kraft . . .“

„Sehr richtig!“

Kurz und trocken spricht ein Parteiloser.

Kurz, karg ist die Mittagspause bemessen. Und das Gellen der Fabrik- und Schiffssirenen bläst lärmend Sturm: „Vorwärts!“

Das „Vorwärts“ setzt sich in Bewegung, läuft weiter, über den Hafen hinausdrängend, in die Stadtmitte selbst — zu den Menschenscharen, die gerade um diese Zeit zur Börse pilgern, und das Menschengebrüll in der Börse wird immer lauter, brodelnder, abgehackter, heiserer.

Als nachmittags ein sowjetischer Dampfer in den Hafen einläuft, heben Tausende von Arbeitern für eine Weile den Kopf. Eine Weile der Stille, gleichsam ein Atemholen.

„Hier sind wir“ . . .

Hammer und Sichel, gekreuzt auf rotem Grund, wehen über dem Hafen.

„In diesem Zeichen . . . In diesem Zeichen werden wir . . .“

„Siegen!“ donnerten die Hämmer, die wieder zu pochen begannen, „siegen!“ dröhnten die Hämmer mit gewaltigem Schlag, als zerschmettere jeder von ihnen einen Teil der alten Welt in Splitter.

Der Menschenschwall, von allen Seiten hervorbrechend, quirlt in dichtem, lebendigem Wirbel vor dem Versammlungssaal.

Maschinenöl, Eisenspäne, Ruß, Rauch — proletarische Parfüms, proletarische Schminke.

Bläue Schirmmützen, kurze Tabakspfeifen, Gesichter und Gesichter — einförmig, maschinenmäßig gemacht. Fäuste, gleichsam runde, kugelähnliche Hämmer. Schulter an Schulter . . . Fest und schwer bahnt sich den Weg durch die nächtigen Straßen die Demonstration der Hamburger Hafenarbeiter, die einmütig den Streik beschlossen haben. Aus der Dunkelheit tauchen Lastwagen mit Polizei auf. Und der Zug der Demonstranten, der Hamburger Hafenarbeiter, bewegt sich an einem städtischen Haus vorbei, das eine Fahne hat. Die hamburgische Fahne.

Blutrot leuchtet die Fahne Hamburgs.

Die Fahne Hamburgs ist rot. In der Mitte das weiße Zeichen des Turms.

Weißer Turm, rote Umrandung.

Und der weiße Turm sperrt seinen gezahnten Rachen auf und spricht:

„Hamburgs Bürgertum arbeitet solide. Hamburgs Kaufmannschaft arbeitet pünktlich. Sauberkeit, Ordentlichkeit. Gewinn. Rationalisierung — Trumpf. Hipp, hipp, hurra! . . .“

Weißer Turm, umgeben vom Rot. So ist das Kennzeichen dieser Stadt.

Johannes R. Becher war der erste deutsche Dichter, der die junge Sowjetmacht begrüßte (J. R. Becher — Gedichte 1911—1958, kürbiskern-reihe, Seite 86). Ein Ausdruck seiner engen Beziehungen zu den Völkern der Sowjetunion wurde in der Folgezeit auch die Mitarbeit an ihrer Presse.

Bereits im Jahr 1965 konnte dazu die Monatszeitschrift „Wseswit“, Heft 8, bis dahin unbekannte Veröffentlichungen Bechers vorlegen, die 1927 in der Zeitung „Wisti“, dem Blatt des Allukrainischen Zentralen Exekutivkomites der Räte der Arbeiter-, Bauern- und Rotarmistendeputierten, erschienen waren. Der erste Aufsatz, „Bürgerliche und proletarisch-revolutionäre Literatur in Deutschland“, datiert vom 10. März 1927, geht aus von einer nur geringfügig veränderten Fassung der zuerst in der „Roten Fahne“ vom 28. August 1926 veröffentlichten Literaturkritischen Untersuchung „Der tote Punkt“ (J. R. Becher „Von der Größe unserer Literatur“, Reclam, Leipzig 1971, Seite 15), erweitert durch den Abschnitt „Der Kampf vor den Fabriken“; dort stellt Becher, beginnend mit dem Roman gleichen Titels von Alexander Abusch, seinen Lesern die revolutionäre Entwicklung in Literatur und Literaturkritik, Theater und bildender Kunst vor.

Am 7. Mai erschien, ebenfalls in „Wisti“, „Der Fall Piscator“, von Becher eingeschätzt als „Signal, Aufschreckung breiter Schichten aus ihrer kulturellen Trägheit, Verschärfung der Klassenauseinandersetzungen auch im kulturell-künstlerischen Bereich“.

Schon bei der Veröffentlichung dieser wiederentdeckten Arbeiten hatte Mychajlo Buhowyj in einer Notiz angemerkt, diese Aufsätze stellten „bei weitem nicht das einzige Auftreten J. R. Bechers in den Spalten der ukrainischen periodischen Presse dar.“ Inzwischen wurden zwei weitere Arbeiten aufgefunden: „Zwei denkwürdige Tage“, eine Reportage, in der Becher den Kampftag der Arbeiterklasse, den 1. Mai in Berlin dem acht Tage später dort durchgeführten Aufmarsch des „Stahlhelm“ gegenüberstellte und die bereits am 27. Mai 1927 in „Wisti“ erscheinen konnte; schließlich in der illustrierten Wochenzeitung „Wseswit“ vom 4. September 1927 die Skizze „Hamburg“, die wir unseren Lesern hier erstmals in deutscher Rückübertragung vorstellen können — ein packendes Zeitdokument, das gerade in seiner klassenkämpferischen Haltung bis heute politisch und literarisch lebendig geblieben ist.

Elisabeth Kottmeier, Übersetzerin literarischer Werke der Völker der Sowjetunion, erhielt von der Wissenschaftlichen Zentralbibliothek der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen Sowjetrepublik Fotokopien der damaligen Veröffentlichungen. Sie hat versucht, aus der ukrainischen Fassung von H. Petrenko den deutschen Text, der im Original bisher nicht aufgefunden werden konnte und wohl als verloren gelten muß, in genauer Anlehnung an die Vorlage und unter möglichster Berücksichtigung der damaligen Ausdrucksweise Bechers zu rekonstruieren. Wir haben ihr dafür besonders zu danken. Unser herzlicher Dank gilt auch dem Becher-Archiv in Berlin, besonders Frau Lilly Becher und Dr. Ilse Siebert, die uns bei der Klärung der schwierigen Zusammenhänge in freundlichster Weise geholfen haben.

Redaktion kürbiskern

Haben wir zuviel Freizeit?

Seit Beginn der wissenschaftlich-technischen Revolution mehren sich sprunghaft die Thesen bürgerlicher Soziologen und Futurologen, unsere Freizeit schwelle lawinenartig an; wir stünden nur noch vor dem Problem, ob dieses große Maß an Freizeit uns „zur Plage oder zum Paradies“ werde. „Für die Mehrzahl der Menschen in Industriegesellschaften ist der Lebensabschnitt, während dessen sie überschüssige — d. h. nicht durch den Arbeitsvollzug aufgebrauchte — Vitalität besitzen, dramatisch ausgedehnt worden.“¹

In dieser Behauptung des Kölner Soziologen — und Sprechers des Bundes „Freiheit der Wissenschaft“ — sind zwei wesentliche Elemente der bürgerlichen Freizeit-Propaganda enthalten: die „dramatische“ Ausdehnung der Menge Freizeit, die „überschüssige Vitalität“, mit der diese Menge von den Menschen genutzt werden kann, wobei Freizeit als bloße Restkategorie, als Nicht-Arbeitszeit definiert ist.

Allein die von Scheuch selbst angeführte Statistik über die Entwicklung der Arbeitszeit widerlegt seine Aussage.²

Effektive Arbeitszeit pro Woche im Jahr
(Durchschnitt Industriearbeiter)

Land	1850	1870	1890	1910	1938	1940	1960
USA	72	66	60	54	44	40	40
Deutschland/BRD	85	87	66	59	48,5	49	46

Die Zahlen belegen, daß dramatische Arbeitszeitverkürzungen in die ersten Etappen der industriellen Revolution fallen, während gerade mit dem Beginn der wissenschaftlich-technischen Revolution in den letzten Jahrzehnten die Arbeitszeit fast konstant bleibt. Mit der wissenschaftlich-technischen Revolution aber wächst die Produktivität der Arbeit höher als je zuvor. In der gesamten Industrie der BRD wurden 1950 207 Arbeitsstunden benötigt, um Waren im Wert von 1000 DM herzustellen. Bis 1966 reduzierte sich die notwendige Arbeitszeit auf 83 Stunden — ein Resultat, das sich für die arbeitende Bevölkerung weder in den Löhnen und Preisen noch in der Zunahme der Freizeit auch nur annähernd niederschlägt. Die Jahre 1971 und 1972 signalisieren für die Arbeiter und Angestellten der Bundesrepublik sogar die umgekehrte Entwicklung: bei weiter steigender Arbeitsproduktivität Rückgang der Kaufkraft der Haushalte und gleichbleibende Arbeitszeit.

Von Scheuchs „dramatischer Ausdehnung“ der Nicht-Arbeitszeit bleibt also nicht viel übrig. Darüberhinaus aber ist zu fragen, ob die arbeitsfreie Zeit wirklich „freie“ Zeit ist, frei zur Disposition der „überschüssigen Vitalität“. Die statistische Übersicht über die durchschnittliche prozentuale Zeitaufteilung, die von Karl Steinbuch — vielbeschäftigt Apologeten des Spätkapitalismus — herangezogen wird, weist schon die Richtung, in der die Antwort zu finden ist:

¹ Erwin K. Scheuch, Soziologie der Freizeit. In: R. König, Handbuch der empirischen Sozialforschung, S. 735—833, hier S. 741.

² a. a. O., 738

	1900	1950	2000 (Vorausrechnung)
Schlaf	39,7	38,7	38,9
Ausruhen tagsüber	10,8	14,2	12,9
Wochenende	7,5	13,5	16,7
Ferien	2,5	2,6	6,3
Altersbedingte Ruhe	0,9	1,8	1,9
Verschiedenes	4,8	2,0	0,5
Arbeit	12,9	9,0	7,1
Ausbildung	1,7	2,4	3,1
Haushaltung	9,2	5,1	3,2
Kindererziehung usw.	4,5	4,2	3,8
Persönliche Angelegenheiten	5,5	5,6	5,6 ³

Selbst diese sehr globale Kombination aus Analyse und Vorausrechnung zeigt, daß vermehrte Freizeit für den, der seine Arbeitskraft verkaufen und in seiner arbeitsfreien Zeit reproduzieren muß, in erster Linie ein verlängertes Wochenende bedeutet. Eine Untersuchung der „Zeithausalte“ der 20- bis 59jährigen in den USA zeigt klarer und detaillierter die Qualität der arbeitsfreien Zeit:

Art der Aktivität ⁴ (in Stunden)	wochentags Männer/Frauen	samstags Männer/Frauen	sonntags Männer/Frauen
Außerhalb des Hauses:			
Betrieb	7,2/ 2,0	4,3/ 0,8	1,2/ 0,3
Verkehrsmittel	1,4/ 0,6	1,4/ 0,7	1,3/ 1,0
Einkaufen	0,1/ 0,4	0,3/ 0,8	0,1/
Restaurant, andere Dienstleistungen	0,3/ 0,1	0,3/ 0,2	0,1/ 0,1
Besuche bei Freunden und Verwandten	0,4/ 0,8	1,2/ 1,2	1,4/ 1,4
Kirchbesuch, Clubs, Sport, Freiluftveranstaltung	0,3/ 0,4	0,6/ 0,4	1,4/ 1,1
Zwischensumme	9,7/ 4,3	8,1/ 4,1	5,5/ 3,9
Innerhalb des Hauses:			
Verschiedene Arbeiten im Haus			
Hausarbeit	0,6/ 1,2	1,0/ 1,1	0,8/ 0,7
Kochen und Essen	0,2/ 3,0	0,2/ 2,6	0,2/ 1,7
Körperliche Hygiene	1,2/ 2,5	1,2/ 2,5	1,3/ 2,5
Lesen	0,6/ 0,9	0,7/ 0,9	0,7/ 0,9
Andere Freizeit	0,8/ 0,8	0,9/ 0,9	1,1/ 1,1
Zwischensumme	2,1/ 2,7	2,8/ 2,8	4,0/ 3,5
Schlafen und Ausruhen	5,5/ 11,1	6,8/ 10,8	8,1/ 10,4
Summe der Freizeitbeschäftigungen	8,8/ 8,6	9,1/ 9,1	10,4/ 9,7
	3,6/ 4,7	5,5/ 5,3	7,9/ 7,1

⁴ Karl Steinbuch, Mensch, Technik, Zukunft, dva, Stuttgart 1971. S. 301

⁴ Untersuchung der Mutual Broadcasting Systems: Nationale Studie der Lebensgewohnheiten. In: Sebastian DeGrazia, Of Time, Work and Leisure, New York 1962

Die Tabelle bestätigt: Freizeit findet vor allem am Wochenende statt. Die zusätzliche Freizeit dient samstags in erster Linie Freizeitaktivitäten außer Haus (Besuch von Freunden und öffentlichen Veranstaltungen), sonntags — am eigentlichen Freizeittag-Aktivitäten innerhalb des Hauses, vor allem Schlaf und „anderer Freizeit“, sprich Fernsehen. Der überwiegende Teil der Freizeit wird „privat“, zu Hause, verbracht.

Diese Ergebnisse werden uns weiter unten noch interessieren. Hier können wir festhalten: Die Nicht-Arbeitszeit setzt sich aus einer Vielzahl von Aktivitäten zusammen, von denen eine große Zahl notwendige Tätigkeiten im Alltag darstellen, also nicht zur Freizeit zählen. „Zu diesen notwendigen Tätigkeiten gehören die Befriedigung der physiologischen Bedürfnisse (Essen, Schlaf), Hausarbeit und Kindererziehung sowie mit der Berufstätigkeit zusammenhängende Tätigkeiten (Anfahrt zur Arbeitsstelle, berufliche Weiterbildung usw.).“⁵

Was notwendig ist und wieviel Zeit ich dafür aufwenden muß, sind nun allerdings keine natürlichen oder technischen Konstanten, sondern gesellschaftlich gesetzte Größen. Woran kann man erkennen, dies ist eine notwendige Tätigkeit, zu der man jenes notwendige Maß an Zeit aufwenden muß? Oder anders: Wo beginnt die Freizeit?

Die Antworten der bürgerlichen Freizeitsoziologen sind verräterisch für ihr Vorhaben. Für sie ist die Freizeit

— „disponible Zeit des Individuums nach Erfüllung von Gruppenverpflichtungen“, Freizeit soll also privat-individuell verbracht werden;

— „Verhalten von Gruppen in Situationen, die nicht durch sachlichen Zwecken dienendes Verhalten bestimmt werden“, Freizeit soll also spielerisch, zweckfrei verbracht werden;

— „eine unbezahlte Tätigkeit, die unmittelbare Befriedigung gewährt“, Freizeit soll überhaupt aus unmittelbarem Genießen bestehen;

— „diejenigen Tätigkeiten, die sich nicht notwendig aus zentralen funktionalen Rollen ergeben“, was besonders kompliziert klingt, im Grunde aber bloß darauf hinaus läuft, daß Freizeitaktivitäten nichts mit der gesellschaftlichen Lage der betreffenden Akteure zu tun haben sollen. (Die letzte Definition stammt von Scheuch, die vorigen sind Bestimmungen von US-Soziologen, die Scheuch in dem bereits erwähnten Aufsatz anführt.)

Nach diesen Definitionen aus der bürgerlichen Beschäftigungssoziologie soll Freizeit frei sein von Gruppensolidarität, von sachlichen Zwecken, von Anstrengung, von gesellschaftlichen Bezügen überhaupt. Dieser pseudowissenschaftlichen Aufbereitung der Freizeit zum Gegenstand von Manipulation und Profit steht der marxistische Begriff entgegen, wie er im Kulturpolitischen Wörterbuch des Dietz-Verlages angeführt ist: *Die Freizeit wird für Tätigkeiten vielfältiger Art genutzt, welche nach eigenem Ermessen aus den historischen und individuellen Möglichkeiten ausgewählt werden und im unterschiedlichen Maße zur Entfaltung der Kräfte, Talente und Bedürfnisse der Persönlichkeit beitragen. Sinnvolle Freizeit ist sowohl Zeit für Muße als auch Zeit für andere Tätigkeiten, ist „Zeit zur menschlichen Bildung, zur geistigen Entwicklung, zur Erfüllung sozialer Funktionen, zum geselligen Verkehr, zum freien Spiel der physischen und geistigen Lebenskräfte“ (Karl Marx).*

Lassen uns die notwendigen Tätigkeiten überhaupt Zeit für diese Freizeit? Die bürgerlichen Freizeittheoretiker haben uns da — mit Grund — nicht weitergeholfen. Denn die Propaganda von der dramatischen Ausdehnung der Freizeit kommt sofort ans Ende, sobald die wirklichen Lebensbedingungen der Menschen in unseren „Industriegesellschaften“ auf den Tisch kommen — selbst dann, wenn bloß Quantitäten, nicht Qualitäten des Lebens erörtert werden. Da zeigt es sich nämlich, daß die sogenannte Differenzzeit

⁵ Kulturpolitisches Wörterbuch, Dietz-Verlag, Berlin 1970

(Tara-Zeit) zwischen Arbeitszeit und tatsächlich frei verfügbarer Zeit zunimmt. Da die Arbeitszeit — wie oben statistisch belegt — ungefähr konstant bleibt, hat dies eine Verminderung der echten Freizeit zur Folge.

Die Ursachen der anhaltenden Ausdehnung der Tara-Zeit sind vielfältig:

— Die Bürokratisierung aller Lebensbereiche, Komplizierung der Gesetze und Spezialisierung der Behörden führt dazu, daß wir immer mehr Zeit für den Umgang mit der Verwaltung aufwenden müssen;

— die Spezialisierung von Produktion und Dienstleistung macht den ökonomischen Austausch mit ihnen zeitraubender (alle VW-Fahrer müssen ihre VWs zur Spezialwerkstatt bringen, wo bereits 200 weitere auf ihre Abfertigung warten; analog geht es den Eltern mit ihren Kindern beim Kinderarzt); die Reparaturen im eigenen Haushalt muß man selbst ausführen können, Fachleute und Wartungsdienste kommen erst, wenn das Badezimmer längst unter Wasser steht, die Heizung seit langem vereist ist;

— eine bankrote Stadtentwicklungspolitik hat dafür gesorgt, daß Betriebe, Kaufhäuser, Behörden und wichtige Dienstleistungsbetriebe in sogenannten Funktionszentren zusammengefaßt sind, während die Menschen in Schlafsilos an den Rändern der Städte untergebracht sind. Wege und Wegzeiten werden immer länger;

— die Wegzeiten um so mehr, als die Verkehrspolitik zum permanenten Verkehrschaos in allen Ballungsgebieten geführt hat. Die organisierte Macht der Stahl-, Auto-, Benzin- und Baumonopole hat auch den Städten ein ruinöses Individualverkehrssystem aufgezwungen und ein effektives Massenverkehrssystem verhindert. 1985, so wurde dem Münchner Stadtrat vorgerechnet, wird die durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit der Autos in der Stadt 5 km in der Stunde betragen. Sofern die Fahrer inmitten der Abgase am Leben bleiben.

— Die Massierung der Nichtarbeitszeit zu bestimmten Perioden (Wochenenden, Betriebs- und Schulferien) führt zu einem Massenstau auf dem Weg zu den Freizeitstätten wie auch dort selbst (seien es Kinos, Bibliotheken, Schwimmbäder oder Berge).

— Die extrem ungleiche Einkommens- und Vermögensstruktur ermöglicht es den wenigen Reichen, große Teile der Freizeitkultur — von Kunsterzeugnissen bis zu Seefufern — zu monopolisieren. Die große Masse der Menschen muß sich mit dem Rest begnügen — das muß auch mit Zeit bezahlt werden.

— Die staatliche Ausgabenpolitik ist — Beispiel Verkehr, Beispiel Rüstung — an den Profitbedürfnissen der Konzerne ausgerichtet, nicht an den sozio-kulturellen Bedürfnissen der arbeitenden Menschen. Kultur- und Freizeithäuser, Schwimmbäder und Spielplätze, Sporthallen und Parks werden deshalb nur begrenzt errichtet. Die Wege sind länger, der Andrang ist größer — das kostet Zeit.

— Die wissenschaftlich-technische Revolution verändert die Struktur von Produktion und Arbeit fundamental. Bis 1980 muß jeder zweite Arbeiter und Angestellte seinen Beruf wechseln. Die Bildungseinrichtungen haben uns darauf nicht vorbereitet, sie tun es auch heute nicht. Umschulung und Erwachsenenbildung sind nur mangelhaft organisiert. Immer größere Teile der arbeitsfreien Zeit müssen die Arbeiter und Angestellten auf ihre berufliche Fortbildung verwenden.

— Die erhöhte Arbeitsintensität, die Vergiftung der Umwelt von der Luft bis zu den landwirtschaftlichen Produkten, der rasche Wandel in Produktion und Gesellschaft, auf den weder Erziehungsinstitutionen noch Massenmedien angemessen vorbereiten, die Konkurrenzsituation in allen sozialen Bereichen, das tägliche emotionale und physische Abenteuer auf den Straßen — das alles führt zu einem enormen seelischen und körperlichen Verschleiß. Die Regeneration wird immer schwerer und fordert immer mehr Zeit. Die Zunahme der Schlafzeit und der beiläufig verbrachten arbeitsfreien Zeit sind nur ein Indiz.

Das alles sind notwendige Tätigkeiten. Wenn die Menschen in unserer Gesellschaft sie

verrichtet haben, dann bleibt nicht mehr viel von der „überschüssigen Vitalität“, die Scheuch als Attribut der Freizeit besingt, da bleibt nicht viel an Zeit, über die wir frei disponieren können. Die Freizeitlawine ist eine Erfindung der bürgerlichen Propagandisten. Die Nichtarbeitszeit bleibt unverändert. Unsere Freizeit nimmt ab.

Bürgerliche Freizeittheorie

„Wenn heute der einzelne Arbeitstag ebenso wie Arbeitswoche und Arbeitsjahr recht eigentlich im Hinblick auf jenen Einschnitt zwischen Arbeit und Freizeit Gestalt annehmen, wenn heute Freizeit als ein selbständiges, fast verselbständigte Moment auftritt, so entstanden die technischen und ökonomischen Voraussetzungen dafür in der ersten Phase der Industrialisierung, die selber Freizeit nicht kannte, vielmehr alles daran setzte, die vorindustriellen Formen freier Zeit aufzulösen: mit der Manufaktur wurde nicht nur der Arbeitszeitraum vom Lebensraum getrennt, sondern auch die Arbeitszeit von der Zeit, die zum Leben, und das hieß: zur Reproduktion der Arbeitskraft unmittelbar nötig war.“⁶

Was in der ersten Phase der Industrialisierung galt, hat auch heute Gültigkeit: „Der Umfang der Freizeit und das Freizeitverhalten (sind bisher) selber vom Entwicklungsstand und der konkreten Gestalt der industriellen Arbeit in weitem Maße bestimmt. Arbeit und Freizeit sind heute noch so sehr verschränkt, daß die eine nur mit dem Blick auf die andere verstanden werden kann.“ Habermas meint, damit die bürgerliche Freizeitideologie zu widerlegen: „Das bürgerliche Selbstverständnis der Freizeit als einer Privatsache im herkömmlichen Sinn ist ideologisch. Es verschleiert, daß die Beliebigkeit des Freizeitverhaltens heute weithin eine Fiktion ist.“⁷

Tatsächlich behauptet die bürgerliche Freizeitideologie diese Beliebigkeit keineswegs. So heißt es z. B. bei Scheuch, nachdem er vier Faktoren der Freizeitentwicklung benannt hat: „Die hier unterschiedenen vier wesentlichen Veränderungen in den objektiven Lebensbedingungen sind abhängig vom Entwicklungsstand einer Industriegesellschaft.“ Erst die nächste Aussage bringt, was das Wesen der bürgerlichen Freizeittheorie bzw. -ideologie ausmacht: „Sie haben nichts zu tun mit der politischen Ökonomie einer Industriegesellschaft und sind in ihren Auswirkungen auf die Art der Verwendung freier Zeit durch die politische Ökonomie nur begrenzt zu beeinflussen.“⁸

Es ist der technologische Entwicklungsstand, nicht die Art der Produktionsweise (kapitalistisch oder sozialistisch) die im bürgerlichen Selbstverständnis Umfang und Qualität der Freizeit — allen menschlichen Lebens — bestimmt. Habermas hat diese bürgerliche Grundposition an anderer Stelle besonders deutlich formuliert: „Nie hat Marx begriffen, daß diese ‚Maschinerie‘ (und das ganze gesellschaftliche System in ihrem Gefolge), daß die Technik selbst, und nicht erst eine bestimmte Wirtschaftsverfassung, unter der sie arbeitet, die Menschen, die arbeitenden wie die konsumierenden, mit ‚Entfremdung‘ überzieht.“⁹

Die von der Technik hervorgerufene Entfremdung: das ist das Leitmotiv aller bürgerlichen Freizeittheorie. Was Habermas von den anderen bürgerlichen Theoretikern unterscheidet, ist sein Zweifel, daß diese Entfremdung in der Freizeit heute bereits „aufgehoben“ werden könne. Wo Scheuch in der Freizeit „diese Erweiterung von Wahlmöglichkeiten für Verhalten“ sieht, David Riesman den Bereich des Ausdrucks der Person, Joffre Dumazedier die Qualität des Lebens schlechthin (Riesman und Dumazedier sind die führenden bürgerlichen Freizeitideologen), bleibt Habermas skeptisch: die industrielle Arbeit

⁶ Jürgen Habermas, Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: Arbeit, Erkenntnis, Fortschritt, Amsterdam 1970, S. 56—74, hier S. 57

⁷ a.a.O.

⁸ Scheuch, a.a.O., S. 742

⁹ J. Habermas, Marx in Perspektiven, a.a.O., S. 80

nütze derart ab, daß bislang auch die Freizeit „entfremdet“ bleibe, reserviert für schiere Reproduktion der Arbeitskraft und Pseudobefriedigung der im Arbeitsprozeß versagten Bedürfnisse.

Da Habermas den marxistischen Begriff der Entfremdung ablehnt, nämlich Raub der Arbeit, der Arbeitskraft und der Produkte von Arbeit durch das Kapital, kann er auch die marxistische Voraussetzung der Aufhebung von Entfremdung nicht akzeptieren, nämlich Übernahme der Macht und der Produktionsmittel durch die Arbeitenden, die sich im Produktionsprozeß kollektiv selbstbestimmen und selbstverwirklichen. Habermas hofft vielmehr allen Ernstes darauf, „daß in absehbarer Zeit der Markt für alle industriell gefertigten Güter gesättigt und auch nicht mehr durch Weckung neuer Bedürfnisse erweitert werden könne. An einem solchen Punkt der Sättigung angelangt, würde sich die potentielle Produktion des Überflusses, die heute noch unter dem Prinzip der Bedürftigkeit steht und die Konsumenten in Abhängigkeit hält, zu einer Produktion des realen Überflusses verwandeln können.“ Damit würde endlich der „Konsumzwang von der Sphäre der Freizeit abgezogen“, Freizeit endlich zur Freiheit werden. Angesichts der staatsmonopolistischen Auftragsprogramme — Raumfahrt, Rüstung, Verkehrssysteme usw. — die schon heute den Markt der individuellen Konsumenten für viele Konzerne zweitrangig werden ließen, angesichts des realen Lohnabbaus in den kapitalistischen Ländern, angesichts der steigenden Arbeitslosigkeit, angesichts globaler imperialistischer Ausbeutung ist diese Prognose ebenso lächerlich wie gefährlich. Sie paßt sich denn auch voll ein in die Freizeitideologie des Imperialismus. So hatte David Riesman schon 1950 seinem Buch „Die einsame Masse“ als vorgebliche Zustandsbeschreibung das Motto vorangestellt: „Ist einmal der Punkt erreicht, wo es schwieriger wird, Güter zu verkaufen als sie herzustellen, verändert sich das Wesen der Arbeit wie das der Muße.“

Die Variante der Rechten

CDU und CSU hatten mit allen durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt aufgeworfenen Problemen, so auch mit dem der Freizeit, Spätzündung. Um die Mitte der sechziger Jahre mußten sie allerdings feststellen, daß mit ihrer Gesamtlosung „Keine Experimente“ so wenig weiterzukommen war wie mit ihrer Ideallösung der Tageseinteilung „Bete und arbeite!“ — was nicht bedeutet, daß auf den seither geführten Beratungen ihrer Theologen und Politologen über „Selbstentfremdung und Selbstverwirklichung“ wesentlich andere Ergebnisse erzielt wurden.

Für die konservative Machart ist noch immer typisch, was Hans-Joachim Schoeps in der Beilage der Zeitung *das parlament* „Aus Politik und Zeitgeschichte“, Herausgeber: Bundeszentrale für politische Bildung, unter dem Titel „Probleme der allgemeinen Bildung im Industriezeitalter“ am 21. April 1965 veröffentlichte. Das erste entscheidende Postulat lautet: „Die Trennung von Arbeit und Leben wird wohl immer mehr die Regel werden“ und „Das eigentliche Leben beginnt für die meisten erst nach der Arbeit.“¹⁰ Damit das nicht etwa für einen gesellschaftskritischen Ansatz gehalten wird, der ja in diesen Aussagen durchaus enthalten sein könnte, wird sogleich der „Sachzwang“ eingeführt — die „Eigengesetzlichkeit der Maschinenwelt“ mit der Konsequenz „einer Entseelung der Arbeitsfunktion“ bis zur Mechanisierung der menschlichen Person. Wir haben hier die „schicksalhafte Entwicklung“, die im Zeitalter der Automatisierung dahinführen soll, daß Technik sich verselbständigt, um als klassenloser technischer Weltgeist die im argen liegende Welt und die Menschheit zu knechten.¹¹

¹⁰ a.a.O. S. 15

¹¹ So L. Preller, E. Thier, H. J. Wallraff und andere in „Mensch und Automation“, Herausgeber Wilhelm Bitter, Ernst Klett Verlag, Stuttgart, 1965

Die Folgen, zusammengefaßt in einem durchwegs idealistischen Entfremdungskatalog, werden durchaus dramatisch vorgestellt, um sofort nicht weniger dramatische Beschwörungsformeln folgen zu lassen, damit die Schuldigen ja nicht dort gesucht werden, wo sie zu finden sind: „Die Maschine in der Spätzeit der industrialisierten und durchtechnisierten Welt des Hochkapitalismus und am Übergang zum Atomzeitalter erweist sich als ein viel unbarmherzigerer Ausbeuter, als je ein Kapitalist es gewesen ist“.¹² Hat er den Schwindel an den Mann gebracht, darf Schoeps gefahrlos auch noch den „Dichterphilosophen“ Friedrich Georg Jünger zitieren, wonach „die einmal erstellte Maschinenwelt... durch die Automatisierung ihre eigenen Bedingungen verwandelt und den Menschen verzehrt, der immer mehr bloßes Zubehör wird“.

Nachdem auf diese Weise der reale Ausbeuter, der Kapitalist weggezaubert ist, kann man sich der nächsten Aufgabe widmen und den zuvor so hart denunzierten „Sachzwang“ mit einigen Entschuldigungen wieder ins System bringen. Zum einen geschieht das dadurch, daß man ihn von vornherein als unausweichlich, und zum andern, daß man ihn nun als am Ende gar nicht so ruinös darstellt. So lauten denn bei Schoeps die Kernsätze: „Wahrscheinlich ist das moderne Arbeitsschicksal als solches unaufhebbar und kann nur expon, d. h. außerhalb des eigentlichen Arbeitsvorganges kompensiert werden. Da bei den heutigen Produktionsmethoden die Arbeit nicht mehr die Selbstverwirklichung des Menschen erbringen kann, von der Karl Marx gesprochen hatte, fällt diese Aufgabe heute immer mehr der Freizeit zu“.¹³ Damit ist der letzte Zweifel beseitigt: bei der Arbeit bleibt alles wie es ist, einschließlich der auf technische Zwänge zurückgeführten Entfremdung. Sie kann zwar im Betrieb durch freundliches Lächeln der Bosse und durch Partnerschaftsideologie weniger schroff erlebt werden — entscheidend aber bleibt, daß sie nicht aufhebbar sein soll und demnach in der Freizeit zu kompensieren ist.

Demnach ist nur noch zu beantworten, wie solcherart Freizeit kompensatorisch effektiv zu füllen ist. Schoeps ist entschieden dagegen, die Antwort den Arbeitern, vor allem der jungen Generation, selbst zu überlassen, und das um so mehr, da er „unabwendbare Arbeitszeitverkürzungen“ auf uns zukommen sieht. Überließe man die Freizeitgestaltung der Jugend selbst, so befürchtet Schoeps, sie könne „in die Schwarzarbeit flüchten“ (was ihn wohl so arg nicht stören würde) oder gar „in die Kriminalität“ (was für ihn, wie schon die Verbindung mit „Halbstarken“ andeutet, natürlich ein Überbegriff für alle im Verständnis der Herrschenden „abartigen“ Gruppierungen ist — siehe die Kriminalisierung jeglicher linken Politik und Organisation, nachzulesen in *Bild*, in den Aussassungen des Innenministers Genscher und in anderen Texten gegen DKP, Spartakus und SDAJ).

Schoeps mißtraut auch der herkömmlichen Manipulation durch die Angebote der Freizeitindustrie, den „schablonierten Sensationsrummel der Freizeitfabrikanten“. Sie sind ihm — wie schon früher Bednarik, den er zitiert — keine ausreichende Garantie, gerade die stärkeren „Exemplare“ (wörtlich so!) in der Arbeiterjugend auf Dauer davon abzuhalten, daß sie „jene Funktionäre hervorbringt, die in der nächsten Generation unsere Verwaltungsmaschinerie dirigieren werden“ (Sie werden in der Tat mehr als das tun, und entschieden anderes).

Um die Entwicklung dahin aufzuhalten, sieht Schoeps nur eine Möglichkeit: „Die rechte Lenkung der Freizeit“, die darin bestehen soll, „Ehrfurcht vor den Kräften und Mächten zu erwecken, die hinter dem Produktionsprozeß, hinter der Arbeitswelt und ihrer Sachgestaltung liegen“.¹⁴ „Als Kreatur vor Gott“ soll vor allem der „innengesteuerte“ junge Mensch „die geistig-seelische Wertewelt als etwas über alles Nutz- und Zweckhafte

¹² a.a.O. S. 7

¹³ a.a.O. S. 12

¹⁴ a.a.O. S. 16

Hinausweisendes erleben“.¹⁵ In der Freizeit wird also ein im „Wesenskern“ „heiles Menschenstum“ vorgespielt und nachgeträumt, damit Ausbeutung, Unterdrückung, Entfremdung im Produktionsprozeß — und damit natürlich auch in der Freizeit — als unwesentlich hingenommen werden: „Man muß nur Vertrauen zum Weltgrund selber haben und man darf niemals die Hoffnung aufgeben“.¹⁶ Die frommen Sprüche sollten uns nicht über die harten Absichten täuschen. Was hier reichlich theologisch und philosophisch als „Wertewelt“ erscheint, wird bei Arnold Gehlen schon deutlich in die Sprache der staatsmonopolistischen Autorität übertragen und von Franz Joseph Strauß schließlich in die aktuelle gesellschaftspolitische Praxis der Reaktion übersetzt.

Arnold Gehlen nennt sein neuestes Buch „Moral und Hypermoral“ (Frankfurt am Main 1969) „eine pluralistische Ethik“. Er stellt darin dem „Ethos der Gegenseitigkeit“ seine kategorische Forderung nach dem „Ethos der Institutionen“ entgegen. Dabei werden als „Humanitarismus“¹⁷ diskreditiert: Friedlichkeit, Gleichheit und Freiheit, Menschlichkeit, Vorrang des Sozialen, Anspruch auf Wohl-Sein. Gegen ihre „Überdehnung“ mobilisiert Arnold Gehlen das Staatsethos, gekennzeichnet vor allem durch Dienst, Pflicht, Gehorsam, Ehre, Tapferkeit, Kameradschaft, Verteidigungsbereitschaft, Regeln und Ordnung, Opfer und Macht. Kein Zweifel, die Herren der Deutschland-Stiftung haben sich etwas dabei gedacht als sie — nach Schlamann und Mohler — diesen Arnold Gehlen mit dem Konrad-Adenauer-Preis auszeichneten.

Mit den Normen des Gehlenschen Staats- und Ordnungsethos ist der Anschluß der Theorie an die Studie der Generäle unter Federführung von Schnez ebenso hergestellt wie an den Ruf des Franz Joseph Strauß nach der „Ordnungszelle“ und nach der von dort ausgehenden „Sammlungsbewegung zur Rettung des Vaterlandes“.¹⁸ Sie soll vor allem eine Schwäche des bisherigen Konzepts überwinden: Der Anspruch der innengesteuerten „geistigen Wende“ liegt so hoch, daß nur „Einzelne dazu berufen sind, ein Ferment für die im Sog des technischen Geistes befindliche Menschheit zu bilden“.¹⁹ Anstelle dieser elitären „Verinnerlichung“ der Einzelnen drängt Strauß auf die „große Sammelpartei“, auf die „Sammlungsbewegung“, deren schlichte geistige Grundlagen er selbst so umschreibt: sie soll „eine persönliche Denk- und Verhaltensweise“ bieten; „auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes in der weitestmöglichen Auslegung des Wortes stehen“; „ein natürliches Verhältnis zur nationalen Tradition in ihren guten Elementen haben“.²⁰ Bereits sechs Tage später hat Strauß mit aller Offenheit erläutert, wie er diesen Text verstanden und in die Praxis umgesetzt wissen will. Die persönliche Denk- und Verhaltensweise auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes erscheint nun in dem Satz: „Wir wollen kein Haschisch, Porno und lange Haare, sondern eine unternehmerische Leistungsordnung“. Und die gute nationale Tradition verdichtet sich zu dem Bekenntnis: „Ich habe als Soldat durchs Fernrohr Dover gesehen und zwei Jahre später Stalingrad, und ich habe nicht die Absicht, einen Fußbreit zu weichen“.²¹ Ja, gegen „die Utopie einer total humanisierten, von allen Repressionen völlig befreiten Gesellschaft“ will dieser Franz Joseph Strauß „dafür sorgen, daß in Deutschland Ordnung herrscht“.²²

¹⁵ ebenda

¹⁶ a.a.O., S. 21

¹⁷ a.a.O., S. 79 ff.

¹⁸ ZDF „heute“, 4. 7. 70

¹⁹ Wilhelm Bitter, a.a.O., S. 27

²⁰ Interview „Augsburger Allgemeine“, 11. 11. 70

²¹ „Münchner Abendzeitung“, 17. 11. 70

²² ebenda. Weitere Straußzitate gleicher Richtung in „Das Konzept der deutschen Rechten“, Pahl-Rügenstein-Verlag, Köln 1971

So gut es diese Kräfte der ideologischen und politischen Rechten auch mit den privaten Konzernbesitzern und ihrem staatsmonopolistischen System meinen — ihr Konzept hat seine Nachteile. Der Mystizismus — in den theologischen Grundpositionen, auch in den nationalistischen — muß auf eine Jugend antiquiert wirken, der man schon um ihrer Ausbeutbarkeit willen einiges mehr an rationalem Denken mitgeben muß, wie heftig der bayerische Kultusminister Hans Maier auch „vom Anspruchsrecht auf Bildung herunterkommen“ will und wie sehr auch die Schule weiterhin um Gegengewichte im Irrationalen bemüht bleibt, im Religionsunterricht und in der Ostkunde, gegen die „Entmythologisierung des Staats“ (Strauß) und für die wehrkundliche Durchdringung des Sozialunterrichts.

Ein zweiter Nachteil liegt in dem Zivilisationspessimismus und in der Konsumfeindlichkeit, die zwar recht brauchbar ist, um jeweils neue Preiserhöhungen und Steuerbelastungen „sittlich“ zu motivieren, aber dennoch immer wieder in Widerspruch geraten muß mit der vom Geschäfts- und Machtinteresse des Systems geforderten Wachstumsideologie.

Die Variante der SPD-Führung

In diese Mängel greift nun, sie zu überwinden suchend, die sozialdemokratische Variante ein. Sie ist aktueller, in höherem Maß (natur-)wissenschaftlich eingefärbt, (technokratisch) optimistisch, konsumbejahend, (schein-)demokratisch bis zur Vorspiegelung von Massenfreundlichkeit. Sie stellt das Bemühen dar, eine prokapitalistische Antwort auf die Klage des Reaktionärs zu finden, wie sie Dieter Süverkrüp aufgeschrieben hat:

Heut geht alles zu glatt;
alle Welt frisst sich satt.
Und zu der Innerlichkeit
ist keine Sau mehr bereit.

Den aktuellen Absprung findet die sozialdemokratische Freizeittheorie verhältnismäßig früh, in der Mitte der fünfziger Jahre, von der „2. industriellen Revolution“ her. Dabei bezeichnet Carlo Schmid schon in seinem Parteitagsreferat von 1956 „Mensch und Technik“ (Herausgeber Vorstand der SPD, Bonn) den Zivilisationspessimismus als „die eigentliche Krankheit unserer Zeit“, verursacht dadurch, „daß das Vertrauen in die gesellschaftsbildende Kraft der industriellen Entwicklung in unseren Tagen geschwunden ist“.²³ Man beachte die absolute Betonung auf „industrielle Entwicklung“, auf den Fortschritt von Maschinerie und Technologie. Die Frage nach Besitz oder Nichtbesitz und damit Verfügungsgewalt oder Nichtverfügungsgewalt der Arbeitenden an den Produktionsmitteln und über sie wird von vornherein weggedrückt. Das ermöglicht, die Produktionsverhältnisse als immer weniger relevant zu behandeln und zu der These zu kommen: „wenn sich die Freizeit soweit ausdehnt, daß sie mehr Zeit umfaßt als die eigentliche Arbeit im Produktionsprozeß ... rückt das Freizeitproblem in den Mittelpunkt aller sozialen Überlegungen, die durch die 2. industrielle Revolution herausgefordert werden“. Und schon wird abgeleitet: „Bisher wurde der Mensch geprägt und bestimmt von der Arbeit im Betrieb. In der arbeitsteiligen Gesellschaft stellt Form und Inhalt abhängiger Arbeit für den Menschen aber nur in seltenen Fällen ‚Wesensbejahung‘ dar, einen ‚Selbsterzeugungs- oder Selbstvergegenständlichungsakt‘, wie es Karl Marx nennt. Diese Arbeit entfremdet, wie Marx uns gelehrt hat, den Menschen sowohl der Natur — ich gebrauche wieder Worte des jungen Marx —, als sich selbst, als der menschlichen Gattung überhaupt. Künftig wird der Mensch geprägt und bestimmt werden von der Freiheit und der Art, wie er seine Freiheit nutzt. Der Entfremdungsprozeß hat in der modernen Gesellschaft den Menschen ergriffen, weil in der arbeitsteiligen Produktion die Arbeit den größeren Teil der Tageszeit beanspruchte. Wenn aber die

²³ a.a.O., S. 17

Arbeitszeit an Volumen hinter der Freizeit zurücktritt, der arbeitende Mensch also Zeit hat, etwas mit sich anzufangen und die Arbeit im Betrieb als etwas Komplementäres zu betrachten, könnte es sein, daß sich die Entfremdung des Menschen von selbst aufhebt. Faktisch würde damit der Zustand verwirklicht, den Karl Marx mit den Worten beschreibt, der Mensch sei frei, wenn er sich „in einer von ihm geschaffenen Welt anschaut“.²⁴ Um von hieraus zum guten Ende zu kommen, braucht Carlo Schmid nur noch eines — den Einzelnen nicht der langen Freizeit und den fertig angelieferten Zeitvertreib zu überlassen, sondern dafür die „gesellschaftlichen Integrationskräfte“ zu mobilisieren, als da sind: „Familie, Kirche, Gewerkschaften, Parteien, Schulen“.²⁵ Öster zitiert und elender gefälscht worden ist Marx wohl noch selten. Wo er die Wurzel der Entfremdung im Nichtbesitz der Produzenten an den Produktionsmitteln und in der Folge in der Trennung des Produzenten vom Produkt erkannt und daraus die Konsequenz der revolutionären Umgestaltung der Besitz- und Machtverhältnisse gezogen hat, reduziert Carlo Schmid die Entfremdung zuerst auf ein technisches Phänomen, um dieses dann gar noch aufzulösen in das quantitative Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit. Das alles geschah damals noch im Namen eines von Carlo Schmid immer wieder beschworenen „Sozialismus“, wobei allerdings gerade gegen Ende schon die Weichenstellung zur heutigen direkt proimperialistischen Strategie mit dem Appell an die „Integrationskräfte“ handgreiflich wird.

So blieben in der Tat seither nur noch einige Verdeutlichungen und Konkretisierungen vorzunehmen. Das verbale Bekenntnis zum „Sozialismus“ mußte einer Weltsicht weichen, der schon das Wort, geschweige denn jeder damit zu verbindende Inhalt, fatal ist. Sie braucht es jetzt auch nicht mehr. Ihre Perspektive ist die Industriegesellschaft, die sich dank ständig zunehmendem Konsum, einschließlich der industriell erzeugten Kulturprodukte, zur Freizeitgesellschaft, gleichgesetzt der freien Gesellschaft, wandelt. Was dabei die Bedürfnisse und die Ansprüche, die menschlichen Maßstäbe angeht, so gibt es dafür inzwischen ein neues Kriterium, nämlich den Markterfolg, das Resultat der Massenmanipulation. Denn: „Eine Narrheit, die alle akzeptieren, wird eben damit normal“.²⁶ Die Bejahung der zum Massenerfolg geführten Narrheit, der Massenwirksamkeit des großen Kulturspektakels wird als antielitäre Haltung, als modernes Demokratieverständnis ausgegeben. Werner Ross will Industrie und Kultur vermählen mit dem Ziel einer „Aufhebung der Trennung der Sphären zwischen dem Höheren, Kultur genannt, und den niederen Zwecken, dem verächtlichen Kommerz“. Damit werden nun auch, nachdem „das neue, das neuere, das neueste Produkt“ und seine Kommerzialisierung in den Rang von Kulturgütern und Kulturtaten erhoben sind, die Kulturkritiker und Zivilisationspessimisten abgefertigt; alle ihre Klagen und Befürchtungen, mit der Kultur sei es zu Ende, hätten sich „als gegenstandslos erwiesen. Die Kultur blüht wilder, vielfältiger, ausgebreiter denn je“.

Alle Inhalte sind aus der Fragestellung entfernt, der Rationalismus und alle realen Kriterien sind aus dem Spiel — was hindert nun noch alles positiv zu machen, alles positiv zu finden:

das Stadtbild, wie auch immer die Wohnverhältnisse sind, erscheint als urbs rosa mit kulturellem Nulltarif;

das Industriebild, bisher verdunkelt von kapitalistischen Flecken — Umweltverschmutzer, Giftfabrikanten, Ausbeuter — wird überklebt mit dem hellen Klischee der neuen industriellen Techniken als Gestalter im künstlerischen Prozeß;

²⁴ a.a.O., S. 23

²⁵ a.a.O., S. 24

²⁶ Werner Ross: „Ein neuer Kulturbegriff und die Folgen“. Zitate nach dem unveröffentlichten Manuskript des Referats vor der Katholischen Akademie in Bayern, November 1970

das Lebensgefühl wird sonnig, weil verwiesen auf eine Primitivkultur zur Ausschaltung des Urteilsvermögens, auf „massenhafte Gessellschaftsspielchen, in denen die bildungs-, wissens- und unterhaltungsbedürftigen arbeitenden Menschen mit Seifenblasen abgefüttert werden sollen“.²⁷

Ohne Zweifel ein raffiniertes Konzept der proimperialistischen Anpassungs- und Integrationsstrategie, dessen Qualität ja auch vom Monopolkapital entsprechend honoriert wird. Dennoch bleibt auch hier für die Herrschenden so manches bedenklich, und das vor allem darum, weil die Variante der SPD-Führung durch die Rücksicht auf die innerparteiliche Situation, auf die Wirkung in den Gewerkschaften und in der Masse der arbeitenden Bevölkerung darauf angewiesen ist, reale Bedürfnisse, demokratische Interessen in höherem Maße zu berücksichtigen (mindestens verbal einzubeziehen), als das die konservativen Theoretiker und Praktiker tun. So liefert sie, was immer die Motive ihrer Verfasser sein mögen und wie immer diese sich von solchen Konsequenzen durch verschärfte Antikommunismus abzugrenzen suchen, dennoch immer wieder Anknüpfungspunkte, von denen her sich auch demokratische und sozialistische Aktivität zu entwickeln vermag.

Produktivkraft Freizeit

Demokratisches und sozialistisches Freizeitverständnis muß in Theorie und Praxis vom Lebensbedürfnis der arbeitenden Menschen ausgehen, das die Freizeit als Produktivkraft erfordert. Es steht damit dem Freizeitbegriff und der Freizeitpraxis des herrschenden Systems diametral entgegen, das Freizeit als Profitfeld, als vorgetäuschte Kompensation für die Erlebnisse und Versagungen während der Arbeitszeit, als Mittel der Machtstabilisierung durch die Fixierung der Betroffenen im System manipuliert, organisiert und institutionalisiert. Profit und Macht der Herrschenden — gerade dieses dem Masseninteresse so konträre Ziel erfordert jenen Pluralismus der Formen und Methoden, der Freizeit im Spätkapitalismus an der Oberfläche aussehen läßt, als habe sie mit Freiheit zu tun — mit Intimgruppen und Massenveranstaltungen, mit harten Sportstars und mit psychodelischer Musik, mit Aggressionstrieb-Apologetik und mit den Jesus people, mit christlichem Familienleben und mit Porno.

Ist es möglich, unter diesem Schutt und den so verursachten Verschüttungen des Bewußtseins die elementaren Lebensbedürfnisse der arbeitenden Menschen und damit auch ihre Freizeitbedürfnisse zu entdecken? Diese sind objektiv, und sie sind ablesbar aus der gesellschaftlichen Stellung und aus der Perspektive der Arbeiterklasse:

Der Arbeiter braucht Bildung und wissenschaftliche Kenntnisse; er muß seine Fähigkeiten entwickeln, um in der wissenschaftlich-technischen Revolution zu bestehen. Er braucht Lehrstätten, Schulen, Universitäten, die Beseitigung des Bildungsmonopols. Er braucht Informationen und Informationsträger, die nicht von der herrschenden Klasse manipuliert werden. Er braucht die Mitbestimmung in Betrieben und den Zugang zur Leitung der Produktion. Er braucht Einrichtungen, die seiner Gesundheit dienen und in denen er nicht als drittklassig behandelt wird. Er braucht Wohnungen, in denen man wohnen und die er bezahlen kann. Er braucht öffentliche Verkehrsmittel, die schnell und bequem sind, sichere und haltbare Autos und eine vernünftige Verkehrsplanung. Er braucht eine Umweltgestaltung und eine Umwelt, die nicht durch das Profitstreben der herrschenden Klasse verschmutzt, verpestet und zerstört wird. Er braucht Sportstätten, Erholungsgebiete, öffentliche Anlagen, Museen, Theater, Kinos, Konzerte. Er braucht Kunst und Kunstwerke aller Art, die ihm helfen seine Stellung in der Gesell-

²⁷ Hannes Stütz, Referat auf dem Kulturpolitischen Forum der DKP in Nürnberg, Juni 1971

schafft zu erkennen, seine Interessen wahrzunehmen und sein Leben und seine Zukunft human zu gestalten.²⁸

Wo immer arbeitende Menschen ihre Freizeit so nutzen, daß sie der Erfüllung dieser ihrer Lebensbedürfnisse im Kampf gegen das Monopolkapital dient, da beginnt die Entwicklung der Freizeit zur Produktivkraft.

In der Vergangenheit konnte das alles noch als blasses Theorie, als angebliche marxistische Selbsttäuschung und Verkennung des Wesens des Menschen hingestellt werden. Inzwischen liegen von dort, wo mit dem Aufbau des Sozialismus die Grundlagen dafür geschaffen sind, daß die Lebensbedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung immer mehr bestimmt werden, empirische Daten vor. So werden in der DDR die Tatsachen selbst zum Ausdruck der Freizeitinteressen und des Prozesses, in dem diese sich durchsetzen. Sinnvolle Gestaltung der Freizeit beginnt damit, die Arbeit, die Arbeitsumwelt im Interesse der Produzenten zu gestalten. Freizeitentwicklung wird darum in der DDR theoretisch und praktisch mit der Forderung verbunden, „die täglichen Stunden der Arbeit ebenfalls als kulturelles Betätigungsfeld zu begreifen“.²⁹

Eine andere wesentliche Seite des gesamtgesellschaftlichen Zusammenhangs hat Erich Honecker im Bericht an den VIII. Parteitag der SED betont: Um die schöpferischen Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln, bedarf es jetzt und in der Zukunft der „Grundlage soliden Wissens und Könnens“, zu vermitteln durch zehnklassige Oberschule, Berufsausbildung, Hochschule und ständige Weiterbildung.

Aufgabe dieses sozialistischen Bildungs- und Ausbildungssystems ist es, „neben der Erziehung zu sozialistischen Produzenten zu gewährleisten, daß die Selbsttätigkeit auch im Freizeitraum durch Arbeitsgemeinschaften, Kurse, Zirkel und Interessengemeinschaften zur systematischen außerschulischen naturwissenschaftlichen, technischen, künstlerischen und sportlichen Betätigung stimuliert wird“.³⁰

Außerdem werden die Freizeitinteressen eingeordnet in die gesamte Umweltproblematik, vom Lärmschutz über die Sauberhaltung von Wasser und Luft bis zur Stadtplanung und zur Durchführung des Landeskulturgesetzes vom Mai 1970: „Sozialistische Landeskultur“, schreibt der Direktor des Zentralinstituts für Arbeitsschutz Rehtanz, „muß in die kulturellen Lebensgewohnheiten einbezogen werden als Ausdruck der Machtausübung der Arbeiterklasse“.³¹

Schließlich wird gerade in letzter Zeit die gesellschaftliche Forderung stark betont, aus der Verkürzung der Arbeitszeit erzielte Zeitgewinne voll zu realisieren bzw. durch Ersparnisse an Tara-Zeit weiter zu vergrößern; so werden „Wartezeiten, Lauferien, un durchschaubare Formulare“ als „Ausdruck eines Produktivitätsrückstands der Verwaltung gegenüber der materiellen Produktion“ kritisiert und der öffentlichen Wachsamkeit jedes Einzelnen empfohlen.³²

Erst vor diesem Hintergrund werden die Einzelergebnisse verständlich — etwa das Ansteigen der DDR-Buchproduktion von 1967 mit 113,7 Millionen auf 121,8 Millionen im Jahr 1970. Und die Bücher werden gekauft und gelesen. Schon 1968 ergab eine Repräsentativumfrage über die Freizeitinteressen in den wichtigsten Betrieben der Stadt Brandenburg, daß sich die Zahl derer, die sich eigene Bibliotheken anlegen, ständig erhöht — und das bei gleichzeitig steigender Inanspruchnahme der öffentlichen und gewerkschaftlichen Bibliotheken. Dort ist jeder vierte DDR-Bürger mit einer durchschnittlichen Aus-

²⁸ Kultur und Kulturpolitik im antiimperialistischen Kampf, Referat Bildungs- und Kulturpolitik beim PV der DKP, 1970

²⁹ „Sonntag“, 42/71

³⁰ „BRD-DDR, Vergleich der Gesellschaftssysteme“, Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln 1971, S. 394

³¹ „ndl“, 12/71

³² „Forum“ 2/72

leihe von 16 Büchern (Stand 1968) Leser; bei Kindern und Jugendlichen bis zu 16 Jahren sind es über fünfzig Prozent. Wie das Buch durch die Entwicklung der elektronischen Massenmedien nicht verdrängt wird, so wenig sind durch das Fernsehen auch die Kinos, die Theater, die Konzertsäle zum Besucherschwund verurteilt. In allen drei genannten Bereichen ist die Besucherzahl, besonders durch den wachsenden Anteil der Jugendlichen, in den letzten Jahren wieder angestiegen; das gleiche gilt für die Museen der DDR, die 1969 über 18 Millionen Besucher zählten. Besonders steil verläuft der Anstieg der Schallplattenproduktion, wobei auch hier das Bedürfnis zum Aufbau eigener Sammlungen rasch wächst, und das keinesfalls nur bei Schlagermusik. So waren von 650 000 Langspielplatten zum Beethoven-Jahr 1970 schon im ersten Halbjahr 600 000 Stück verkauft. Daß das nichts mit der Entwicklung bloßer „Konsumentenhaltung“ zu tun hat, beweist die parallel laufende Zunahme eigenschöpferischer kultureller und künstlerischer Betätigung. In Vorbereitung auf den 20. Jahrestag der Gründung der DDR nahmen allein 2500 Singegruppen neu ihre Arbeit auf. Mit bildender und angewandter Kunst befassen sich etwa 5000 Zirkel. In Arbeitsgemeinschaften für Volkskunst betätigen sich über eine Million DDR-Bürger.³³

Zur sportlichen Entwicklung in der DDR braucht inzwischen nicht mehr viel gesagt zu werden. Es hat sich herumgesprochen, daß die Resultate des Leistungssports nur zu begreifen sind auf der Grundlage eines breit entwickelten und großzügig geförderten Massensports, an dem in ihrer Freizeit dreißig Prozent der Bevölkerung im Alter von 16 bis 75 Jahren einmal in der Woche und weitere 31 Prozent mindestens einmal im Monat teilnehmen.³⁴

Ohne die objektiven und subjektiven Schwierigkeiten zu übersehen, die diese Entwicklung noch hemmen, lassen sich zusammenfassend folgende Tendenzen in den Freizeitinteressen der Bevölkerung der DDR angeben:

a. Es nehmen besonders solche Betätigungen zu, die der geistig-kulturellen, der politischen, wissenschaftlichen und beruflichen Bildung dienen. Aber auch Mitarbeit an der Planung und Leitung kultureller Prozesse, Besuße von künstlerischen und geselligen Veranstaltungen sowie geistige Auseinandersetzungen mit Problemen unserer Zeit innerhalb der Familien und der Arbeitskollektive erhöhen sich.

b. Es nehmen solche Betätigungen zu, in denen körperliche Erholung und Entspannung mit Bildungserlebnissen verbunden sind.

c) Es nehmen solche Betätigungen zu, die der Erholung und Entspannung dienen, wobei die Erholung in der freien Natur bevorzugt wird.

Gegen den Einwand, diese Interessen realisierten sich nicht spontan, sondern würden — was in der DDR wie überhaupt im Sozialismus übrigens niemand verschweigt — in der angegebenen Richtung gelenkt und gefördert, ist zu sagen: Daß es diesen Interessen nicht überlassen bleibt, sich spontan durchzusetzen, besagt nichts gegen ihr elementares Vorhandensein in der Arbeiterklasse. Daß sie gegen noch bestehende und durch Einflüsse von außen immer wieder stimulierte alte Gewohnheiten mehr und mehr dominierend werden, bestätigt ebenso ihre Ursprünglichkeit und Echtheit wie die Qualität einer Förderung, die von der Erschließung der Freizeitreserven bis zur Perspektivplanung kommandierender Freizeitgestaltung reicht. Nebenbei bemerkt: Daß dabei Literatur und Kunst eine so große und positive Rolle spielen (in diesem Heft nachzulesen unter dem Titel „Dresdner Freizeit“), spricht sehr gegen den von der bürgerlichen Kritik zurechtgemachten Popanz vom Sozialistischen Realismus, und durchaus für die Auffassung, die Gorki auf dem I. Allunionskongress der sowjetischen Schriftsteller im Jahr 1934 formulierte: „Der sozialistische

³³ Siehe dazu auch Alfred Schubert „Die aktive Rolle der sozialistischen Literatur und Kunst“, Dietz-Verlag Berlin, 1970

³⁴ Siehe dazu Edelfrid Buggel „Freizeit- und Erholungssport in der DDR“, kürbiskern 4/71.

sche Realismus bejaht das Dasein als Handeln, als schöpferische Tätigkeit, deren Ziel die ständige Entwicklung der wertvollen Fähigkeiten des Menschen für den Sieg über die Naturkräfte ist, für ein gesundes und langes Leben, für das große Glück, auf der Erde zu leben, die der Mensch entsprechend seinen ständig wachsenden Bedürfnissen in eine schöne Wohnstatt der zu einer Familie vereinigten Menschheit verwandeln will.“ Unter unseren Verhältnissen sind die Lebensbedürfnisse der arbeitenden Menschen nur durchzusetzen gegen die als Sachzwänge getarnten Systemzwänge. Das bewußt zu machen, echtes gegen manipuliertes und aufgezwungenes Bedürfnis zu mobilisieren, das ist unser Ansatz. Dabei haben die Probleme der Freizeitgestaltung ihre selbständige Bedeutung; wir werden dem nur so gerecht, daß wir Freizeit im Zusammenhang mit Arbeit und von daher als in den Klassenkampf als Ganzes integriert begreifen. Das schließt den Verzicht auf das besondere Kampffeld Freizeit ebenso aus wie die Illusion, man könne Freizeit zum gesellschaftlichen Freiraum machen. Das ist ein Teilstück der Utopie, die Kulturrevolution lasse sich vor der Veränderung der Besitz- und Machtverhältnisse durchführen, ja sie stelle geradezu deren Voraussetzung dar. War das noch einigermaßen zu verstehen als „Kinderkrankheit im Kommunismus“, so ist ein gleiches Verständnis hier und heute nicht mehr angebracht gegenüber der Behauptung, Lenin sei im Unrecht geblieben gegenüber den Ultralinken „mit ihrer Forderung nach einer westeuropäischen Kulturrevolution, die den ideologischen Boden für eine proletarische Taktik und Organisation erst vorzubereiten hatte“, ja diese Forderung sei jetzt um so aktueller „durch das zunehmende Bleigewicht der spätkapitalistischen Kultur- und Bewußtseinsindustrie“.³⁶ Wenn Kultur, voran die Massenmedien, so entscheidende Bedeutung haben (was die imperialistische Bourgeoisie ganz offenbar erkannt hat) — wie soll dann die Arbeiterklasse ohne Organisation, ohne Taktik und demnach erst recht ohne Strategie in diesem Bereich Positionen erobern oder gar (was selbst bei Führung des Klassenkampfs durch eine revolutionäre Partei nicht gelingen kann) ihre Kultur, ihre Wissenschaft bei Fortbestehen der ökonomischen und staatlichen Macht der Monopole zur herrschenden machen? Hier wird der Bogen der Forderungen und damit auch der Erwartungen auf einem Kampfabschnitt, dessen Bedeutung außer Zweifel steht, so weit überspannt, daß die absolute Zielstellung, weil unerfüllbar, zu allgemeinem Zweifel an der Erreichbarkeit revolutionärer Ziele führen muß. Die Resultate sind in den verschiedenen Restbeständen der ultra„linken“ Revolte zu besichtigen; die Spielarten reichen inzwischen vom kleinbürgerlichen Asketismus über alle erdenklichen Verinnerlichungen bis zur zweifelten Anbetung von Gewalt. Das alles ist für das staatsmonopolistische System un gefährlich, ja zumeist unmittelbar oder mittelbar profitabel und der Machterhaltung dienlich.

Ebenso jenseits allen Zweifels steht mittlerweile die Einsicht, daß die Versuche „antiautoritärer Lebensformen“ gescheitert sind. Von Anfang an zugeschnitten auf den gesellschaftlichen „Freiraum des Privaten“, war es die Domäne privilegierter Intellektueller, die genügend Sachverstand und finanzielle Mittel mobilisieren konnten, um ihre Freizeit und die Erziehung ihrer Kinder nach psychoanalytischen und therapeutischen Grundsätzen einzurichten. Um so auf die harte Weise zu erfahren, daß die Kleingruppe die gesamtgesellschaftlich produzierten Zwänge kaum auszuhalten, geschweige denn aufzulösen vermag, und daß „antiautoritäre Kinderläden“ nicht nur gegen die Katastrophe des Bildungssystems nichts ausrichten, sondern auch ihre Absolventen hinsichtlich der vor ihnen liegenden gesellschaftlichen Konflikte geradezu desorientieren.

Was also läßt sich an nichtsystemandienlicher, gegen das System wirkender Freizeitgestaltung leisten? Es muß für die Bedürfnisse der Klasse, im besonderen der Arbeiterjugend

die Verhaltensweisen, die Fähigkeiten, die Ansprüche in Bewegung setzen, die der Arbeitsprozeß in der modernen Großindustrie vermittelt:

Nicht in der Individualisierung, sondern in Kollektivität und Solidarität liegt der Schlüssel zur Neugestaltung — auch der Freizeit.

Nicht in anarchistischer Auflösung, sondern in Organisiertheit, in einer durch das gemeinsame Interesse bestimmten und auf das gemeinsame Ziel gerichteten Disziplin lassen sich die ersten, erst recht die weiteren Schritte verwirklichen.

Was zu erobern ist, sind nicht die elitären Erzeugnisse und schon gar nicht die Massenprodukte imperialistischer Kulturindustrie, sondern die Möglichkeiten der Selbstentfaltung; das verlangt die Entwicklung der demokratischen und sozialistischen Elemente in der Kultur, ihre Aneignung im eigenen Denken, Fühlen und Verhalten.

Die Schöpfer der Werte, auf denen wesentlich die Gesellschaft beruht, haben keinerlei Grund, bescheiden zu sein. Auf der Tagesordnung steht die Begehrlichkeit der Klasse, gerichtet auf alle ihre Bedürfnisse, auf alle ihre Ansprüche — Brot und Rosen, Freude und Bildung und Macht.

Pete Seeger
Schlagersintflut aus den USA

Liebe Freunde:

Ich schreibe diesen Brief an junge Menschen, die nicht in den USA zuhause sind, die die Musik lieben und die gern Volksmusik aus den USA hören. Ich bin Euch in 34 Ländern Asiens, Europas, Afrikas und Lateinamerikas begegnet. Ich habe Euch an den Universitäten von Großstädten, in Kleinstädten wie auch in kleinen Ländern getroffen. Ich habe gesehen wie Eure Augen aufleuchteten, als Ihr den Klängen meiner Gitarre oder des Banjo gelauscht habt. Ich habe gesehen wie Ihr aus Lust am Mitmachen mit den Füßen den Takt zu den neuesten Jazz- und Rockschallplatten geschlagen habt.

Ich schreibe aus drei Gründen. Erstens: Ich hoffe, daß Ihr nicht alles an unserer Musik mögt. Ein Teil unserer Musik widerspiegelt das Leben schwarzer und weißer Amerikaner, ihren Kampf ums Überleben. Ein anderer Teil widerspiegelt das Bestreben des Establishments in den USA, die Menschen abzulenken und ihre Probleme vergessen zu machen. Ein weiterer Teil unserer Musik ist eine sehr komplizierte Verflechtung der oben erwähnten Elemente und es ist fast unmöglich, sie zu entwirren.

Zweitens: In Eurem Eifer neue Musikstile aus dem Ausland zu übernehmen, setzt Ihr Euch der Gefahr aus, daß Ihr die Musik Eurer Heimat vergeßt, die alte wie die moderne Musik. Es stimmt natürlich, daß sich auch unser Musikgeschmack in dem Maße etwas verändert, wie sich unser Leben verändert. Aber es sollte doch möglich sein, Neues zu erlernen, ohne Altes vollständig zu vergessen.

Drittens: Ich möchte Euch gern davon überzeugen, daß Ihr, wenn Ihr wirklich moderne Menschen sein wollt, Euch die Musik der ganzen Welt und nicht nur die der USA anhören sollt. Die Wissenschaftler verfolgen ja auch Entwicklungen in der ganzen Welt und sind stets bereit, jede gute Idee aufzugreifen. Ernährungswissenschaftler suchen in der ganzen Welt nach Pflanzenarten, die woanders gezüchtet werden können. So kann auch in irgendeiner kaum bekannten Gegend gerade jetzt irgendein schönes und ausdruckstarkes Musikinstrument existieren oder ein Musikstil leben, der genau Eurem Geschmack entspricht. Warum solltet Ihr nicht danach suchen?

Gestattet mir, die oben erwähnten drei Punkte noch genauer zu untersuchen. Begleitet mich dabei, denn das ist eine Frage, die über Leben oder Tod der Kultur Eurer Heimat entscheidet.

Erstens: Was ist „pop“-Musik aus den USA?

Die Musik Nordamerikas ist heterogener als die Musik vieler anderer Länder. Natürlich zeigt fast alle Musik, daß sie in alter Zeit aus vielen Bestandteilen

entstanden ist. Xylophone indonesischer Art sind in Afrika gefunden worden. Chinesische Instrumente haben vor tausend Jahren ihren Weg nach Japan gemacht. Orientalische Musikeinflüsse sind nach Spanien gelangt. (Die Gitarre war ursprünglich ein orientalisches Instrument.) Die Vermischung unterschiedlichster Einflüsse ist in den USA jedoch ganz außerordentlich. Westafrikanische Rhythmen und irische Melodien sind zwei deutlich erkennbare Elemente. Aber wir haben noch mehr aus Afrika bekommen als nur den Rhythmus; daß eine Stimme der anderen antwortet (die „Antiphonie“) ist typisch afrikanisch. Wir vernehmen sie in den Blues, wenn seine Gitarre dem Ruf des Sängers „antwortet“. Wir vernehmen sie in der Antwort der Bässe in den volkstümlichen Gospel-Hymnen, die auch von Jazzbands vorgetragen werden.

Außerdem ist das grundsätzliche Verhältnis zur Musik, zu Liedern und zum Tanz in den USA viel afrikanischer als viele weiße Bürger in den Vereinigten Staaten wissen.

Natürlich enthält unsere Musik auch europäische Melodien, Traditionen der europäischen Harmonieauffassung und andere europäische Elemente. Die Sprache unserer Lieder ist eine europäische „Slang-Sprache“, halb Französisch, halb Deutsch, wobei laufend neue Wörter hinzugefügt werden. („Okay“ ist entweder ein afrikanisches Wort oder wurde von amerikanischen Indianern geprägt.)

Ein Teil unserer musikalischen Mischung hat einen langwierigen Gärungsprozeß hinter sich. Das kann man daran verfolgen, wie die Volksmusiker in den Bergen englische Balladen und das afrikanische Banjo zusammengebracht haben. Manchmal wurde eine ganze Menge auf einmal in den Kochtopf geworfen und das Ergebnis war nur halb gar (und, so möchte man hinzufügen, nur halb verdaut). Die Pop-Musik und -Schlager tendieren dahin.

Wie definiere ich nun den Unterschied zwischen Pop-Musik und Volksmusik? Wir wollen kein großes Problem daraus machen und die Angelegenheit historisch betrachten. Vor langer Zeit, als die Männer und Frauen ihren Unterhalt durch die Jagd auf Tiere und das Sammeln von Beeren und Nüssen erwarben, kannten sie nur eine Art Musik. Alle Männer kannten die gleichen Jagdlieder, die gleichen Kriegsgesänge. Alle Frauen kannten die gleichen Wiegenlieder.

Dann lernte die Menschheit Land zu bebauen. Der neue Wohlstand führte zum Entstehen einer Art Aristokratie in jedem Land, in dem der Ackerbau die Jagd ersetzte. Diese Aristokratie konnte es sich nun leisten, Berufsmusiker zu bezahlen, die für sie spielten. Das war die erste Kunstmusik. In Europa führte das schließlich zu Symphonie-Orchestern in den Palästen. In Indien spielten virtuose Gitarrenspieler bei die ganze Nacht dauernden Musikveranstaltungen. Draußen in den Bauernhütten machten die Menschen notgedrungen ihre eigene Volksmusik.

Als die Städte entstanden, fanden einige Musiker heraus, daß sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen konnten, wenn sie für bare Münze auf dem Markt-

platz spielen würden. Das war die erst Pop-Musik. Sie war nicht so elegant wie die Musik im Palast, aber auch nicht so laienhaft wie die Musik in den Bauernhütten. So hat die Pop-Musik jahrhundertelang das Mittelfeld zwischen der Kunstmusik und der Volksmusik behauptet. Weil der Maßstab für den Erfolg die Anzahl der gesammelten Geldmünzen war, veränderte sich die Pop-Musik schneller als die Mode in den Großstädten. Sie hat überall und immer unbekümmert Anleihen von der Volksmusik und der Kunstmusik aufgenommen. Erfolgreiche Stile wurden nachgeahmt und verbreiteten sich von Stadt zu Stadt. Im 19. Jahrhundert hatte die Pop-Musik nur einen geringen Einfluß auf das Leben der arbeitenden Menschen. Nur 10 Prozent aller Amerikaner lebten in den großen Städten. Die Cowboys des Westens, die irisch-amerikanischen Holzfäller, die walisisch-amerikanischen Bergarbeiter, die afro-amerikanischen Sklaven und die vielen anderen Arbeiter hatten alle ihre eigenen Lieder und Tanzweisen. 1850 schrieb Walt Whitman: „Ich höre Amerika singen, die unterschiedlichsten Lieder höre ich.“

Um die Mitte des 20. Jahrhunderts waren die Lieder nicht mehr so unterschiedlich. Zu dieser Zeit lebten 90 Prozent der Amerikaner in den Städten. 95 Prozent haben in ihren Wohnungen Fernsehgeräte. Die Urenkel der vorhin erwähnten Cowboys, Holzfäller, Sklaven hören im wesentlichen die gleiche Musik, die von den Fernsehstationen ausgestrahlt wird, und die so sorgfältig kontrolliert wird, daß keine Lieder, die den status quo gefährden könnten, durchgelassen werden. Wie werden sie kontrolliert? Es gibt keinen angestellten Fernsehzensor, aber jeder Fernsehproduzent weiß, daß ein „fragwürdiges“ Lied zu Schwierigkeiten mit den Reklamefirmen oder anderen Instanzen führen kann. Das ist einer der Gründe, weshalb ich und andere in den vergangenen 25 Jahren Schwierigkeiten hatten, im Fernsehen aufzutreten.

Gefördert wird die „respektable“ Pop-Musik, die dem Establishment nicht schadet. Sie wird jetzt über die ganze Welt von den größten Schallplattenfirmen verbreitet, die Afrika, Lateinamerika, Asien und Europa mit Milliarden kleiner Plasteschallplatten überschwemmen.

Gibt es eine „anti-Establishment“ Pop-Musik in den USA?

Ja, aber bis vor kurzem wurde sie nicht kommerziell vertrieben. Die Kämpfe der Gewerkschaften im 19. Jahrhundert haben ebenso Lieder hervorgebracht wie die Bewegung zur Aufhebung der Sklaverei oder die Kämpfe um eine Agrarreform. Die Lieder von Joe Hill wurden vor sechzig Jahren nicht nur von den militärischen Anhängern der IWW gesungen, ihr Humor und ihr Kampfgeist verbreiteten sie wie Volkslieder im ganzen Land. „... Du wirst Pastete im Himmel bekommen, wenn Du erst gestorben bist!“

In den 30er Jahren, als ich ein Teenager war, löschte die damalige Schlagermusik sehr schnell viele lokale und regionale Formen amerikanischer Musik aus und zwar durch Filme, Radio und Schallplatten. Die raffinierten Broadway- und Hollywoodorchester ließen die Menschen ihre Sorgen hinwegtanzen oder senti-

mental betrauern. Ich selber hatte Glück. Nach kurzer Begeisterung für Pop-Musik — (ich war Tenor und spielte in einer Band in der Oberschule das Banjo) — entdeckte ich, daß es auch gute Musik gab, die ich noch nie im Radio gehört hatte. Mein Vater, ein Musikwissenschaftler, nahm mich einmal zu einem Tanzfestival in den Bergen mit, und ich verliebte mich in diese Volksmusik. Ich mochte den grellen Vokalton der Sänger und die vitale Art zu tanzen. Die Liedtexte waren voll Lebenskraft, der Humor zupackend und nicht trivial, das Tragische real und nicht sentimental.

Im Vergleich hierzu schien mir der größte Teil der Pop-Musik der 30er Jahre mit den endlosen Variationen von „Baby, Baby, ich brauche dich“ schwächlich und verweichlicht, ganz und gar darauf angelegt, die Massen mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Inmitten der schlimmsten Zeit der wirtschaftlichen Not hieß es in einem Spitzenschlager „Hülle deine Sorgen in Träume und träume deine Sorgen hinweg“.

In den 40er Jahren begannen Woody Guthrie (Verfasser von Balladen aus Oklahoma, der jetzt schon tot ist) und viele andere bewußt diese Musik zu bekämpfen. Wir begannen damit, daß wir für Arbeiter und Studenten sangen und überall dort auftraten, wo wir unsere Lieder, die vom Kampf kündeten, vortragen konnten. Wir wurden nicht beim Rundfunk angestellt und hatten das auch gar nicht erwartet. Wir veranstalteten unsere „hootenannies“ — demokratische Liederfeste —, auf denen wir unsere Arbeiterlieder, antifaschistische Lieder und alte Balladen, Lieder aus der Zeit der Pioniere und Lieder aller arbeitenden Menschen, schwarzer und weißer Arbeiter sangen.

Wir hatten aber unseren Gegner unterschätzt. Unsere Lieder erreichten ein paar Tausend, die „Hit-Parade“ -zig Millionen. Als sich der kalte Krieg verdichtete, wurden wir sogar durch schwarze Listen aus den Gewerkschaften vertrieben. Aus Verzweiflung sangen wir dann unsere Lieder in Theatern und Nachtklubs. Ein altes amerikanisches Sprichwort sagt: „Wenn du sie nicht schlagen kannst, dann gehe in die Höhle des Löwen.“ Zu unserer eigenen Überraschung hatten wir allmählich Erfolg — aber mit Liedern, die das Establishment nicht angriffen. Die Schallplattenaufnahme der Weavers, die ein afro-amerikanisches Liebeslied „Goodnight Irene“ enthielt, wurde 1950 in 2 Millionen Exemplaren verkauft.

Aber wir haben auch entdeckt, wie perfekt das USA-Establishment die Fähigkeit des „Kooptierens“ (d. h. des Absorbierens und Entwaffnens) entwickelt hat. Langspielplatten der 50er Jahre begannen Geld mit Kunstformen, die von nationalen Minderheiten stammten, zu machen. Das Monopol von Broadway und Hollywood war gebrochen. Hitplatten kamen jetzt auch aus Detroit und Nashville.

Seit 1965 hat sich ein großer Markt dessen, was man als „Untergrund Pop-Musik“ bezeichnen könnte, herausgebildet. Wie die alte Volksmusik ist sie gegen das Establishment gerichtet, und die technisch perfekten jungen Musiker haben

oft ein größeres jugendliches Publikum als die „verdünnte“ Rock-Musik solcher dem Establishment genehmer Stars wie Tom Jones. Diese Musik wird oft deshalb im Fernsehen nicht gesendet, weil sie in bezug auf Sex, Marihuana und Politik zu offen ist. Sicherlich ist sie heute die erregendste und begabteste Musik in Amerika. Antikriegslieder im Rockstil gehörten zu allen großen Friedensdemonstrationen der jüngsten Vergangenheit.

Aber denkt auch daran: diese Schallplattenaufnahmen (Bob Dylan, the Grateful Dead, Elton John, Jefferson Airplane usw.) bringen der amerikanischen Musikindustrie Millionen ein. Die Macht der Musikindustrie ist ins Ungeheuerliche gewachsen.

Viele junge Menschen in Westeuropa sind der amerikanischen Pop-Musik mit Haut und Haar verfallen: Die begabten Pop-Musiker wetteifern darum, unter die vierzig Spitzenreiter in den USA zu kommen. (Die „Top Forty“ ersetzen den früher gebräuchlichen Begriff „Hit-Parade“.) Vier junge Leute aus der Arbeiterklasse aus Liverpool wurden die größten Musikstars der Geschichte. Jetzt ist die Musikindustrie Westeuropas und Nordamerikas technisch dazu in der Lage, alles zu produzieren, von indischen Sitarren bis zu russischen Zigeunermelodien oder neuesten elektronischen Erfindungen, sie ist gerüstet, Musik für die ganzen 3,6 Milliarden Menschen auf dem Erdball bereitzustellen. Wir stehen an der Schwelle einer Fernsehrevolution, wo Programme von Satelliten ausgestrahlt werden und Zuschauer in jedem Dorf auf dem Erdball erreichen. Diese Perspektive kann, wie so vieles in der modernen Technik, Hoffnung oder Schrecken bedeuten. Es gibt Unternehmer in den Vereinigten Staaten, die einen kulturellen Blitzkrieg vorbereiten, eine Art Welt „Coca-Kolonisierung“. Und es wird nicht einmal 50 Jahre dauern — so lange dauerte es bis unsere Cowboy-Musik ausgelöscht wurde — sondern nur 50 Wochen bis die nationale Musik Ceylons, Costa Ricas, Madagaskars verdrängt und schließlich nach einer Generation ausgelöscht werden könnte.

Das führt mich zu einem weiteren Grund, weshalb ich an Euch schreibe. Kein denkender Mensch kann sich darüber freuen, daß die Musik Hunderter Nationen möglicherweise ausgelöscht und in Vergessenheit geraten wird. Vergleicht doch diese Situation mit der Biologie. Die Biologen wissen sehr gut, daß für das Leben auf unserem Planeten eine Vielzahl von Arten notwendig ist. Wenn einige Vogel- oder Fischarten ausgelöscht werden, zerreißt das feine Gewebe des Lebens. Landwirtschaft und Industrie haben die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Menschheit so anwachsen konnte, daß das ökologische Gleichgewicht erschreckend gestört worden ist, und es ist sehr fraglich geworden, ob unsere Nachkommen die reine, nicht verschmutzte Luft kennenlernen werden, wie sie unsere Großeltern noch kannten.

Auch zwischen den Kulturen gibt es ähnlich wie unter den biologischen Arten dauernd Krieg und Kampf. Meistens ist das kein Krieg mit Blitz und Donnerschlag, sondern eher ein stiller Kampf wie er wohl zwischen den Wurzeln eines

Baumes stattfindet, wo eine jede sich ihren Platz erobern muß. Aber ebenso wie es für die biologischen Arten zutrifft, brauchen die verschiedenen kulturellen Erscheinungsformen einander, auch wenn sie miteinander im Wettstreit liegen. Aber das, was sich jetzt abspielt, ist nicht mehr ein bloßer Wettstreit. Eine Flut von Musik, die aus den USA importiert wird, überschwemmt und ertränkt diesen natürlichen „Wettstreit“. Der Mensch des Industriealters verkauft wie Esau sein Geburtsrecht für ein Linsengericht.

Gerade jetzt, zu diesem Zeitpunkt, vergessen junge Menschen aus Westeuropa die Musik ihrer Heimat. Ich bekomme Briefe aus Frankreich, Holland, der CSSR. Darin heißt es: „Lieber Mr. Seeger, ich liebe Ihre Musik, weil sie erregend und abwechslungsreich ist“. Ich frage dann in meiner Antwort, was sie von ihrer eigenen Volksmusik halten und oft wird mir ziemlich lahm geantwortet: „In meiner Heimat gibt es sehr wenig Volksmusik und die ist nicht sehr interessant.“ In Wirklichkeit wissen die meisten nur sehr wenig von ihrer eigenen Musik. Das, was sie davon in der Schule kennengelernt haben, ist meistens verwässert und zweitrangig. Wenn es sich um Erwachsene handelt, dann begreifen sie diese „altmodische Musik“ nicht als Bestandteil ihres Lebens als moderne Menschen, die in Großstädten leben.

So gehört es zur Aufgabe der Musikschauffenden in jedem Teil der Welt, den ganzen Reichtum, die Kraft und auch die Zartheit ihrer eigenen Musik wiederzuentdecken, und das Interesse der Menschen in ihrer Heimat für sie zu wecken. Jetzt wissen wir, daß das mit Schallplatten, Filmen, Fernsehen aber auch mit Auftritten der Künstler direkt geschehen muß. Auch das geschriebene Wort muß hier helfen. Wenn man ein afrikanisches Lied in europäische Noten setzt, so bedeutet das, daß das Lied partiell europäisiert wird. Wir müssen aber dafür Sorge tragen, daß die freie Improvisation nicht-europäischer Musik und der Volksmusik erhalten bleibt.

Beachten wir auch folgendes: einige dieser einfachen alten Melodien haben unseren Großeltern und Urgroßeltern geholfen, schwere Zeiten durchzustehen. Vielleicht haben sie auch zu alten Melodien neue Worte geschaffen. Warum macht Ihr es nicht auch so? Eine gute Melodie ist wie ein gut gebautes Haus, es haben viele Menschen darin gewohnt und es kann vielen Zwecken dienen.

Hütet Euch vor jenen, die sagen, daß man um „modern“ zu sein, die neueste Mode in der Musik in Europa und Amerika mitmachen muß. Kulturanthropologen haben schon lange feststellen können, daß die Menschen in den Kolonien dachten, „zivilisiert“ zu sein bedeute, die Lebensweise des Mutterlandes nachzuäffen. Das gab es in „New England“, „New Spain“, „New France“. Und unter den Quislingen Afrikas und Asiens (darunter sind die lokalen Führer zu verstehen, die sich mit ihren neuen europäischen Herrschern gemein machten) konnte man afrikanische Häuptlinge im Zylinder oder polynesische Stammesführer sehen, die in rechteckigen Häusern wohnten. Einige junge Japaner sagten mir „Wir wollen nur modern sein“ worunter sie verstanden, daß jede Mode, die aus

den USA kommt, „modern“ ist. Das Rock-Festival, das vor kurzem in Saigon veranstaltet wurde, repräsentiert nicht die Internationalisierung der Südvietnamesischen Jugend, sondern einfach ihre Amerikanisierung. Und das ist ein Erfolg des US-Imperialismus.

Diese jungen Menschen, die die neuesten amerikanischen Lieder hören wollen, hören nicht einmal die besten Pop-Songs. Sie können nur das hören, was die Industrie auf den Markt wirft. Wie viele Jugendliche außerhalb der Grenzen der USA wissen denn, daß der Spitzenschlager von 1970 weder im Radio gespielt noch im Fernsehen gesendet wurde und auch nicht in der Liste der vierzig Spitzenschlager aufgeführt wurde? Es war eine sarkastische Satire auf den Krieg in Vietnam im Jazzstil. Viele Jahre lang war das ein „underground hit“ und dann tauchte dieser Schlager wieder im Film „Woodstock“ auf. Obgleich er dem Fernsehen nicht bekannt war, kannte ihn fast jeder, der noch nicht 25 Jahre alt war und konnte mit mir, auch wenn ich in Kleinstädten auftrat, in den Refrain einstimmen:

One, two, three, what are we fighting for?
Don't ask me, I don't give a damn;
Next stop is Vietnam . . .

(von Country Joe MacDonald, C. u. a.)

Aber habt Ihr dieses Lied bei Euch gehört? Hier war es ebenso gut bekannt wie „Let it be“ von den Beatles.

Heute kann man beobachten, daß das, was sich vor 50 Jahren in den USA abspielte, heute in der ganzen Welt vor sich geht. Damals war es neu und spektakulär, daß Kultur aus den Großstädten ausstrahlte. Eine glanzvollere, wohlhabendere und daher augenscheinlich auch erfolgreichere Schicht wurde damit vorgestellt. Die Menschen vom Lande reagierten aus Scheu oder Scham damit, daß sie ihre eigene Kultur verkümmern ließen. Ebenso neigen Menschen in vielen Nationen der Welt heute dazu, sich ihrer eigenen Musik ein wenig zu schämen. Sie scheint ihnen rückständig zu sein. Genauso wie die jungen Mädchen früher in den amerikanischen Kleinstädten versuchten mit der Mode Schritt zu halten und nach dem Diktat der jeweiligen Mode die Kleidersäume kurz oder lang umnähten, so versuchen heute die jungen Leute mit der neuesten Pop-Musik Schritt zu halten. Es kann sogar vorkommen, daß direkt vor ihren Augen sich eine gute musikalische Idee entwickelt, aber sie schämen sich, diese aufzunehmen, wenn sie nicht zufällig durch ihre „Führer“ entdeckt wird. In Moskau hörte ich 1969 wie fast jedes Hotelorchester eine alte russische Volksweise spielte.¹

Hätte ich dieses Lied vor fünf Jahren gesungen, als ich durch die UdSSR reiste, so bin ich sicher, daß ich gefragt worden wäre „Warum singen sie denn dieses uralte Lied? Wir kennen es schon seit 1928“. Die Schallplattengesellschaft der

¹ Anmerkung der Redaktion: Es geht um den durch „Mary Hopkins bekannt gewordenen Schlager: „Those were the days, my friend . . .“; es ist die Melodie der russischen Romanze „Dorogoj dlinnoj“.

Beatles hatte aber 1969 aus diesem Lied einen Spitzenschlager gemacht und es war für eine bestimmte Zeit wieder in Mode. Zufälligerweise kenne ich den Verfasser des englischen Textes gut. Er ist Architekturprofessor an der Columbia-Universität. Er hat russische Vorfahren und hat als Hobby jahrelang Lieder in vielen Sprachen gesungen und für sie englisch-sprachliche Texte geschaffen.

Das müßt Ihr erst bedenken, bevor Ihr Eure eigene Musik verachtet, denn wenn sie erst in Vergessenheit geraten ist, dann kann sie bestimmt nicht mehr zum Leben erweckt werden, auch nicht mit Büchern, Platten oder Filmen. Es muß ja nicht die einzige Art von Musik sein, die Ihr mögt, aber sie gehört zu Eurem Erbe. Würdet Ihr denn Euren Namen ändern oder Eure Vorfahren verleugnen, welche Fehler sie auch begangen haben mögen? Und wenn es Euer musikalisches Erbe wert ist, bewahrt zu werden, wer könnte das besser begreifen als Ihr? Es kann sich viel Zartheit in Einfachheit verbergen. Die Iren haben ihre Balladen meistens ohne Begleitung gesungen, ihre Melodien mußten einfach gut sein.

Heute ist die Welt reicher wegen ihrer Vielfalt. Und wenn es in ferner Zukunft nur eine musikalische Sprache geben wird, dann wird diese deshalb reich sein, weil sie das Beste aller anderen Sprachen enthält.

Einige werden einwenden, warum denn diese „Weltmusik“ so schnell wie möglich geschaffen werden soll. Ich wende mich in aller Schärfe gegen die Worte „so schnell wie möglich“, denn sie schaffen eine Vorstellung, die dazu führen kann, daß jeder Musikliebhaber veranlaßt werden kann, die billigste und am leichtesten erreichbare Musik, nämlich die Musik, die in den USA massenhaft produziert wird, zu kaufen. Sie werden zwar Musik hören, aber sie werden nicht selber Musik machen. Sie werden ihre eigene Musik und die Geschichte ihrer Heimat nicht kennenlernen, sie werden nicht auf sie stolz sein können und werden keine Kraft daraus schöpfen.

Ich habe Euch schon darauf aufmerksam gemacht, daß Ihr Eure Musik nicht von der gedruckten Version, von Noten, sondern vom Hören erleben sollt. Ich möchte Euch noch dringend raten: Habt keine Angst davor, zu improvisieren oder zu verändern, denn die Musik soll auch Euch selber und Eure Zuhörer, heute, jetzt repräsentieren, denn ein Lied kann nur partiell der Tradition verhaftet sein. Scheut Euch auch nicht, neue Lieder aus anderen Ländern aufzugreifen und mit alten Traditionen zu verschmelzen. Wenn man die Lieder sozusagen einfriert um sie „rein“ zu erhalten, beraubt man sie ihrer Lebenskraft. Wer weiß, ob nicht eine alte tschechische Melodie wieder mit Leben erfüllt werden kann, wenn sie von einem Banjo begleitet wird? Ein Orchester in Ceylon kann vielleicht entdecken, daß sich eine Zither sehr gut für bestimmte traditionelle Tänze eignet. Panflöten aus Peru können ausgezeichnet zu bestimmten Melodien aus den Bergen Zentralasiens passen. Eine treffende Definition von Unkraut lautet: eine Pflanze, die sich nicht am richtigen Platz befindet — Ihr müßt selber entscheiden, was der richtige Platz ist. Andere Meinungen? Gut!

Und das führt mich zum dritten Grund, weshalb ich mich an Euch wende.

Wenn Ihr wirklich moderne jungen Menschen sein wollt, dann lernt nicht nur von den USA. Holt Euch Anregungen von überall her. Es gibt so viele wunderbare Musikarten in der Welt, die die amerikanische Pop-Musik noch nicht entdeckt hat. Warum könnt Ihr nicht die ersten sein, die sie entdecken? Warum müßt Ihr erst darauf warten, daß sie von den USA erst offiziell anerkannt werden?

Zum Beispiel hat die Chormusik Südafrikas eine der längsten Traditionen und kann sich mit der Chormusik in Nordeuropa, Polynesien und den afro-amerikanischen Kirchen durchaus messen. Kraftvolle Bässe bilden den Hintergrund, ein rhythmisch erfindungsreicher Solist stimmt im Tenor oder Falsett ein.

Die Gamelenorchester auf Java und Bali haben einen ganz einzigartigen Reiz. Am Ende eines Musikstückes verlangsamen sie das Tempo ganz allmählich, aber gleichzeitig erhöhen sie die Anzahl der Noten pro Sekunde.

Wollt Ihr etwa darauf warten, daß etwa die Beatles sie für Euch entdecken und sozusagen erst mit ihrem Gütezeichen versehen?

Laßt uns die Weltkultur auf neue Art bestimmen. Das Erbe der ganzen Welt gehört uns — nicht nur das Erbe Europas — wenn wir nur bereit sind, es aufzunehmen. Die musikliebenden Menschen der Zukunft werden sich die Schätze tausender nationaler Kulturen aneignen. Das schmälert nicht den Ruhm von Bach, Beethoven oder der großen Jazzmusiker. Aber die Musik Amerikas und Europas wird den Platz mit vielen anderen teilen müssen. Ein Bücherregal ist ja auch groß genug, die Romanschriftsteller vieler Länder zu beherbergen.

Das alles gilt auch für die Musik, die Ihr hören wollt. Wenn Ihr selber Musik macht, dann werdet Ihr bald entdecken, daß das Gefühl, Ihr übt eine alte Kunst aus und andere werden von Euch lernen und später weitermachen, einen ganz besonderen Reiz hat. Das gilt auch für die Wiegenlieder, die Ihr nach dem Gehör singt. Die Musik, die Ihr selber schafft, kann zwar, was Ihre Vielfalt anbetrifft, begrenzt sein, aber in dieser Begrenzung kann sie doch wieder vielfältig sein. Ein Mann oder eine Frau können ein ganzes Leben darauf verwenden, die Klangmöglichkeiten eines kleinen Kästchens mit 3 Saiten zu entdecken. Ihr werdet wahrscheinlich zuerst andere Musiker nachahmen, aber später werdet Ihr immer mehr von Eurer eigenen Persönlichkeit in die Musik hineinlegen und das zum Ausdruck bringen, was Ihr mit Worten nicht sagen könnt. Ihr werdet wahrscheinlich ebenso wie wir hier feststellen, daß Ihr die Tradition, neue Lieder über Ereignisse und Probleme der Gegenwart fortsetzen wollt.

Ihr werdet auch in Eurer Heimat bestimmte Formen schaffen, die ermöglichen, daß sich kleine ungezwungene Musikclubs bilden, wie das zum Beispiel in England geschieht. Vor zwanzig Jahren gab es in England eine Art Volksmusik aus Amerika, die „skiffle music“, die sehr populär war. Die englische Jugend entdeckte damals, daß es Volkslieder gab, die es „in sich“ hatten. Bis dahin hatten sie Volksmusik mit den blassen Imitationen, die ihnen die Schule vorgesetzt hat, assoziiert. Jetzt entdecken sie selber, daß es in England auch Volkslieder gibt,

die es „in sich“ haben. Sie kamen zu der Überzeugung, daß diese Lieder am besten in kleinen Gruppen ohne elektrische Verstärker gesungen werden. Heute gibt es über Tausend solcher Volksliedklubs, die sich meistens in einem Raum in der Nähe einer Kneipe treffen, wo man sich die Stimmen mit einem Krug guten englischen Biers geschmeidig halten kann. Kein Klub gleicht dem anderen. Meistens werden sie von 2 oder 3 Laienmusikern aus Lust und Liebe gegründet und das Repertoire entspricht ihrem persönlichen Geschmack. Manchmal singen sie alte, manchmal neue Lieder, oder sie verbinden englische Traditionen des Vortrags mit Liedern, die sie zufällig aus anderen Ländern aufgegriffen haben, aber die Voraussetzung, von der sie ausgehen, ist, daß sie ihre eigene Musik machen. Sie geben auch gar nicht vor, daß sie die Musik von irgendjemand anderem erlernen und vortragen wollen.

Sie sind der Überzeugung, daß es unmodern ist, „in Mode“ zu sein. Sie entdecken einfach die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres Landes und der ganzen Welt und sie machen die Musik so gut sie es können. Ist das nicht genau das, was wir alle tun sollten?

Ihr solltet in Eurer Heimat Eure eigene Musik schaffen und das Beste der alten Musik erhalten. Einige der besten Lieder von Bob Dylan hatten alte irische Balladenmelodien zur Vorlage. Eure Heimat sollte ihre eigenen Bob Dylans her vorbringen.

Plato, Confuzius und andere Philosophen haben der Kunst der Musik große Bedeutung zugemessen. Die katholische Kirche versuchte im Mittelalter alle Arten von Musik, die den Menschen zugänglich war, unter ihre Kontrolle zu bringen. Heute, wo es moderne Massenkommunikationsmittel gibt, wird kein Versuch zur Zensur der Musik Erfolg haben. Deshalb versucht nicht, die Musik aus den USA zu verbieten. Macht die Schlechteste lächerlich. Lernt von der Besten. Wir werden schwer darum ringen müssen, in jedem Land eine solche Musik zu schaffen, die den Menschen in ihrem Leben und ihrem Kampf hilft, und die schließlich den Menschen helfen kann, eine neue, friedliche Welt, die Platz für alle Hautfarben hat, zu schaffen.

Ich danke Euch, daß Ihr das bis zum Ende gelesen habt.

Mit den besten Wünschen

Pete Seeger, Beacon, N. Y., USA

Gespräch mit Rüdiger Stolze

In den populärsten Jugendsendungen des Bayerischen Rundfunks spielen Pop-Musik, Interviews und Reportagen eine wichtige Rolle. In welchem Maße hier die Musik das Wort transportiert, sollte Gegenstand einer Untersuchung sein. Wir wollten zunächst in einem Gespräch mit *Rüdiger Stolze* — einem der Pioniere dieser inzwischen weitverbreiteten Sendereihen des Hörfunks — das Selbstverständnis des Redakteurs, konfrontiert mit Fragen kritischer Hörer, herausfinden. Beteiligt haben sich *Irene Kern*, Büroangestellte, *Armin Cullmann*, Schriftsetzer, *Christine Preiss*, Studentin der Soziologie. Für die Redaktion *kürbiskern* führte das Gespräch *Friedrich Hitzer*.

Hitzer: Fast jeder von uns hört gelegentlich die „Junge Welle“. Wir können jetzt nicht das ganze Programm behandeln, die verschiedenen Themen der Interviews und Reportagen aufzählen und unsere Meinungen im einzelnen fixieren. Uns interessiert vor allem das musikalische Transportmittel — vor allem die Pop-Musik, die bekanntlich den größten Teil einer jeden Sendung ausmacht. Warum hat diese Musik eine so große Wirkung auf Jugendliche?

Stolze: Vielleicht muß man zunächst sagen, daß wir nicht der Abteilung Unterhaltung, sondern der Abteilung Kultur und Erziehung angehören. Ich betrachte auch bestimmte Teile der Popmusik als ein Kultureignis. Nicht nur wegen des künstlerischen Anspruchs, sondern vor allem wegen der Möglichkeiten, sich mithilfe dieser Musik zu artikulieren. Für diejenigen, die sich darüber keine Gedanken machen, legen wir in der Tat diese Musik als eine Art Köder aus. Im wesentlichen sind unseren Sendungen dann die Wortbeiträge doch wichtiger als die Musik. Trotzdem hat aber die Musik, wenn man es richtig versteht, die Funktion, den Hörer zu aktivieren. Sie gestattet es dem Konsumenten, damit etwas eigenes zu machen. Eigentlich ist er gar nicht mehr Konsument, sondern Partner. Ich sehe das etwa so: die motorischen Kräfte, die in dieser Musik stecken, sprechen das motorische Moment im Menschen an — er wird körperlich gelöst und bewegt. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß durch die körperliche Bewegung auch eine Bewegung der anderen menschlichen Bereiche einsetzt. Denken Sie nur an den Tanz! Die Bewegung ist eine Ausdrucksform des Menschen. Früher — unter manchen Stämmen auch heute noch — war der Tanz ein Mittel zur Übertragung von Informationen. Durch die körperliche Bewegung wird auch ein geistiger Ausdruck hervorgerufen. Wenn man es einfach ausdrücken will — mein Geist wird auch ein bißchen mitgeschüttelt. Durch die musikalischen Spannungen werden die inneren Spannungen herausgefordert. Bei einem Blues kann ich mir vorstellen, daß irgendwo innerlich etwas schmilzt, daß da irgend etwas an einem herunterläuft, daß einer die Gänsehaut kriegt. Das ist innere Bewegung — und er wird plötzlich gelöst, wird gesprächsbereit. Auf alle Fälle kontaktbereit. Das heißt, ich lege den Anfang für eine Kommunikation. Jeder muß einmal kommunizieren, nicht unbedingt mit einem Partner, er kann auch mit sich selbst kommunizieren, indem er sich Gedanken macht. Und wenn man sich Gedanken macht, prägt man sich auch indirekt. Man redet nicht mit sich selber: diese Musik unterstützt das Reden mit sich selber. Wenn man es noch einfacher ausdrückt, die Musik unterstützt das Insichgehen. Wenn sich zwei getroffen haben, die auf diese Weise geschmolzen oder geläutert sind, finden sie auch leichter zu einander, leichter eine gemeinsame Basis für ein Gespräch, eine Diskussion, eine Auseinandersetzung. Darin sehe ich den Vorteil die-

ser Musik. Sie ist wie ein Hustenbonbon, das die Verkrampfung löst. Das ist das eine. Zum andern halte ich die Tatsache, daß die Texte englisch sind, einerseits für gut, andererseits für schlecht. Für gut deshalb, weil mich diese Texte nicht stören. Instrumentierung und Text dieser Musik stehen auf einer Ebene. Das ist nicht wie früher beim deutschen Schlager, wo man den Käse zum Bahnhof gerollt hat und der Text vorne dran stand, gesungen von Herrn Heesters oder sonst einem Typ. Bei der Musik, wie wir sie heute erleben, fehlt diese Aussage, sie ist auch nicht vorn dran gestellt, sondern eingebaut in das allgemeine Arrangement. Sie stört mich nicht, sie ist Teil der Instrumentierung, wenn Sie so wollen. Man wird nicht mehr abgelenkt, obwohl einer singt „Baby, I love you“. Weil ich den englischen Text nicht mehr verstehe, kann ich durchaus daran denken, morgen zum Abteilungsleiter zu gehen und ihn um eine Gehaltsaufbesserung zu bitten. Diese Musik gibt die Möglichkeit, sich etwas Neues anzuschaffen, eigene Gedanken, eigene Empfindungen. Negativ daran ist, daß uns die politische und gesellschaftliche Aussage vieler Texte häufig entgeht. In der Masse des Angebots sind die Texte aber so gut vielleicht auch nicht. Aber die Masse des musikalischen Angebots kann mir den Effekt der motorischen Lösung geben.

Cullmann: Ich glaube, Sie überschätzen diese Musik. Nach meinen Erfahrungen müssen dann die Leute, die am Wochenende Steppenwolf hören, zu ähnlichen Resultaten kommen wie Sie gerade anführen. Aber ich stelle etwas ganz anderes fest. Die hören sich das an, meine Kollegen — und es löst nichts aus, es löst sich auch nichts auf. Da kommt der Kollege zu mir — auch wenn der ästhetische Genuss schön ist — und sagt: zwei Tage Steppenwolf und jetzt stehe ich wieder da und weiß nicht weiter. Ich finde nicht einmal ein auslösendes Moment. Man kann vielleicht gewisse Stimmungen kanalisiieren; etwa damit, daß man sagt, ja so schlimm ist das ja gar nicht, was mir geschieht, was in der Welt passiert. Natürlich macht das Spaß, aber sie flüchten sich mit der Musik in irgendeine Ecke rein. Und das wäre das Gegenteil von dem, was Sie sagen.

Stolze: Ich geben Ihnen Recht, daß darin viel Wahrheit steckt. Diese Musik kann Leuten dienen, ihre Gefühle zu kanalisieren, sich bloß auszutoben. Aber diese Rock-Musik kann doch keine Lösungen anbieten, wenn sich jemand in irgendeine Ecke flüchtet, dann hat ihn nicht die Musik dorthin getrieben, vielmehr sind es seine persönlichen Verhältnisse. Vielleicht erkennt er dann in seiner Ecke, wie ungut seine Situation unter der Woche ist. Vielleicht kommt er dann gestärkt aus seinem Refugium hervor mit dem Willen, seine Situation nun durch eigene Initiative umzugestalten.

Hitzer: Das läuft doch aber auf die fatale Bestimmung von Freiheit hinaus: du kannst machen, was du willst. Und wer nicht will, ist selbst schuld. Du kannst glücklich und erfolgreich werden oder vor die Hunde gehen. Dem einen hilft die Musik, den andern behindert sie — sich selbst zu verwirklichen.

Cullmann: Sie haben insofern Recht, daß der Einzelne nachdenken kann, der andere vom Denken abgehalten wird. Aber es ist eben immer nur der Einzelne. Aber das wird dem Einzelnen durch die Musik allein nicht begreiflich gemacht, daß es das Problem, die Bedürfnisse einer ganzen Gruppe, der Klasse ist, der er angehört. Die zweite Gefahr sehe ich darin, daß sie den Inhalt nicht richtig bestimmen. Sie haben gesagt, das ist progressiv, aus den und den Gründen, das glaubt man dann und fühlt sich frei. Vor kurzem war ich mit einem Kollegen im Jazzkeller. Es war laut und doch nett, und ich fragte ihn, wie bist du da reingekommen? Sagt der, ich war bei der Bundeswehr, und da hat mich am Wochenende ein Freund mitgenommen. Bis Sonntag um 24 Uhr war ich da. Gegenüber der Bundeswehr war das für mich Freiheit. Das ist natürlich genau der Punkt, der nicht ausreicht: daß mit der Musik allein die Freiheit da ist. Das alte Lied, wie im Betrieb: Samstag-Sonntag den Steppenwolf für ein paar Stunden Freiheit, am Montag wieder Bundeswehr oder ohne Mitbestimmung im Betrieb.

Stolze: Ich würde sagen, es ist doch ein bißchen mehr gewonnen, wenn ich ihm wenig-

stens in seiner Freizeit ein gewisses Maß oder Gefühl an Freiheit gebe. Außerdem mögen Sie Recht haben, daß diese Musik in Ihrem Inhalt nicht das bringt, wenigstens für uns Deutsche, was vielleicht in manchen Stücken enthalten ist. Sie werden aber sofort einen Aufstand haben, wenn Sie die Leute von Ihrem Bedürfnis nach Unterhaltung abbringen wollen. Das können Sie machen, wenn Sie einen Privatsender haben. In einer öffentlich-rechtlichen Anstalt müssen wir auch die Unterhaltung berücksichtigen.

Preiss: Ich bin ja für Unterhaltung, bin für gute Musik. Ich sehe aber nicht ein, warum man sagt, hier lernst du und da kannst du dich unterhalten. Warum kann man Unterhaltung nicht mit Lernen verbinden? Warum die Trennung zwischen Freizeit und Beruf, die von den Verhältnissen vorgegeben wird und ständig kategorisiert und reproduziert wird? So daß die Leute tatsächlich sagen: am Freitagabend bin ich endlich raus aus der Mühle, jetzt werde ich mal auf den Putz hauen. Dann glaubt man schließlich, hier sei man König, dabei ist dieser König doch schon auch in seiner Freizeit verplant. Was nicht heißt, daß er dort Initiativen entwickeln kann — zur Befreiung von der Verplanung. Was er nur mit andern, organisiert, machen kann. Verstehen Sie mich nicht falsch: wir haben ein Recht auf Vergnügen, auf mehr Vergnügen, aber ein Vergnügen, das uns am Montag nicht das Gefühl bringt — jetzt geht die ganze Scheiße wieder von vorn an.

Stolze: Wenn man es umdreht, kann man sagen, die Leute sind am Montag noch unzufriedener, wenn man sie am Wochenende auf kritische Inhalte bringt ...

Preiss: ... sie sollen ja zunächst unzufrieden sein. Das ist doch der erste Ansatz zur Überlegung, was man dagegen unternehmen kann.

Stolze: Ich kann das nicht beurteilen, ob sie dann kämpfen werden. Ich glaube, der Zwang ist so stark, daß der daraus entstehende Kampf sehr schnell wieder erlahmt. Dazu gehören doch Organisation und Erfolge, auch im eigenen Bereich. Mir ist für einen jungen Menschen wichtiger, wenn er am Samstag und Sonntag Erfolge — persönliche Erfolge hat. Und wenn es auch nur so ist, daß sich sein psychologischer Husten gelöst hat. Vielleicht passiert es dem, daß nebenan auch einer hustet. Dann husten sie in Resonanz. Und daraus entsteht vielleicht eine Kommunikation. Ich sehe nur diese eine Möglichkeit. Ich sehe auch die andere, daß sie über Inhalte aufgeklärt werden. Das würde aber voraussetzen, daß sie einen Drang dazu haben, über diese Inhalte miteinander zu reden. Das ist viel schwieriger als der Weg über die Emotionen, die abreaktieren oder ausgebaut werden.

Kern: Das kommt mir so vor wie die Geschichte vom Löwen im Käfig. Man macht das Gatter auf, der Löwe freut sich, saust raus — merkt aber zu spät, das ganze ist ja nur der Auslauf. Und so kommt mir das mit der Popkultur vor. Da darf rausgerannt werden, am Freitagabend, und am Montag muß er wieder in den Käfig rein und eine Woche lang drin bleiben. Wenn es ihm paßt, wenn er Zeit und Geld hat, kann er auch zwischen durch seinen Auslauf machen.

Hitzer: Herr Stolze, im Prinzip stellen Sie ja nicht in Frage, daß kritische Information — Sie sagen sogar Organisation und Erfolge — für den Kampf notwendig sind. Sie bezweifeln jedoch, daß Jugendliche ein Interesse dafür haben. Und so benennen Sie lediglich Argumente, die aus der ganzen Sache — Unterhaltung, Information, Arbeitsplatz — einen nicht zu durchbrechenden Teufelskreis machen. Sagen dann, es geht nicht, lieber ein wenig Trost in der Freizeit, als das Bewußtsein von der Not in dieser Gesellschaft, der Notwendigkeit, die Verhältnisse zu ändern. Und hier spielt eben ein Medium, das zum Teil Ersatzbefriedigung anbietet, die Rolle der Versöhnung. Allein kann die Musik nichts ändern, aber eine Musik, die dazu benutzt wird, Menschen daran zu hindern, aktiv zu werden, verschafft sogar auf lange Sicht Unlust, Resignation, Stumpfsinn, gegenüber dem, was unterhalten soll. Was bei Ihren Argumenten überhaupt fehlt, ist die Perspektive, ja sogar der Ansatz, den Alltag mit bzw. durch die Musik mit begreiflich zu machen.

Stolze: Ich sehe nicht ganz, wie Sie eine logische Verbindung zwischen Musik und Arbeitsplatz schaffen ...

Hitzer: In amerikanischen Büros wird diese Logik praktiziert — zum Nutzen des Kapitals. Ich meine, die Logik kann zum Nutzen der Arbeiter und Angestellten usw. angewandt werden.

Preiss: Ihre Definition von Musik — wir meinen ja hier vor allem Pop-Musik — beschränkt sich eben darauf, Unterhaltung einseitig zu sehen — eine Art Massage für die Freizeit. Mir ist zum Beispiel nicht einsichtig, warum man keine deutschen Lieder bringen kann.

Stolze: Weil es keine gibt. Weil die Probleme am Arbeitsplatz jedenfalls durch Schlager — Im Winter ist die Liebe schön, O wie schön, wolln wir mal nach Teneriffa gehn — noch mehr verdeckt sind.

Preiss: Da haben Sie recht, aber die meine ich nicht. Es gibt Lieder politischen Inhalts, die hautnah Aktionen, Ereignisse besingen — Mietdemonstrationen, Vietnamsolidarität, Angela Davis — die große Teile der Jugend ansprechen.

Kern: Ich hab mal im Betrieb einer 15jährigen Kollegin eine Degenhardt-Platte geliehen, war mir gar nicht sicher, ob ihr das gefallen wird. Dann hat sie gesagt, wann kommt denn die nächste Platte von Degenhardt, die war klasse. Ich war platt und bin davon überzeugt, daß man mehr bringen könnte.

Stolze: Ja, wenn Sie auf mehr als acht kommen, dann gratuliere ich Ihnen.

Cullmann: Das ist schon etwas. Im übrigen haben sich die wenigen im politischen Kampf durchgesetzt. Man kann ja nicht sagen, daß sie von den öffentlich-rechtlichen Anstalten gefördert werden. Im Gegenteil. Ich bin davon überzeugt, daß gerade unter jungen Arbeitern sehr viele Bedürfnisse nach einer Unterhaltung schlummern, die nicht vorübergehend beruhigt oder aufregt, sondern echt befreien hilft. Da liegt ja auch die Ursache, warum große Konzerne gerade für Massen der jungen Arbeiter und Angestellten ein Riesenangebot von Pop-Musik bringen, das als progressiv verkauft wird.

Stolze: Ich habe schon des öfteren gesagt, daß für die Arbeiterjugend zu wenig gemacht wird, was sie direkt anspricht. Aber das kommt auch daher, daß sich nur wenige — so wie Sie — dafür interessieren. Die Masse ist ziemlich unbeteiligt.

Cullmann: Das kommt aber nicht von ungefähr. Wir sind ja auch nicht in die Schulen gegangen, wo man uns klassenbewußt erzogen hat. Und wir wollen eben mit den Anfängen, die da sind, weiter. Wir resignieren nicht, wenn Millionen Jugendliche noch unbeteiligt sind. Sie werden sich eines Tages beteiligen. Und wir kämpfen für unser Recht, unsere Interessen — auch in der Unterhaltung, nicht vereinzelt, sondern organisiert.

André Rebstock

„Pop-Mu\$ik“ oder populäre Musik?

Was braucht die Arbeiterjugend?

Die demokratischen und sozialistischen Jugendorganisationen konnten in den letzten Jahren ihre politischen Aktionen vervielfachen und ihre Stärke beweisen. Die kulturelle Arbeit in Jugendgruppen, auf Veranstaltungen und Aktionen nahm zu. Beatgruppen spielten für die Gewerkschaftsjugend und für die SDJA, und Jugendgruppen benutzen Pop-Musik, um für ihre Arbeit zu werben.

Die Jugendlichen sind aber auch in der Freizeit ständig von Pop-Musik umgeben. Ob sie nun Platten kaufen, nur das Radio anstellen oder Diskotheken und Konzerte besuchen. Für viele junge Mitglieder der demokratischen Jugendorganisationen spielt Beat und Rock die wesentliche Rolle in der Freizeitgestaltung.

Die Jugendorganisationen sehen die Bedeutung der Pop-Musik und versuchen, mit ihr zu arbeiten. Allerdings blieb die kulturpolitische Diskussion und Analyse der Pop-Musik weitgehend aus. Viele waren mit Recht skeptisch gegenüber dem schwer durchschaubaren Show-Wirrwarr um die Pop-Musik. Sie waren unsicher und lehnten deshalb die imperialistische Pop-Kultur absolut ab. Andere überwanden die Skepsis, weil sie nicht auf das am meisten verbreitete Mittel verzichten wollten, Jugendliche anzusprechen. Denn die große Mehrheit der unorganisierten Jugendlichen sieht in der Pop-Musik einen Ausdruck ihres Selbstverständnisses, ihrer Probleme und auch ihres gefühlsmäßigen Protestes. Es geht darum, die Situation der arbeitenden Jugend, ihre Probleme in Schule und Betrieb, ihre Gefühle und Wünsche mit künstlerischen Mitteln auszudrücken, die in der Jugend am meisten verbreitet sind. Wir brauchen im Kampf für unsere jugendpolitischen Ziele alle künstlerischen Mittel, die verständlich sind und die die Wirklichkeit darstellen können. Wir brauchen die alten Arbeiterlieder und das internationale politische Lied genauso wie aktuelle Weiterentwicklungen und neue Versuche der Agitation mit den fortschrittlichen Mitteln der afro-amerikanischen Musik.

Nicht gegen die Einbeziehung guter Beat-Gruppen und nicht gegen Beat in der Freizeit soll hier gesprochen werden, es geht um den Inhalt. Es geht um das Bewußtsein über Charakter und Inhalt des Beat, um Qualitätskriterien und die Fähigkeit zu kritischer Reflexion über die Pop-Musik. Es geht darum, dieses umfassendste Mittel der Beeinflussung von Gefühlen und Gedanken in den politischen Kampf einzubeziehen, in dem eine populäre Musik mit fortschrittlichem, klassenbezogenem Charakter entwickelt wird. Wir sind weder gegen Gefühle noch gegen ihre Beeinflussung. Wir bejahren Gefühle, soweit sie Ausdruck der solidarischen Gemeinschaft im Kampf um gemeinsame Ziele sind, soweit sie die Pervertierung zentraler menschlicher Bedürfnisse durch den Imperialismus nicht vertiefen, sondern bewußt machen und die Alternative humanistischer Leitbilder, Moral und den Optimismus gesellschaftsverändernder Kraft aufweisen. Uns geht es um diesen klassenmäßigen Charakter der Erziehung auch im Bereich der Empfindung, auch durch die fortschrittlichen Teile der Pop-Musik, durch Blues und Jazz.

Die zentrale jugendpolitische Bedeutung einer Analyse der Pop-Musik und der damit zusammenhängenden Jugendbewegung kann man an wenigen Zahlen einer „Bravo“-Leseranalyse erkennen: „Bravo“ hat eine Druckauflage von 1,1 Mio. Expl. Ihre Leser gehören zu 45 Prozent einer Altersklasse zwischen 14 und 19 Jahren an. Der Beruf ihrer Ernährer bzw. ihr Beruf ist: Facharbeiter 26 Prozent, sonstige Arbeiter 25 Prozent, untere Beamte und Angestellte 31 Prozent. Radio-, Schallplatten- und Tonband-Hören

steht bei 70 Prozent aller Jugendlichen an erster Stelle der Freizeitinteressen, danach folgt Fernsehen (57 Prozent) und Tanzen (53 Prozent). Vom eigenen Geld kaufen sich 42 Prozent Schallplatten, der jährliche Haushalt aller Jugendlichen zwischen 14 und 24 betrug 1966 20 Milliarden DM, heute entsprechend mehr. Von sich und ihren Freunden sagen 51 Prozent, daß sie über Beatmusik Bescheid wissen, 54 Prozent kennen die modernen Tänze und 30 Prozent verfolgen die politischen Nachrichten.

Wir sehen schon an diesen wenigen Zahlen, wie wichtig eine genauere Untersuchung der Pop-Musik ist. Undifferenzierte Bejahrung oder Ablehnung helfen uns nicht weiter.

Was ist Pop-Musik?

Der Begriff „Pop-Musik“ ist eine geschickte Erfindung der Schallplatten-Industrie. Denn er verschleiert die prinzipiellen Gegensätze zwischen verschiedenen Musikformen, die alle in den großen Topf „Pop-Musik“ geworfen werden. Die Show-Industrie vertuscht so die Unterschiede zwischen manipulativen Frank Sinatra-Schlagnern und sozialkritischem Blues, zwischen vitalem, fröhlichem Soul-Rock und „Liebe-Triebe“-Hits der Bee Gees. Mit Begriffen wie „Pop-Musik“, „Underground“ und „progressive Rock“ erreicht die Industrie, ihrem Profitstreben und der Beeinflussung der Jugend ein progressives Image zu geben. Sie tut so, als hätten die Kulturmonopole selbst die vielfältigen Richtungen der Pop-Musik hervorgebracht und täuscht der Jugend vor, in ihrem Interesse zu handeln. Sie hat ein riesiges Netz von Agenturen, Managements und Pop-Zeitschriften aufgebaut, mit dem sie die Jugend systematisch einfängt, die Musiker vertraglich verpflichtet und ideologisch dirigiert.

Wenn wir also Pop-Musik erklären wollen, müssen wir zuerst von einem riesigen Diebstahl sprechen. Denn die entscheidenden Einflüsse auf die Pop-Musik kamen von den Farbigen in Amerika, von ihrem sozialkritischen Blues, Jazz und Spiritual. Diebstahl deshalb, weil den Schallplatten-Konzernen nicht an den Inhalten der volksverbundenen Musikformen, sondern allein an der intensiven, mitreißenden Musik gelegen war. Also kauften sie sich Musiker und ließen dann zum Beispiel Elvis Presley und Bill Haley kastrierte Rhythm & Blues-Stücke doppelt so laut und halb so gut singen. Und schon war der Rock'n Roll „erfunden“: Geklaut, beschnitten und zu Dollars gemacht. Warum brachte der Rock'n Roll Milliarden ein? Weil der Blues besonders unter der farbigen Bevölkerung große Popularität besitzt, volksverbunden ist, und die Probleme des arbeitenden Volkes behandelt. Deshalb konnte der Rock — durch Starkult und Werbetrommel aufgepopt — überhaupt zur Profitquelle werden. Nicht nur der Musik der Farbigen erging es so. Die Kulturmonopole machten jede populäre Volkskunst zur Ware, nahmen ihr, soweit sie konnten, den fortschrittlichen Klassencharakter und benutzten das verstümmelte Ergebnis als zugkräftiges Integrationsmittel für die kritische Jugend.

Die Elemente fortschrittlicher Volkskunst in der Pop-Musik

Blues, Jazz und Spirituals entstanden durch die Vermengung der westafrikanischen Folklore mit europäischer Musiktradition und Instrumenten, nachdem die Negerklaven nach Amerika verschleppt worden waren. Die Sklaven waren gezwungen, ihre besondere, von den Weißen nicht verstandene Kultur als hauptsächliches Ausdrucksmittel ihres Widerstandes und ihrer Solidarität zu entwickeln. Denn fast alle Formen der klassenmäßigen Verständigung wurden unterdrückt. Die Inhalte des echten Blues waren und sind immer mit dem täglichen Leben und sozialkritischer Behandlung der Wirklichkeit verbunden. Blues wurde zu allen Anlässen gesungen, zur Arbeit (Worksongs), im Gefängnis (Chain Gang-Songs), in Kneipen und bei Beerdigungen. Der Jazz verwendete gegenüber Blues und Spirituals weniger Texte und legte das Schwergewicht auf den musikalischen Ausdruck. Spirituals und die aus ihnen entwickelten Gospels gingen zwar inhaltlich immer von der sozialen Situation der Farbigen aus und waren Ausdruck des

Freiheitswillens, aber die Alternative wurde oft nur in der Religion und die Erlösung im Himmel gesucht. Der Blues entwickelte sich aus zur Arbeit gesungenen Liedern zur Volkskunst. Er blieb bis heute ein wichtiges solidarisierendes Verständigungsmittel. Blues und Jazz sind eng verknüpft mit dem Klassenkampf des farbigen und weißen Proletariats, anfangs gegen die Sklavenhalter, heute gegen Rassendiskriminierung und Ausbeutung.

Die afro-amerikanischen Musikformen bestehen aus sehr rythmischer, vielfältiger synkopierter Musik, deren Melodieführung ungeübte europäische Hörer oft als scheinbar unrein und als unschön empfinden. Diese vermeintliche Unreinheit ist durch die zum Teil fehlende Deckungsgleichheit von europäischer und afrikanischer Tonleiter verursacht. Die enge Verbindung zum Leben der Menschen und die Beschreibung der Lebensbedingungen in einer Sprache, die die weißen Unterdrücker nicht verstehen konnten, begründen die solidarische Verbundenheit zwischen Musiker und Hörer. Sie sind der Grund für die Volkstümlichkeit der Musik und für die begeisterte Aktivität der Hörer, die oft fälschlich als Extase wirkt. Das Wesen dieser Musik, der Freiheitsdrang, zeigt sich auch in den musikalischen Formen. Im modernen Jazz findet man die bewußte Verbindung mit der afrikanischen Folklore, um damit das jahrhunderte lange Unrecht, das besonders dem farbigen Teil der amerikanischen Arbeiterklasse angetan wurde, zu symbolisieren. Der Freiheitsdrang findet seine musikalische Entsprechung in der gefühlbetonten Improvisation eines Themas. Die Musiker korrespondieren ständig miteinander. Das erfordert eine besonders einfühlsame Kollektivität. Diese Kollektivität ist Ausdruck des gesellschaftlichen Charakters des Jazz und Blues. Hier ist eine Gleichberechtigung der Musiker entstanden, durch die ein weiter Bereich individueller Einflussnahme und gefühlsmäßiger Ausdrucksmöglichkeiten offensteht. Das sind im Vergleich zur „klassisch“ komponierten Musik ganz neue Formen, die neue musikalische Produktivität und Vielfalt hervorbringen.

Schon Ende des letzten Jahrhunderts waren Blues und Jazz keine rein „farbige“ Musik mehr. Es gab viele weiße Folklore-Gruppen (Minstrel-Singers), die den Blues aufgriffen, und es entstanden zunehmend weiße Jazz-Gruppen (Dixieland-Jazz), die dazu beitragen, Blues und Jazz zu einer Musik der gesamten Arbeiterklasse zu machen. Blues und Jazz sind also keine abgesonderte, isolierte Musik der Farbigen allein, sondern sie haben in den USA fast alle Musikformen stark beeinflusst und sind in Europa als neue Formen neben die traditionell orientierte Musik getreten.

Der Blues, solange er hauptsächlich Musik der Farbigen war, bestand aus dem Folkblues des ländlichen Proletariats, dem städtischen Blues der Slums und Gettos, der sich zum Rhythm & Blues entwickelte. Memphis Slim, Muddy Waters, Otis Span, Willy Dixon und John Lee Hooker sind hervorragende Vertreter dieser Stile. In Europa fand der Blues Eingang in viele Skifflegruppen und Dixieland-Jazzbands.

Daß der sozialkritische Gehalt des Blues auch in Europa erhalten blieb, beweisen die vielen Gruppen der Ostermarschbewegung und einige Songgruppen. Sie übersetzten Blues und Spirituals und schufen neue Lieder, die sich unmittelbar an den Blues anlehnen. Blues und Jazz sind keine Rassen-, sondern Klassenmusik, selbst wenn viele Ausnahmen diese Regel nicht immer bestätigen. Viele weiße Blues-Interpreten und auch Rock-Musiker der Pop-Musik beweisen, daß die These, nur Farbige „hätten den Blues“ und könnten ihn überzeugend interpretieren, grundfalsch ist. Im Endeffekt führt sie zu einer sektiererischen Ablehnung der gesamten Musik. Daß der Blues andererseits besonders von weißen Musikern kommerzialisiert wurde, veranschaulicht nur die Profit- und Integrationsstrategie der Monopole, jedoch nicht, daß weiße Musiker den Blues nicht ebenfalls übernehmen und überzeugend empfinden könnten.

Ein Beispiel für den direkten Einfluß des Blues auf die Beatgruppen ist das unter Beat „Fans“ legendäre Konzert des farbigen Sängers und Mundharmonikaspielers Sonny Boy

Williamson zusammen mit der englischen Rock-Gruppe „The Yardbirds“. Die mitgeschnittene LP ist dafür der Beweis. Andere hervorragende Bluesinterpreten weißer Hautfarbe sind Julie Driscoll, Johnny Winter, Alexis Korner und John Hammond. Sie zeigen, daß das Wesen des Blues, der gefühlbetonte, sinnliche Ausdruck der sozialen Situation der einfachen Musiker und ihrer Klasse in Musik und Text der volksverbundenen Elemente der Pop-Musik fortbesteht.

Natürlich ist der ursprüngliche Blues und Jazz nicht das einzige fortschrittliche und klassenbezogene Element, das in die Pop-Musik integriert wurde. Die Folklore-Bewegung beispielsweise war mit einer breiten demokratischen Jugendbewegung verbunden. Sie fand auch in Europa ihren Niederschlag in der Entstehung vieler politisch engagierter Gruppen. Hervorragende Initiatoren waren Pete Seeger, Tom Paxton, Joan Baez und Bob Dylan, der besonders die Elemente des Blues in Text und Musik einbezog. Die Integration dieser Bewegung wurde jedoch leicht erreicht, denn die Inhalte der meisten Lieder waren kaum mehr als verschwommen pazifistisch. Viele Folklore-Gruppen sangen später nur noch banale Hits und schwammen auf der Welle ihres früheren Erfolges (The Seekers, City Preachers, Donovan und Bob Dylan).

Integration der Volksmusik durch die Monopole

Die internationalen Kultur-Monopole entwickelten nach dem ersten Weltkrieg Schallplatte, Grammophon und das Radio. Damit hatte sich der Imperialismus die bis dahin umfassendsten Beeinflussungsmittel dienbar gemacht. Das war die Grundlage für die Entwicklung einer imperialistischen Massenkultur, wie wir sie heute in Form von Grossenromanen, Comics, Bild-Zeitung, Pop-Musik und Fernsehkrimis kennen.

Pop-Musik steht dabei am Ende der systematischen Integration und Verflachung volksverbundener nationaler Musikformen. Jazz und Blues wurden bereits in den 20 Jahren kommerzialisiert und als Tanzmusik populär gemacht. Besonders gegen Ende der Swing-Jazz-Ära entstanden große Orchester, die unter dem Anspruch, das Wesen des Jazz fortzuführen, inhaltslose Sound-Klischees produzierten (z. B. Glen Miller, später Benny Goodman und andere). Das betraf aber nur einen Teil der vielfältigen Richtungen und Strömungen, nie die gesamte Musik. Da der Jazz ursprünglich eine vom arbeitenden Volk geschaffene und getragene Musik war, die in allen Lebenssituationen gespielt wurde, konnte in ihm keine Trennung von „ernster“ und unterhaltender Funktion vorhanden sein: Jazz und Blues waren im besten Sinne Gebrauchsmusik. Die bürgerliche Unterhaltungsmusik hat jedoch diese positive Verbindung von Inhaltsvermittlung und Unterhaltungsfunktion des Jazz zerstört. Sie hat die Formen und Mittel des Jazz „kulinarisch“ aufbereitet, sie nicht ihrem inhaltlichen Ausdruck entsprechend verwendet, sondern zu Formenspielereien und Sound-Effekten sterilisiert. Die für die bürgerliche Kultur typische Trennung zwischen unterhaltenden und inhaltsvermittelnden Kulturerzeugnissen wurde damit auch auf den Jazz übertragen.

Die Verstümmelung des Jazz zur reinen Unterhaltung kann man anhand vieler berühmter Kompositionen verfolgen, die von Unterhaltungssorkestern nachgespielt werden. Stücke wie der „One o' clock jump“ von Count Basie, „Better git hit in your soul“ von Charles Mingus und viele Kompositionen z. B. von Charlie Parker zeigen das deutlich. Auf Pop-Ebene geschieht genau das Gleiche: Die Rolling Stones haben „Youth to you“ von Willy Dixon und andere Blues nachgespielt — allerdings nicht nachempfunden. Die Alan Price Set versuchte sich an dem bekannten Blues „Going down slow“, das Ergebnis war eine verzuckerte, melancholische Selbstmord-Vision, die dem ursprünglichen Ausdruck nicht gerecht wurde und statt dessen das alte Vorurteil, Blues sei sentimental und traurig, unterstützte. Tony Joe White erreicht zwar eine starke Ausdruckskraft in seinen Stücken, kopiert aber ständig John Lee Hooker und hat sich vom sozialkritischen Inhalt des Blues weit entfernt.

Integration ist nicht die einzige Methode der Massen-Beeinflussung. Indem die Kulturmonopole volksverbundenes Kulturgut verflachen und zu reiner Unterhaltung machen, verändern sie den Klassencharakter dieser ursprünglich fortschrittlichen Elemente. Die realistische Wirklichkeitsschilderung im Blues wird dann als mystischer Weltschmerz und Melancholie verkauft. Eine Polydor-Anzeige zeigt das: „Blues ist Dämmerung oder Sonnenauftgang“. „Jeder Tag hat seine blaue Stunde. Und die gehört dem Blues.“ Gleichzeitig produzieren die Konzerne massenhaft Heintjes, Freddies, und Roy Blacks, in England und den USA Tom Jones, Elvis Presley, Barry Gibb und Frank Sinatra. Sie lassen fest angestellte Komponisten korbweise Seelenmusik schreiben, sie manipulieren und vereinzen die Hörer und verbreiten reaktionäre, idealistische Durchhalte-Ideologien. Sie suggerieren einem großen Teil der Bevölkerung, daß das „Schicksal“ unveränderbar sei, alles nicht so schlimm sei und besser werde — sie müßten nur Vertrauen haben. Wir bezeichnen den fortschrittlichen, volksverbundenen und sozialkritischen Gehalt des Blues und Jazz als das Wesen dieser Musik.

Wir sehen gleichzeitig, wie verflacht, inhaltlos oder sogar desorientierend die Inhalte und Formen des größten Teils der Pop-Musik sind. Das ist die Erscheinungsweise unter den Bedingungen der Monopolherrschaft, weil die Monopole die Musiker abhängig machen und von ihrer Klasse entfremden, indem sie sie vereinzen und zu Stars aufbauen. Hier erscheint uns die Pop-Musik als manipulative imperialistische Massenkultur, denn sie dient den Kulturmonopolen dazu, die Jugend von kritischen Gedanken und solidarischer Aktion abzuhalten.

Das heißt aber nicht, daß diese Musik nicht der Arbeiterjugend in ihrem Kampf dienen könnte. Wir wissen, daß viele Elemente der Pop-Musik ursprünglich klassenbezogen waren und teilweise noch sind. Wir lehnen deshalb nur die Teile der Pop-Musik ab, die den Zielen der Monopole dienen, die Illusionen verbreiten, die die Jugendlichen zum Haschrausch verleiten statt zur bewußten Aktion, die manipulieren und reaktionäre Ideologien aller Schattierungen vermitteln. Die Kulturmonopole haben es jedoch nie geschafft, die kritischen Inhalte ganz aus der Pop-Musik zu verbannen, geschweige denn, den ursprünglichen Blues und Jazz zu zerstören.

Blues und Jazz wurden bisher als rein amerikanische Musikformen behandelt. Weshalb sind sie für uns wichtig?

Internationale Verbreitung der afro-amerikanischen Musik

Der Einfluß des Blues und Jazz auf alle Bereiche neuer Musik — von der sogenannten ernsten bis zur Tanz- und Unterhaltungsmusik — ist an vielen Details nachweisbar. Der Charleston der 20er Jahre ist in Rhythmus, Tongebung und in der besonderen Funktion des Pianos auf den Ragtimestil, einer Vorform des New-Orleans-Jazz, zurückzuführen. Die imperialistischen Massenmedien-Konzerne verbreiteten den verflachten Swing-Jazz international und später auch andere Formen der afro-amerikanischen Musik. Einflüsse des Jazz lassen sich — besonders, seit die Kompositionen von W. C. Handy und Gershwin in aller Welt gespielt wurden, und seit das Musical verbreitet wurde, auch in der Musik von Eisler, Weill und Dessau wiederfinden. Die Unterhaltungsmusik auch der sozialistischen Länder griff die Form der Improvisation und die komplexen Rhythmen und Harmonien des moderneren Jazz auf. In den sozialistischen Ländern wird der Jazz gleichberechtigt neben anderen Formen und Stilen der Musik gefördert.

Der volksverbundene, fortschrittliche Charakter des Jazz ging seit der Swing-Ära in einigen neueren Strömungen zugunsten formalistischer Spielereien verloren. Eine Reihe von Musikern degradierte den Jazz zu ästhetisierender Artistik oder anarchischem „Free“-Jazz und auch im Jazz findet man bei dem Musiker Sun Ra religiöse Mystik. Diese Entwicklung vollzog sich mit der zunehmenden Kommerzialisierung des Jazz. Einige farbige Musiker wollten sich an die Welt der Weißen anpassen und ließen sich

kompromittieren, andere weiße, dem Bürgertum entstammende Musiker brachten elitäre und snobistische Tendenzen in den Jazz ein. Ähnliches kann man auch in der Pop-Musik beobachten. Gerade in der neueren Entwicklung des Jazz ist jedoch eine deutliche Entwicklung zum ursprünglichen Klassencharakter, zum sozialkritischen kämpferischen Inhalt zu bemerken. Beispiele hiefür — und zugleich Beispiele für die enge Beziehung zwischen Blues und Jazz — sind folgende Musiker: Max Roach und Abbey Lincoln („Freedom now Suite“), Charles Mingus („Freedom“), Billie Holiday („Strange Fruit“), John Coltrane („Alabama“) und andere. Bei Eddie Gale („Eddie Gale's Ghetto Music“) drückt sich das Bewußtsein über den historischen Ursprung des Jazz in der Einbeziehung des traditionellen Frage- und Antwort-Spiels, des Chorgesangs und gerufenem oder gesungenem Text aus.

Der Rock'n Roll hatte durch den großen Popularitäts- sprich: Profit-Erfolg den Anstoß gegeben, daß wie in den USA auch in Europa eine speziell auf die Jugend ausgerichtete Musik massenhaft und planmäßig produziert wurde. Das „Material“ dazu lieferten die vielen Skiffle-, Blues- und Dixieland-Jazz-Gruppen, die die afro-amerikanische Musik übernommen und mit Elementen der nationalen Folklore und Unterhaltungsmusik verbunden hatten. Sie boten der Show-Industrie eine willkommene Vielfalt von Stilrichtungen — von ausdrucksstarker Weiterentwicklung, aber auch banalem Kitsch — die es ihr ermöglichen, einen riesigen Pop-Markt aus dem Boden zu stampfen, der Jugend das Geld aus der Tasche zu ziehen und eine ganz neue Profitquelle zu erschließen. Auch in Europa war der Blues und Jazz unter der Jugend verbreitet, weil die mitreißende Rhythmis — durch Tourneen bekannter Musiker verbreitet — sofort Anklang fand und aufgegriffen wurde.

In der neueren Entwicklung der Pop-Musik zeigen sich Tendenzen zur Mystik und einer sektenhaften Religiösität. Als Reaktion auf die dem System gefährlich gewordene Protestsong-Welle wurden in Auftragsarbeit die Rock-Opern „Jesus Christ-Superstar“ und „Hair“ geschrieben. Kommerzielle Spirituals wurden künstlich populär gemacht, nachdem die Kultur-Konzerne gemerkt hatten, daß man mit ihnen sowohl Profit machen als auch reaktionäre Ideologie verbreiten konnte. Es wurden Hits wie „Oh happy Day“ in die Hitparaden lanciert und Gruppen mit einigen Vorzeige-Farbigen gegründet (Les Humphrie-Singers und andere Gruppen). Mit dem „Song of Joy“ betreibt die imperialistische Massenkultur-Industrie sogar die Zerstörung des fortschrittlichen bürgerlichen Kulturerbes.

Das Thema Liebe — aufgrund seiner Assoziationskraft so unerschöpflich — wird in allen Varianten besungen: Liebe ist entweder das einzige Lebensziel oder das Allheilmittel jeden Übels. Einmal wird sie mit Prostitution verwechselt („Sex-Machine“ von James Brown), dann wieder zum idealistisch verklärten siebten Himmel aufgebaut. Immer jedoch dienen die Hymnen auf die Liebe dazu, die Illusion einer heilen Welt vorzutäuschen. Neuerdings ist Liebe zum Klassenkampfersatz („... befreie Dich erstmals selbst...“) und zur Pseudo-Emanzipation in Form der „freien“ Liebe geworden.

Eine demokratische populäre Musik!

Man kann allerdings auch fortschrittliche Inhalte gegen Rassentrennung, für solidarischen Freiheitskampf, gegen Rauschgift und Polizeiknüppel finden. Eric Burdon und Ginger Baker, Jimmy Hendrix und Miriam Makeba gehören zu dieser Gruppe von Musikern. Manche von ihnen widerlegen jedoch den Inhalt eines Liedes gleich wieder mit dem nächstfolgenden. Sie zeigen damit ihre eigene Indifferenz und Abhängigkeit und dienen den Konzernen für ihr progressives Image, da sie nicht eindeutig Partei ergriffen. Eric Burdon, ein weißer Blues- und Rock-Sänger, hat eine nur aus Farbigen bestehende

Gruppe zusammengestellt (die Gruppe „War“, von der er sich bereits wieder getrennt hat). Ihre programmatiche Zielsetzung lautet in dem Blues „They can't take away our Music“: „Ein Gefühl teilen die Menschen, denen die Freiheit genommen wurde. Und wie früher in Unrechtszeiten gehen die Menschen singend zusammen. Wie werden wir gewinnen? Womit wollen wir kämpfen? Wir hoffen, mit diesem Lied werden wir alle vereinen. Unsere Botschaft, unsere Worte lügen nicht, und wenn Du Dich mies fühlst, dann kümmer' Dich nicht drum. Wir haben etwas, was sie nicht stehlen können: Sie können uns unsere Musik nicht nehmen!“ Zweifellos ist dieser Inhalt ein bedeutender Fortschritt gegenüber den Love-Story-Schlagern. Dieser übersteigerte Anspruch will aber in die Tat umgesetzt sein — und das geht nur organisiert, nicht als isolierter Pop-Star.

Die demokratischen Jugendorganisationen mußten auf vielen Veranstaltungen und Aktionen auf mehr oder weniger unpolitische Beatgruppen zurückgreifen, wenn sie einen größeren Kreis der Jugendlichen ansprechen wollten. Aber die wenigen konsequent engagierten Gruppen, die die Mittel der Pop-Musik verwenden, konnten bereits eine hervorragende Erfolgsbilanz aufweisen. Die Floh de Cologne haben ihre Rock-Oper „Profitgeier“ inzwischen vor 180 000 Jugendlichen gespielt und zwei LP's herausgebracht, die Konrads und Lerryn mit seiner Gruppe sind weitere Beispiele für die Entwicklungsfähigkeit der Agitation mit den Mitteln der afro-amerikanischen Musik.

Die Jugendorganisationen stehen vor der Aufgabe, dem Riesenangebot an manipulativer oder indifferenter Pop-Musik eine humanistische, demokratische Alternative entgegenzusetzen. Wie kann eine an den wirklichen Interessen der Jugendlichen orientierte populäre Musik entwickelt werden, und wer soll sie entwickeln? Die vielen Amateur-Beatgruppen, die sich jeden Freitagabend in den Jugendheimen die fällige Rate für die Verstärkeranlage abstottern, gehören größtenteils genauso der Arbeiterjugend an wie ihre Vorbilder, die Hitparaden-Musiker, die sich mehr oder weniger von ihrer Klasse entfremden ließen.

Hier bietet sich ein Ansatzpunkt für die demokratischen Jugendorganisationen. Nur sie sind in der Lage, den jungen Musikern nicht nur als politische Interessenorganisation, sondern auch für ihre speziellen kulturellen Interessen eine Heimat zu bieten und ihnen zu zeigen, welche engen Zusammenhänge zwischen den gesellschaftlichen Klassenwidersprüchen und ihrem musikalischen Interesse besteht. Denn viele Musiker verstehen ihre Musik als Ausdruck ihres Unbehagens und ihres Protests, wenn auch oft als Protest gegen die ältere Generation, die fälschlich für die Unterdrückung durch das kapitalistische System verantwortlich gemacht wird.

Diese Jugendlichen erkennen noch nicht die Möglichkeit, sich *mit* ihrer Musik den Arbeiterjugendorganisationen anzuschließen und konkret Stellung zu beziehen, für wessen Interessen sie Musik machen. Die jugendpolitischen Forderungen nach besserer Ausbildung, Mitbestimmung und nach höheren Lehrlingstarifen bilden die konkrete Grundlage für den Inhalt einer auf die arbeitende Jugend orientierten Musik.

Die Alternative zur manipulativen Pop-Musik kann nur vom ursprünglichen sozialkritischen Gehalt der verschiedenen volksverbundenen Musikelemente ausgehen, die als verflachter und verfälschter Bestandteil der Pop-Musik erscheinen. Die Aufgabe für die fortschrittlichen jungen Musiker liegt darin, diese Elemente proletarischer- und Volks-Kultur ihrem Klassencharakter und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung entsprechend *weiterzuentwickeln* und zu einem neuen Medium demokratischer Kultur aufzubauen. Eine große Hilfe leistet dabei die Agitprop-Kunst und die Arbeiterlied-Tradition. Die schöpferische Entwicklung und künstlerische Qualität spielt eine große Rolle. Denn eine mechanische Übernahme der Formen der Pop-Musik als Träger fortschrittlicher Texte würde bedeuten, daß wir die Kritikunfähigkeit der Jugend über echte künstlerische Qualität oder verfälschte Klischees aufrechterhalten würden. Wir würden dann davor kapitulieren, die fortschrittlichen Elemente der Pop-Musik zu einer überzeugenden, aus-

drucksstarken und mitreißenden Musik zu entwickeln. Der agitatorische und mobilisierende Wert der Musik hängt von ihrer Überzeugungskraft ab. Also in erster Linie von der Wirklichkeitsbezogenheit des Inhalts, aber auch von einer einfühlsamen, den Inhalt ausdrückenden Verarbeitung der vielfältigen formalen, musikalischen und sprachlichen Mittel. Künstlerische Qualität ist eine zentrale Frage, weil die Arbeit der fortschrittlichen jungen Musiker zugleich eine wichtige Aufgabe im kulturellen „Konkurrenzkampf“ zwischen dem kulturzerstörenden Imperialismus und der humanistischen Kultur des Sozialismus hat und Ausdruck einer konsequenten Abgrenzung von der desorientierenden Hitparaden-Musik ist.

Im Bereich der Kultur sind letzteres nur die Erzeugnisse von großer gesellschaftlicher Bedeutung, die zum alltäglichen Bewußtsein breiter Bevölkerungsschichten geworden sind. Die mehr oder weniger verfälschten Formen des Blues und Jazz sind zum alltäglichen Bewußtsein eines großen Teils der Jugend vieler Länder geworden — wenn auch in Grenzen — die bisher die imperialistischen Massenmedien bestimmten. Die Floh de Cologne, die Konrads und Lerryn haben einen erfolgreichen Anfang gemacht. Ihn weiterzuentwickeln, ist die Aufgabe der demokratischen jungen Musiker mit und in den demokratischen und sozialistischen Jugendorganisationen.

Literaturhinweise:

- André Asriel: Jazz-Analysen und Aspekte, VEB Lied der Zeit Musikverlag, Berlin 1966
Le Roi Jones: Schwarze Musik, März-Verlag, Frankfurt/M. 1970
Zeitschr. „Kunst und Gesellschaft“ Heft 6/71 Pop-Musik — Profite für das Kapital, Selbstverlag, Tübingen
Elan Nr. 3/71, 10/70
„Freedom Now Suite“ v. Max Roach, Philips-twen, P 08 636 L
„Coltrane life at Birdland“ John Coltrane, Impulse AS 50
„Eddie Gale's Ghetto Music“ Eddie Gale, Blue Note BST 84294
„American Folk-Blues Festival“ 1963, 1964, Fontana 885 403 ZY und 885 411 TY
„Mingus“, Charles Mingus, Impulse AS 54
„The Last Poets“ Douglas 500 012
„Strange Fruit“ Billie Holiday, Sonet SXP 2800

Erdmude Beha BRAVO

Die ersten Deutschen Jugendzeitschriften entstanden Mitte des 18. Jahrhunderts. Intention dieser dem Typ nach literarisch-moralischen Wochenschriften war, die Allgemeinbildung der heranwachsenden Generation auf unterhaltsame Weise zu heben. Dem bürgerlichen Selbstverständnis gemäß wurden ausschließlich Kinder der gehobenen Stände angesprochen und mit der Durchschnittsausgabe von 5000 erfaßt, wie Alfons Leeb feststellte. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts änderte sich daran wenig. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die inzüchtigen „Agenturen der sekundären Sozialisierung“ (L. v. Friedeburg) rigoros „demokratisiert“. Das Hauptgewicht der heutigen kommerziellen Jugendzeitschriften liegt auf der Unterhaltung, sie nehmen mehr und mehr Züge der Erwachsenen-Illustrierten an und wenden sich an alle Bevölkerungsschichten. Dieser Wandlung entspricht Leo Löwenthal's Untersuchungsergebnis: Die Zeitschriftenhelden der Vergangenheit — also die einer privilegierten Minderheit — waren nach Löwenthal's Definition „Idole der Produktion“ (Unternehmer, Staatsmänner, Wissenschaftler usw.), die der Gegenwart hingegen sind „Idole des Konsums“ (High Society, Filmstars, Sportskanonen usw.).

Die Jugendpresse soll durch allseitige und gründliche Information zum Denken anregen und eine eigene Urteilsbildung ermöglichen. Doch der erste Schritt zur Urteilsbildung, der Wahlentscheid am Kiosk, fällt hierzulande flach: Wer eine Jugendzeitschrift will, muß die BRAVO nehmen. Denn die Konkurrenzblätter WIR, OK, MUSIKPARADE gingen in ihr auf, und TWEN, sich zum Kontrastblatt mausernd, mußte untergehen. BRAVO ist mit rund einer Million Auflage Westeuropas größte Jugendzeitschrift und der Bundesrepublik einzig große. Der Monopolriese versorgt die Lüste und Nöte von rund vier Millionen (Mitlesefaktor) 12- bis 24-Jährigen und will, laut Eigenwerbung, „von der breiten Masse der Jugendlichen, die aus allen Bevölkerungsschichten kommen, verstanden werden“. Durch Leseranalysen (Divo) wurde ermittelt, daß die Zahl der männlichen und weiblichen BRAVO-Anhänger nahezu gleich ist, und daß die Hälfte aller Leser unter 20 Jahre alt sind und in ihren gesellschaftlichen Status erst hineinwachsen müssen. Seit Gründungs-Chefredakteur Peter Boenisch zu BILD überging, wird die Redaktion von der 48jährigen Lieselotte Krakauer — schlicht „Madame“ geheißen — geführt. Da alle Spitzenfunktionäre Mitvierziger sind, müssen sie sich durch regelmäßige Leserumfragen auf das Pubertätsstadium einstimmen lassen. BRAVO macht keine Experimente mit Leuten und Sachen, die nur interessant sind; allein was in der Gunst ihrer Zöglinge oben rangiert kommt in Spezialbehandlung.

Der Inhalt

Einem Nichtkenner dürfte es schwerlich gelingen, eine jahrealte Nummer als jahrealte Nummer oder eine neue Nummer als neue Nummer zu erkennen. BRAVO bietet die Wiederholung des Immergeleichen. Die Nummer 4 (19. Januar 1972) ist mit ihren 64 Seiten ein Heft wie jedes andere:

Die beiden bunten Deckblätter zierte immer ein lächelnder Film- oder Fernseh-, Beat- oder Schlagerstar. Der affirmative Titel „BRAVO“ ist signalrot gehalten und wird innerhalb des Heftes noch über 100mal eingehämmert.

Auf den ersten Seiten die übliche große Fotoreportage über einen Star. Diesmal „hatte der BRAVO-Reporter Peter Fonda, den Mann den Hollywood bewundert, drei Tage lang auf Schritt und Tritt begleitet und dabei erfahren, wie seine private Welt aussieht.“

Unter den Dingen, die Peter Fonda am meisten bedeuten: seine Segel-Jacht, der Privatjet, die Waffensammlung und die Hochzeit in weiß, die das wichtigste Ereignis seines Lebens war. In etwas kleinerer Aufmachung sind drei weitere derartige Farbberichte über das Heft verteilt. Anlaß ist immer ein neuer Film, eine neue Schallplatte oder eine Tournée des jeweiligen Stars, gezeigt wird er immer in seinem Prunkhaus und Luxusgefahren, geschildert wird immer sein „steiniger“ Weg nach oben.

Reine Foto-Rubriken sind: das „BRAVO-Portrait“, diesmal von der Rockband „Redbone“ — der „BRAVO-Poster“, diesmal von den LES HUMPHRIES SINGERS; in jedem Heft wird ein Teil von insgesamt vier geliefert — der „BRAVO-Starschnitt“, pro Heft ein Körperteil, die 12 gesammelten Teile ergeben einen Star in Lebensgröße.

Die Rubriken und Kolumnen „Sing along mit BRAVO“, „Pop express“, „BRAVO weiß mehr“, „HALLO BRAVO“, „BRAVO MUSIKBOX“, „BRAVO-Leser fragen — Harry Fix antwortet“, „BRAVO international“ bringen samt und sonders die kleinen Erlebnisse und die großen Erfolge von Stars, und „Das BRAVO-Kreuzwort-Rätsel“ löst sich in ihre Namen auf. Der „BRAVO-Filmroman“ bringt den kurzen Handlungsabriß meist eines Western oder Krimis, die Filmfotos sind die Kulisse für einen Superstar in Action-Pose, diesmal von „Charles Bronson in dem Super-Thriller KALTER SCHWEISS“. Das „Fernsehprogramm und BRAVO-TELETIPS“: „Vier Shows, vier Spielfilme, vier Abenteuer-Storys, drei Western und zwei Krimis: die Bildschirm-Bilanz der Woche ist hochaktiv!“

An Serien wird geboten: „Chauffeur Les Anthony erinnert sich an die tollen Streiche seines Chefs John Lennon“ — der Fortsetzungroman („copyright Ferenczy Presse Agentur“) über eine Teenager-Clique, in dem alles passiert, was nicht sein darf: Banküberfall, Leiche im swimming-pool, geklaute Drogen, Orgien im Dunkeln — der Bilder-Roman in Comic-Manier „Peggys Weg zum großen Glück“, vom Landmädchen zum Top-Mannequin in London (Schlußbild voraussichtlich eine pompöse Hochzeit).

Eine doppelseitige Aufforderung zum Mitmachen bei der „Otto-Wahl 72“. Alle Jahre wieder wählen BRAVO-Leser „ihren Lieblingsstar von Film, Fernsehen, Schlager und Rock“. Die Sieger erhalten den „Goldenen, Silbernen und Bronzenen Otto“, unter den Lesern selbst werden „tolle Preise“ verlost. Mit dieser Aktion schlägt BRAVO zwei Fliegen: Einerseits wird dem Leser das Gefühl vermittelt, sie seien es, von deren Zustimmung oder Ablehnung die sonst so unerreichbaren Stars abhängig sind; gekrönt wird diese Illusion durch eine beigelegte Schallfolie, auf der sich die „Goldenen-Otto-Sieger“ dann bei ihren Fans bedanken. Andererseits kommt die Redaktion zu einer minutioßen Tabelle der momentanen Publikumsfavoriten. Nach einer solchen „Wahl“ erscheinen dann auch in monotoner Eintönigkeit die selben Gesichter auf der Titelseite und im Blatt.

Noch eine zweite Publikums-Aktion wird eingeläutet: BRAVO stellt die ersten Modelle des Wettbewerbs „BRAVO-Leser machen Mode“ vor. Später wird es dann die prämierten Modelle dieser „BRAVO/Karstadt-Freizeitkollektion“ in allen Karstadt-Häusern zu kaufen geben. Zum anderen wird hier massive, wenn auch maskierte Werbung für den Karstadt-Konzern betrieben, zum andern werden die Leser wiederum im Glauben gewiegt, an der Gestaltung der Teenager-Kultur aktiv beteiligt zu sein. Tatsächlich werden aber nur solche Modelle prämiert, die um nichts von der allgemeinen Moderichtung abweichen.

Die dritte große Leser-Aktion, die alljährliche Wahl des „BRAVO-girls und -boys“ rollt zur Sommerszeit. Hier dürfen die Leser gar zwei aus ihrer Mitte nach oben boxen. Nach Aussage einer Leserin ist für ihresgleichen „BRAVO-girl zu werden die einzige Möglichkeit, Karriere zu machen“.

Dem zweiten redaktionellen Schwerpunkt, der Lebensberatung, sind durchschnittlich vier Seiten gewidmet. Dr. Sommer beantwortet in seiner Rubrik „Was Dich bewegt...“

Leserbriefe, Dr. Korff schreibt Aufklärungsserien. Hier hilft BRAVO, laut BRAVO „vor allem bei der Bewältigung der sexuellen Triebe“. Mit schnoddriger Offenheit, doch ohne detaillierte Fall-Kenntnis geben anonym bleibende Bescheidwisser unbekannten Jugendlichen absolut wirkende Ratschläge zu persönlichen Familien- und Liebesproblemen. Die „kommerziellen“ Antworten werden nicht nur auf „harmlose“ Fragen gegeben wie etwa die eines Fünfzehnjährigen wie er einem Mädchen seine Liebe gestehen soll, oder die einer Zwölfjährigen, die wissen will, wie sie sich gegenüber einem Freund verhalten soll, der ihren Liebesbrief weiterzeigte. Die häufige Bitte um eine Abtreibungs-Adresse beispielsweise, wird von Dr. Korff (der auch Dr. Sommer ist) pauschal mit einem Artikel beantwortet: „Was können Mädchen tun, wenn sie ein Baby bekommen?“ Darin wird einleitend statt der Anti-Baby-Pille „ein bisschen Besonnenheit (Petting?), Bescheidwissen (Knaus-Ogino?) und Mut(?)“ empfohlen. Dann wird erklärt, daß die Mädchen, „die um eine Schwangerschaftsunterbrechung bitten, im Grunde verlangen, daß man durch die Hilfe kriminell wird“. Dann wird erklärt, wie harmlos eine Abtreibung ist und in welchen Ländern sie erlaubt ist. Dann wird auf die vielen „Pfuscher“ und die bösen Folgen aufmerksam gemacht. Dann wird berichtet, wer alles „einspringt“ (Eltern, Fürsorge, Jugendamt), wenn das Kind zur Welt kommt: „Krasse Not brauchen also weder Mutter noch Kind erleiden“. Und schließlich wird den ungewollt schwangeren Mädchen krasser Egoismus vorgeworfen, weil sie „zunächst nicht an das Leben des Kindes, sondern an ihr eigenes denken“; gewiß, es ist nicht leicht: „Während andere ihre Jugend genießen können, Freundschaften erleben und auf Urlaubsreisen gehen, muß die junge Mutter zu Hause bleiben, arbeiten und das Kind versorgen.“

Innerhalb der neu gestarteten Aufklärungsreihe „Liebe ohne Angst“ sagt Dr. Korff „diesmal wie Mädchen ihre Freunde befriedigen können, ohne sich vernaschen zu lassen“: Ein Mädchen will wissen, wie es jetzt schon ohne Angst Sex erleben kann. „Indem man freundlich darüber redet“, antwortet Dr. Korff (der nie etwas anderes tut) und empfiehlt: „Laß es auf keinen Fall bis zum Geschlechtsverkehr kommen, den du einfach über dich ergehen läßt“. Mädchen erleben nämlich kaum den sexuellen Höhepunkt, im Gegensatz zu Jungen, die fast alle den Orgasmus durchs Onanieren kennen. Aber später wollen sie halt lieber, daß ihre Erregung durch die Nähe des Mädchens zum Höhepunkt kommt. Am besten das Mädchen lehnt jede sexuelle Annäherung ab. Oder aber es kann ihm durch zärtliche Handbewegungen an seinem Glied helfen, zur Entspannung zu kommen; dazu in Klammer: „Dabei sollte aber vor allem er darauf achten, daß der Samen keine auffallenden Flecken macht!“ Fazit von Dr. Korffs „Tips für die sexuelle Liebe“: „Er hat dich dann weder völlig erobert, noch hat er dich vernascht. Doch du kannst sicher sein, daß er noch nie soviel Zärtlichkeit erlebt hat, denn du hast ihm zu seiner Befriedigung verholfen. Außerdem hast du selbst angefangen, sie zu erleben, ohne dich völlig aufzugeben.“

Ein Produkt der Regenbogenpresse

Gesellschaftlich relevante Ereignisse finden in BRAVO nicht statt. Sie setzt für die Wirklichkeit, die Geschichte wird, Einzelschicksale, mit denen der großen Religion des Optimismus gehuldigt wird. BRAVO reserviert sich ausschließlich den Themenkreis „individuelle Lebensprobleme“ (hauptsächlich der Stars, nebensächlich der Fans) und stellt diesen in immer neuer Personenbesetzung vor. Es gibt nur individual-psychologische Sorgen und Bedürfnisse, deren soziale Implikation absolut gemieden wird. Zwischenmenschliche Probleme, die über die Beziehungen von Primärgruppen („die BRAVO-Familie“) hinausgehen, erscheinen bestenfalls als Marginalien. So taucht Politik vielleicht in der Befragung von Agentenfilmen auf, Ökonomie ist auf den Tip beschränkt, Aktien von Tom Jones zu kaufen, soziale Differenzen sind mit dem Rat, doch zu Linkshändern nett

und zu liebeheischenden Italienern abweisend zu sein, erschöpfend behandelt, über Technik wird anhand der Superautos von Stars informiert, Geographie ist in ein paar Ferientips verpackt — und die massierte Beschäftigung mit Kunst und Populärkunst ist ohne jede kulturelle Relevanz und dient lediglich zur privatsphärischen Bühnenerweiterung für Prominente dieser Provenienz.

Ihre Abstinenz gegenüber dem allgemeinen News-Angebot, und ihre ständige Repetition von „Märchen“ kennzeichnen BRAVO als Vermittler eines „statischen“ Weltbildes und somit als 100prozentiges Mitglied der Regenbogenpresse. Intention all dieser Periodika ist die Entpolitisierung des Lebens, die Schicksalsergebnis des Lesers. Sie alle mästen irgendein existenzbedrohendes Phantom, das nur abgewehrt werden kann durch die fest zusammenhaltende ingroup (Lesergemeinde), innerhalb derer ein paar Obere (oder Wissende) die vielen Unteren „umhegen“. Freilich sind die Leitbilder der jungen Untertanen denen der älteren konträr: statt der jahrelangen „Märchen“ über blaubliche Hochgeborene bekommen Teenager wochenlange „Märchen“ über showgewaltige Hochgekommene. Während die „jungen Taugenichtse“ zum Schreckgespenst der älteren Leute hochstilisiert werden, und die rhetorische Frage „Sind das noch unsere Kinder?“ im Ruf nach dem eisernen Besen, nach Arbeitsdienst und KZs kulminierte, gründet die junge „BRAVO-Familie“ auf dem gemeinsamen Horror gegen die „sturen Alten“ und steigert sich in einem Leserbrief in „eine phantastische Zukunftsgeschichte: alle Erwachsenen begehen Selbstmord und überlassen die Welt den Teenagern!“

Durch den „richtigen“ Einstieg in zwei Umbruchphasen — einer sozialen und einer individualen — wurde BRAVO zum Zentralorgan der Heranwachsenden. „Der grundsätzliche Auftrag der Jugend ist die Rebellion. Ein junger Konservativer ist nicht weniger anachronistisch als ein bejahrter Rebell“ sagte ein weiser Herr anlässlich der weltweiten Polit-, Pot- und Pop-Revolution. BRAVO trennte die Pop-Szene heraus und markierte sie als Protest-Spiel ein. (Selbstverständlich ist BRAVO nicht die Verursacherin dieser Erscheinung, sondern ein exemplarisches Produkt der „Kultur-Industrie“ mit dem spezifischen Bezug zum „Jugendmarkt“.) So verschaffte die Postille ihren Unternommenen die Anti-Haltung und ihren Unternehmern die Profitsteigerung. Des weiteren massiert sie die Identitätskrämpfe der einzeln Pubertierenden: einerseits bietet BRAVO die elterlichen Autoritäten zur Sündenbockfixierung für alle Versagungen, andererseits bietet BRAVO den Trieben und Träumen entsprechende Identifikations-Idole mit allen Verheißen. Ein Wachstumsstadium wird als Dauerzustand behandelt und dessen Konfliktsituation als Weltanschauung. Die Pole von BRAVOS Menschenbild sind nicht arm oder reich, Ausgebeutete oder Ausbeuter, sondern jung oder alt, Teenager oder Erwachsener. Der Klassenfeind der BRAVO-Leser sind die Erwachsenen, von denen sie sich mit allen zu Angebot stehenden Mitteln abzuheben haben.

„Auf keinen Fall wie die Erwachsenen aussehen“, ist das gemeinsame Bewußtsein der „Freunde“ (Stars, Redaktion, Fans), auf das BRAVO seine Teenager-Teilkultur baut. Dabei übernehmen die Stars seidenweiche Einpeitscherfunktion für die eigene „BRAVO-Mode“, „BRAVO-Musik“, BRAVO-Geselligkeit, BRAVO-Sprache. Alle sitzen im gleichen Boot der „Jugendlichkeit“ und „Modernität“, wo die auf dem Sonnendeck mit denen im Maschinenraum Duz-Brüderschaft geschlossen haben, die gleiche Kluft tragen und den gleichen Rock hören. Oberste Verhaltensdirektive der „BRAVO-Familie“ ist das „up to date sein“ durch die Lektüre BRAVOS. „Ja, das, Gut-Informiertsein“ auf dem Gebiet des Schaugeschäfts wird sogar gewissermaßen zur Gruppennorm erhoben“, wie DIVO in einer Leserumfrage einleuchtend ermittelte, denn allein die Einhaltung dieser Gruppennorm ist die Existenzgrundlage dieser Gruppe. Die Gruppenmitglieder werden von DIVO als Menschen gekennzeichnet, „die sich in ihrem Verhalten und in ihrem Geschmack an Personen und Dingen orientieren, die sie in irgendeiner Weise beeindrucken... Sie sind also darauf angewiesen, aus ihrer Umwelt abzulesen, wie sie sich geben

und verhalten sollen.“ Damit sind Ich-Schwäche und „außengeleiteter“ Charakter die hervorstechenden Eigenschaften der BRAVO-Leser.

Werbung und Sprache

Wohin BRAVO diese Schützlinge führt, ließt man am bündigsten in den Reklameanzeigen, die durchschnittlich 20 Prozent der Heftseiten füllen. Da werden selbst die Erzeugnisse der Wirtschaft zuverlässige, unentbehrliche Freunde der Jugend: „Für viele ist Coca-Cola wie ein guter Freund“ — „Freunde ringsum, Tapeten sind gute Freunde. Mit guten Freunden läßt sich leben. Darum — sagen Sie kurz entschlossen: erst mal die Tapete wechseln!“ Das Herz-Blatt der Teenager ist das Massenblatt mit der homogensten Zielgruppe. Werber für „jugendliche“ Produkte können nur ins Schwarze treffen. Der Industrie offeriert sich BRAVO denn auch als „Meinungsmacher junger Markt“: „Unsere Leser sind junge Leute. Unsere Leser suchen das Neue. Sie warten auf Ihr Angebot! Sie können einen Markt von 20 Milliarden Kaufkraft erschließen!“, und rechnet den Inserentenkunden vor, daß „Sie ein Teenager nur $\frac{3}{4}$ Pfennig kostet. Das sind Zahlen, mit denen sich rechnen läßt.“ Weiter hat BRAVO (für die Inserenten) herausgefunden, daß „Jugendlichkeit“ auch bei der älteren Generation Trumpf ist. Das Bescheidwissen der Kinder beeinflußt den Kaufentscheid der Eltern vor allem bei Freizeitartikeln, Urlaubsreisen, Plattenspielern, Möbeln und PKWs... Der Umweg über BRAVO ist also auch eine sichere Methode, auf die ältere Generation einzuwirken: „BRAVO erschließt Ihnen einen fundierten Markt.“

Im Unterschied zu anderen Gewerben ist BRAVO (die Presse) Doppelverdiener, denn sie verkauft Nachrichten über neue Produkte an ihre Leser und umgekehrt ihren Leserkreis an jedes zahlungsfähige Privatinteresse. Folge des doppelten Warencharakters von BRAVO ist ein kaum mehr unterscheidbarer Einheitsstil im redaktionellen Teil und im Anzeigenteil. Die redaktionelle Arbeit scheint hauptsächlich darin zu bestehen, das von den Werbeagenturen der Freizeit- und Unterhaltungsindustrie und von den Managern der Film- und Schallplattenfirmen erhaltene Material zu Stories, „Beichten“, „Geständnissen“, „Enthüllungen“, „Kreuzverhören“ der Stars aufzubereiten. Die Seiten sind randlos vollgestopft, Bild- und Textanordnung ist zerrissen und bewirkt ein besinnungsloses Huschen von einem Beitrag zum anderen. „Das Layout ähnelt dem eines Warenhauskatalogs“ (Helmut Müller).

Die Sprache BRAVOS ist teils übernommener, teils übersteigerter „Teenager-Jargon“. Charakteristisch sind: aggressive Verben und Substantive (Bombe, Wirbel, Supermann, einschlagen, Furore machen, zuschlagen, losrocken) — Sensationierung durch superlativischen Stil (die schönste Liebesgeschichte der Welt, der schönste und aufregendste Tag meines Lebens, Knüller des Jahres, gigantisch, grandios, funkelnagelneu, knallhart, piekfein, superkurz, Welt-Superklasse) — fortwährend direkte Anrede, die familiäres Einvernehmen suggeriert („Ihr“, „FREUNDE“, „Hört mal zu“, „BRAVO ruft Dir in ihrem (Leser) Namen zu: Wir wünschen Dir neue Lieder, die schnell die Hit-Listen erobern...“, „Für all Eure Treue... möchte ich mich (Helga Anders) von Herzen bedanken“, Manuela zu den Fans: „Ihr nehmt mir hoffentlich nicht übel, daß ich... Ich liebe Euch und kann auf Euch nicht verzichten“) — blühende Interpunktions, die Aufforderungen und Einvernehmen signalhaft unterstreicht — angelsächsische Vokabeln als Indizien der Modernität und des „in“-seins (Supershow, brandnew, boys and girls) — bis zu einzelnen Wörtern reduzierte Syntax, deren Stakkato, ähnlich dem Hertzstil der BILD-Zeitung, überrollen und mitreißen soll.

Im BRAVO-Jargon ist jede Individualität nivelliert. Peter Fonda spricht wie John Wayne, der spricht wie die BRAVO-Leser, die sprechen wie die Werbetexte: erstarrte Formeln, die statt mit Inhalten mit Schlagkraft ausgestattet sind. Die von BRAVO kultivierte Sprache ist schon selbst ein „Verbrauchsgut“ und wird — nach David Riesmann

— „etwa so gehandhabt, wie man auch die populären Schlager verwendet: als eine Art Vereinsabzeichen, mit dem man dokumentiert, daß man „dazugehört“, und durch das man berechtigt ist, an der leidenschaftlichen „Arbeit“ der eigenen Vergesellschaftung teilzunehmen.“

Mit der Etablierung der „Teenager-Kultur“ wurde auch ihr spezifischer Konsumzwang erreicht: „Längst füttert eine eigene Konsumindustrie den Jugendlichen“, so Alexander Mitscherlich, „und sagt ihm eben in dieser Krisenzeitz, in der er eigentlich weit gespannte Ziele verfolgen sollte, daß er unmittelbaren Triebbefriedigungen sich zu unterwerfen hat, um ein guter Konsument zu sein.“

Triebunterdrückung

Die Erziehung zum guten Konsumenten ist aber nur gewährleistet durch die Unterdrückung der sexuellen Triebe. Die immer wieder hervorgehobene Freizügigkeit und Andersartigkeit der Jugend gegenüber den Erwachsenen bleibt auf formale Bereiche beschränkt. Die überlieferten Ordnungsvorstellungen und Moralvorschriften werden keineswegs angetastet, auch von BRAVO nicht, denn das liefe den Maximen der kapitalistischen Wirtschaft zuwider. Nähme BRAVO andererseits offen den Standpunkt der tradierten Sexualpädagogik ein, würde das den Verlust vieler Sympathien (Leser) bedeuten. Also werden die Eltern als Vertreter der gesellschaftlichen Triebunterdrückung personalisiert. Und in die freizügige BRAVO-Aufklärung wird durch den Trick der strengen Unterscheidung zwischen „enttäuschendem bloßem Sex“ und „wahrer Liebe“ die Vertagung eingeschmuggelt („Warte doch lieber auf den Partner, der's ernst meint“). Wenn dieses Gebot nicht befolgt wird, müssen die Beziehungen auf vor-eheliche beschränkt sein, also mit Gewißheit zur Ehe mit demselben Partner führen.

Die eigennützige Manipulierung der durch die sexuelle Nicht-Befriedigung zwangsläufig entstandenen Frustration — Reimur Reiche bezeichnet dieses Charakteristikum des kapitalistischen Systems als „Frustrations-Management“ — offenbart sich auch im Starkult.

Das einseitige und oberflächlich-diffuse Verhältnis zwischen Fans und Stars läßt keine tiefe, personalbezogene Identifikation aufkommen.

Die an äußere Merkmale und emotionale Signale leichtgebundenen Triebenergien (Verliebtheit) können kurz und (fast) schmerzlos neuorientiert werden („ausgediente“ Stars, „veralterte“ Mode). Gleichzeitig erzeugt die unzureichende Triebbefriedigung durch die ungreifbaren Idole in den permanent enttäuschten Fans Suchtphänomene, die den Zusammenhalt der fiktiven „BRAVO-Familie“ von Innen absichern.

„BRAVO ist eine einsame Insel“, sagte Lieselotte Krakauer und meinte, inmitten einer unheilen West ist sie das heilbringerische Refugium der Jugend. BRAVO ist die Zeitschrift mit den meisten Leserzuschriften. Von 308 Schüler(innen) einiger Volksschuloberstufen, die Jürgen Nickel befragte, ob sie an BRAVO schreiben würden, wenn sie Liebeskummer hätten, antwortete die Hälfte mit (wahrscheinlich) Ja. „Das Vertrauen der Leser ist grenzenlos. Sie kommen mit den unglaublichesten Problemen meist sexueller Natur zu uns. Waschkörbeweise landen ihre Hilferufe auf meinem Schreibtisch, und zwar täglich“, sagte die zuständige Redakteurin Antje Felde, kurz bevor sie Selbstmord verübt. Beantwortet werden ganze fünf pro Woche. Wie groß die Bedrängnis durch die — von BRAVO und Kompanie nicht eingefangen — Triebenergien ist, wie groß die süchtige Bindung der Jugendlichen an BRAVO ist, und wie unfähig (unwillig) andererseits die Lebenshilfe BRAVOS ist, läßt sich aus einer der „Letzten Meldungen“ Dr. Sommers erkennen: „Hin und wieder bekomme ich anonyme Briefe, in denen es heißt: „Wenn Sie mir nicht bis zum... in BRAVO antworten, nehme ich mir das Leben.“ Aus zeitlichen und technischen Gründen ist eine so schnelle Veröffentlichung nicht möglich. Wer in solch akuter Not ist, sollte zumindest seinen Absender angeben.“ Aus zeitlichen und techni-

schen Gründen werden fast alle Leserbriefe unbeantwortet durch den (dafür angeschafften) Reißwolf gedreht.

Den Vorschlag einer Redakteurin, dieses in seiner Authentizität wohl einmalige Grundlagenmaterial zur systematischen Auswertung an ein wissenschaftliches Institut weiterzugeben, beantwortete Lieselotte Krakauer so: „darauf legen wir keinen Wert“. Gewiß nicht, denn nur das Reproduzieren der Frustationen erhält BRAVOS Geschäft — und gewährleistet die reibungslose Übernahme ihrer herausgewachsenen Leserschaft durch die anderen Produkte des Heinrich-Bauer-Verlages, die da sind: NEUE REVUE, QUICK, PRALINE, WOCHENEND, NEUE POST, DAS NEUE BLATT, SEXY, AKTUELLE WOCHE ...

Literaturhinweise:

ALFONS LEEB: „Die Jugendzeitschriften BRAVO und NEUE STAFETTE“

HELMUT MÜLLER: zitiert aus A. Leeb, „Die Jugendzeitschriften ...“

DAVID RIESMANN: „Die einsame Masse“

ALEXANDER MITSCHERLICH: zitiert aus Helmut Lamprechts „Teenager und Manager“, Bremen, 1960

JÜRGEN NICKEL: „Eine kritische Betrachtung der Jugendzeitschrift BRAVO mit Hilfe einer Befragung junger Leser“ (Semesterarbeit)

Die Arbeiten von Alfons Leeb und Jürgen Nickel wurden vom „DEUTSCHEN JUGENDSCHRIFTENWERK e. V.“, Frankfurt a. M., entliehen. Es ist die einzige Stelle in der BRD, die ein Archiv für Jugendzeitschriften und der betreffenden Sekundärliteratur eingerichtet hat.

Peter Pachnicke
Neue Romantik

„Trash“, zu deutsch Müll, ist der Titel des letzten Films Andy Warhols. Erzählt wird die Geschichte des Fixers Joe, der angeekelt von seinem gutbürgerlichen Zuhause zuerst in die politische Bewegung, schließlich in die Drogen geflohen ist. Ausgebrochen mit der Absicht, die Gesellschaft zu verändern, endet er mit dem Wunsch, von ebendieser Gesellschaft Wohlfahrtsunterstützung zu erhalten. Ein Film und doch nicht nur Fiktion. Drop-outs, Ausgestiegene, werden die Jugendlichen in den USA genannt, die sich vom sinnentleerten Alltag, von Akkordarbeit, sozialer Ungleichheit, Konsumzwang und Meiningsterror durch „Verweigerung“ befreien wollen. Statt Revolutionierung der Gesellschaft Flucht aus ihr: Suche nach Freiräumen, in denen sie hoffen, in Gemeinschaften frei von den Zwängen ihrer Gesellschaft leben zu können. Vielfältig sind ihre Fluchtwege. Wohin?

Zurück in die Natur

Dem Ruf der Yippi-Organisation „Youth-International-Party“: „Steigt aus, macht euch illegal“ folgten in der Bundesrepublik Tausende von Jugendlichen, sie zogen aus den Schulen und Betrieben in exotische Teestuben mit Beat, Drogengeflüster und asiatischen Brettspielen, und nach dem Vorbild ihrer Väter, der Wandervögel, aufs Land. Sie nennen sich nicht mehr Kommunen, sondern Sippen, nicht mehr Kommunarden, sondern Brüder, lesen nicht mehr Marx, sondern Hesse und Novalis.

Im mittelfränkischen Dorf Kucha beispielsweise lebt eine zwanzigköpfige Sippe ehemaliger Anarchisten, Schüler, Studenten: Gemeinsam bestellen sie mit primitivsten Geräten den Acker. Ihr einziger „Brückenkopf“ zur Gesellschaft ist ein Laden, dazu eine Kneipe, wo sie ihre Waren verkaufen. Was sich wohl die Behörden dabei denken, wenn sie zusehen, wie in ähnlichen „Brückenköpfen“ auch Drogen und harte Pornoprodukte gehandelt werden? Und warum wohl ist der Mann, der sich für den Vertrieb von Untergrundzeitungen wie die in Kucha herausgegebene „Pängg“ (Auflage 5000) „aufopfert“, ein Herr *Ulkus Molle*, bürgerlicher Name Josef Wintjes, bürgerlicher Beruf Kaufmann des Kruppkonzerns?

Das Interesse der Herrschenden an einem solchen Fluchtweg ist nicht zu übersehen. So legalisierte die Verwaltung der Frankfurter Universität, die bei linken Aktionen mit dem Ruf nach Polizei noch nie gezögert hat, im vergangenen Sommer die Besetzung von fünf leerstehenden Institutsgebäuden, nachdem die Drop-outs versichert hatten, es ginge ihnen um die Chance, die Suche nach dem Selbst zu betreiben. Statt polizeilicher Ausreibung und gerichtlicher Verfolgung bekamen auch Hamburgs „Brüder“ Unterstützung des Senats in Form eines Stadthauses und eines Bauernhofes, nebst einem renovierten Feuerwehrwagen, der den Pendelverkehr zwischen dem städtischen „Brückenkopf“ und der ländlichen „Sippe“ ermöglicht. Auf teuerstem Münchener Boden, der Schwabinger Herzogstraße, schließlich ist mit öffentlicher Unterstützung ein Basar entstanden, der allen rings um München ansässigen Drop-outs Ausstellungsmöglichkeiten ihrer selbst und ihren handgewerkelten Produkten garantiert. „Öffentliche Förderung genießen“, so weiß der *Spiegel* zu verallgemeinern, „politisch passive Kommunen.“

Dahinter steht das verständliche Herrschaftsinteresse derer, die begriffen haben, was sie an Joe haben, dem „kaputten Typ“, der Wohlfahrtsunterstützung statt Gesellschaftsveränderung will, was an dem Rolling Stone Mick Jagger, der nicht mehr „The time is right for fighting in the street“ (Die Zeit ist reif, auf den Straßen zu kämpfen) singt, sondern „You can't always get what you want“ (Du kannst nicht immer bekommen, was du willst), was an der Yippi-Organisation „Youth-International-Party“, die anstelle der

Losung „Alle reden vom Wetter, wir nicht“ das „Alle reden vom Umsturz, wir nicht“ gesetzt hat. Es sind Zeichen dafür, daß diese Art „großer Verweigerung“, dieses „Zurück-zur-Natur“, zu ländlicher Produktionsweise und Manufaktur, kein Aufbruch in eine neue Gesellschaft ist, sondern der Rückzug in die Vergangenheit, romantische Sehnsucht nach einer vorkapitalistischen Welt, vorgestellt ohne Hektik, Akkord, Flüchtigkeit, Unsicherheit, ohne die Jagd nach dem Geld, ohne Aggressivität und Verarmung der menschlichen Beziehungen.

Diese jungen Menschen fliehen aus der Gesellschaft nicht wegen der angeborenen Unfähigkeit, in einer „industrialisierten“ Welt zu bestehen, sondern weil das Gesetz der Unterordnung der menschlichen Beziehungen unter das Prinzip der Profitmaximierung ihnen jene Bildung vorenthalten hat, die der Mensch braucht, um wissend Verhältnisse durchschauen zu können, weil das Herrschaftssystem ihnen gesellschaftliche Mitbestimmung verwehrt und sie damit von den Bedingungen selbstbewußten Handelns ausschließt. Es ist die Hilflosigkeit der nichtorganisierten Ausgebeuteten gegen diese anarchistischen Mächte, die sich hinter den romantischen Fluchtversuchen verbirgt. Die „kaputten Typen“ sind die psychischen und physischen Frühinvaliden des Systems. Meinte der auf Systemstabilisierung höchst bedachte Futurologe Peter Drucker zunächst, den „Luxus der Hippies“ könne sich die Gesellschaft nur für „sehr wenige Leute leisten“ — sozusagen als Enklave, in der sie sich auf Kosten der Gesellschaft resozialisieren sollen —, so sind inzwischen die Herrschenden mehr als nur bereit, romantische, das System nicht in Frage stellende Fluchtwege zu tolerieren und finanziell zu unterstützen; ihre Ideologen sind schon dabei, unter Mißbrauch sozialpsychologischer und soziologischer Erkenntnisse bewußt Enklaven zu projektiieren, die den friedlichen (sprich: reibungslosen) Ablauf des imperialistischen Betriebes gewährleisten. So sieht der Schweizer Futurologe Bruno Fritsch im voraus schon die Entwicklung „neuer Verwirklichungsmöglichkeiten für Eremiten, Yogies oder für den Einzelgängerhippy. Während es kaum größere Schwierigkeiten bereiten dürfte, mittels moderner Kommunikationsintensivierung und auch Kommunikationsabschirmung Verwirklichungsbereiche für solche Subsysteme zu schaffen, die keiner territorialen Organe bedürfen, wird für territorial orientierte Verwirklichungsbereiche (Reservate) ein besonderes Stabilisierungsmanagement erforderlich sein, um Ausbrüche, Expansionen, Usurpationen, unkontrollierbare Instabilitäten zu vermeiden.“ Spätestens hier wird deutlich, daß die sogenannten Subkulturen (die sich gern als Gegengesellschaft und Gegenkultur begreifen) nicht den Zweck haben, zukünftige Gesellschaft vorzubereiten, — für deren Durchsetzung es nach der Gewinnung der Elite „nur noch“ der Massenbasis bedarf. Es sind umzäunte Enklaven, die denen zugestanden, wenn nicht schon zugewiesen werden, die sich nicht in den imperialistischen Leistungsmechanismus integrieren wollen.

Der Mythos von den Leistungsverweigerern

Ihre Fluchtwege sollen nur der herrschenden Ideologie als Beweis dafür dienen, daß nicht nur hinter Rockern, Hippies, Beatnicks und Fixern, sondern auch hinter protestierenden Lehrlingen und Studenten angeblich „nichts anderes steht, als das vehemente Zurückschrecken vor der kühlen, technischen Rationalität der Gegenwart ... die große Weigerung angesichts der modernen Asphalt- und Computerwelt“ (Joachim Fest). Und schon erkennt in der „Frankfurter Rundschau“ H. Salzinger die Jugendbewegung seit 1968 insgesamt „als Versager“: „Diese jungen Leute werden nichts verändern oder verbessern.“ Ob Hippies und Provos, ob aufsässige Lehrlinge, revoltierende Studenten, sie sind ihm nichts anderes als Outsider, Leistungsverweigerer. Revolutionäre werden hier wie Drogensüchtige oder Naturromantiker als Versager gegenüber den Leistungsanforderungen der „Industriegesellschaft“ diffamiert, zum Industriegesellschaftsmüll erklärt. Deshalb also ist den Herrschenden der Begriff „Leistungsverweigerer“ so angenehm.

Er hat aber nicht nur die ideologische Funktion, imperialistische Gesellschaftsverhältnisse zu verschleiern; mit der Gleichsetzung von Drogengenuß und politischem Kampf der Jugend hilft er zudem die demokratische und sozialistische Bewegung als bloße „Leistungsverweigerung“, als spezielle Form der Romantik, zu denunzieren. Deshalb erleben wir jetzt vielfältige Bemühungen um die Entwicklung einer Theorie, nach der jeder Jugendliche, dem die Integration in die imperialistische Gesellschaft beschwerlich ist und mißfällt, einen romantischen Kreislauf durchlaufen muß. Suggestiert werden soll, daß Lehrlings- und Studentenproteste nichts anderes als Phasen in der aufhaltsamen Rückkehr der verlorenen Söhne sind, politische Umwege, die über die Flucht in Drogen und Natur schließlich zurück in die bürgerliche Gesellschaft führen. So werden denn auch die Biographien derer durch die imperialistische Presse gewälzt, die von „links“-individualistischen Positionen nicht zur demokratischen und sozialistischen Bewegung fanden, sondern in die Enklaven des Systems flohen. Anna Bloch zum Beispiel, die als Kind gutbürgerlicher Eltern in linksradikalen Schülerorganisationen und maoistischen Splittergruppen mitmachte und sich nun „in der Teestube von „Knubbes-Afa-Kreativ-Gemeinschaft“ wohlfühlt“, weil die Brüder „unheimlich dufte tun und aussehen“. Oder der Anarchist Rüdiger Klau, der sich durch Land- und Sippenleben verändert fühlt: er sieht wieder, „wie was wächst“. Solche Stories sollen den natürlichen Kreislauf von der politischen Jugendbewegung damals zur Landflucht heute beweisen. Es wird indes lediglich bewiesen, daß ein Teil der Jugendlichen, die im Jahre 1968 „anpolitisirt“ wurden, vor allem infolge kleinbürgerlicher Bindungen nicht zum organisierten Kampf gefunden hat. Kaum berichtet wird dagegen, wie sich die demokratische und sozialistische Linke in Westdeutschland seit dieser Zeit entwickelt. Zwar hat sich der SDS aufgelöst, aber die der DKP kämpferisch verbundene Studentenorganisation *Spartakus* ist heute an den Universitäten der stärkste, weil zielklarste und organisiertesten Verband. Ihm kann die bürgerliche Presse so wenig Realitätsferne nachsagen, wie der SDAJ, der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend, mit ihren 23 000 arbeitenden Mitgliedern. Von der Politromantik kommend, gibt es eben zwei Wege, den in die Nüchternheit des antiimperialistischen Kampfes (der revolutionäre Romantik, das Recht auf den Traum, den es zu verwirklichen gilt, keinesfalls ausschließt) und den aus der Wirklichkeit. Dieser wird vom System honoriert, prämiert, subventioniert. Ebenso folgerichtig wird die SDAJ als einziger Jugendverband dieser Größenordnung von der „öffentlichen Hand“ nicht unterstützt, sondern — wie Spartakus oder DKP — in ihrer Arbeit behindert und mit Kriminalisierung bedroht. Die herrschenden Kreise wissen allzu gut, daß sie es hier nicht mit politromantischer Flucht zu tun haben, sondern mit Klassenkampf. Um der Jugend diese Orientierung zu nehmen, um das Wachstum der demokratischen und sozialistischen Kräfte zu überdecken, deshalb werden ehemalige Anarchisten, wie Raymond Martin (Häuptling der Kucha-Sippe), zu vielzitierten Lieblingskindern: „Revolution? Quatsch und vorbei“. So werden triumphierend die Zeugnisse der Rückkehr der verlorenen Söhne vertrieben.

In einem Punkt verdienen die Biographien der Drop-outs unser Interesse: Viele der Anpolitiserten begannen im Anblick der Beschwerlichkeit organisierten und disziplinierten antiimperialistischen Kampfes mittels der Drogen aus der Wirklichkeit in die Welt des Scheins umzusteigen, die Veränderung nicht mehr von ihrer revolutionären Arbeit, sondern dem durch die Drogen „erweiterten“ Bewußtsein zu erwarten. Mit der Drogen fing der Trip in die Innerlichkeit an. Und er ging weiter.

Das Rauschgift hat die Leute, so berichtet der Chef des „Krisenzentrums“ in Atlanta, „für Vorgänge außerhalb unseres Erfahrungsbereichs empfänglich gemacht“ — und er zählt auf: Astrologie, schwarze Magie, hellseherische Fähigkeiten, Religion. In der Tat sind inzwischen viele der in den USA lebenden Sippen vom Rauschgift auf Jesus umgestiegen.

„Jesus ist der größte Trip“

Als vor vier Jahren in Amerika junge Leute auf der Straße aus Bibeln zu lesen begannen und Jesus als den größten Revolutionär priesen, schien niemand zu ahnen, daß sich daraus eine Massenbewegung entwickeln würde. „Gesucht wird“, heißt es in einer der fünfzig auflagenstarken Jesus-Zeitschriften (die „Hollywood Free“ erscheint allein in 400 000 Exemplaren), „Jesus Christus, äußere Erscheinung typischer Hippie ... langes Haar, Bart, Robe, Sandalen ...“ Millionen Jugendliche hat diese Bewegung in letzter Zeit allein in den Vereinigten Staaten erfaßt. Fast alltäglich geworden sind die Massenzeremonien, bei denen sich Tausende unter dem Klang von Chorälen im Bearrhythmus an den Stränden taufen lassen.

Die Jesus-Bewegung schien zunächst wenig mehr als eine neue Mode, eine frisch entdeckte Marktlücke, die mit amerikanischer Geschäftsgründlichkeit und Werbespektakelzubehör aufbereitet und erschlossen wurde; schließlich hatte man manches Geschäft mit den „Linken“ gemacht, warum also nicht auch Jesus vermarkten. So wurden Jesushemden, Anstecknadeln mit frommen Sprüchen („Lächle, Gott liebt dich“) gehandelt, Jesusplakate und Jesusfilme erschienen, man warb mit Jesus für alle möglichen Produkte, Platten- und Kassettenfirmen warfen die neuesten Hits aus der zur „Rock-Oper“ verbeauteten Passionsgeschichte „Jesus Christus Superstar“ auf den Markt. Die Namen der Jesus-Beat-Gruppen paßten sich an — nicht mehr „Rolling Stones“ oder „Revolution“, sondern „Hoffnung“, „Taube“, „Freudebringender Klang“, „Der ewige Rausch“; ihre Titel ebenfalls: „Jesus is just alright“, „Remember Bethlehem“. Und Schlagerstar Pat Boone spielte die Hauptrolle in dem Film von der Bekehrung des Bandenführers Lord Nicky Couz zum Jesus-Jüngling; er erzählt die Geschichte zweier junger Prediger, die barfuß auf Jesu Pfaden mit einem Holzkreuz durch Amerika pilgern, auf dem geschrieben steht: „Jesus ist der größte Trip“.

Trotz der Profite, die mit Jesus gemacht werden, läßt sich die Jesus-Bewegung so wenig auf das Problem eines neu erschlossenen Marktes reduzieren wie auf eine bloße Manipulation der Anhänger dieser Bewegung durch die Massenmedien. Diese Religiosität ist so wenig wie irgendeine andere bloßer „Priesterbetrug“. Sie ist Fluchtweg aus einem Alltag der Existenzunsicherheit, der Beziehungsarmut, des Verlustes menschlicher Werte, aus einer Welt, in der man sich als ausgeschlossen von der Veränderung der Gesellschaft erlebt. Sie ist zugleich Reaktion auf Vietnam, Kambodscha, auf die Unsicherheit der Arbeitsplätze, auf die Diskriminierung der Neger, das Wachstum der Kriminalität, sie ist die resignierende Suche nach einer heilen Welt jenseits der Wirklichkeit, abseits der aktiv die Gesellschaft verändernden politischen Bewegung. Was ihnen bleibt, ist das Beten. „Ich bin so ausgefüllt von Jesus ... Jesus ist wahnsinnig schön ... duftet ... ich spüre Jesus in mir ... Jesus der tollste Trip ... high von Jesus“, so artikulieren Jesus-Anhänger ihre aus der Angst vor den wirklichen Verhältnissen entstandenen religiösen Gefühle.

In der Bundesrepublik, wohin die Jesusbewegung, von den Massenmedien sofort hochgespielt, seit Monaten übergegriffen hat, wird in den Antworten von jugendlichen Jesusanhängern die Resignation gegenüber den Herrschaftsverhältnissen als Ursache des Trips in die Innerlichkeit deutlich: „Ich bin jetzt vierundzwanzig“, gibt Gabi K. aus Helmstedt zu Protokoll, „ich habe demonstriert, die Bullen haben mich zusammengeschlagen. Wir haben gehascht, und die Bullen saßen nebenan. Laßt mich doch in Ruhe mit dem Scheißverein. Ich will nichts mehr ändern. Es ist schön, wenn man weiß, man ist trotzdem nicht verloren, sondern Jesus hat einen gerettet.“ Und Klaus Kopaun, ehemals SDS: „Wir haben's doch versucht! Was ist passiert: Nichts. Wir haben's wirklich versucht. Diese Gesellschaft ist doch so beschissen. Ich glaub' nicht mehr, daß wir was machen können. Gegen die Strauß' und Flicks kommt man nicht an.“ Das Debakel der eigenen politischen Vorstellungen wird ausgedehnt auf Politik schlecht-

hin, ja diese wird nun zur Ursache der „Entfremdung“ erklärt. Patentlösung wird eine auf passive Duldung reduzierte Liebe zu Menschen im allgemeinen, zu Unternehmern, Politikern und Polizisten im besonderen. Nicht im System, in der eigenen „Lieblosigkeit“ suchen sie den Schuldigen. Indem sie sich selbst bezichtigen, helfen sie sich selbst unterdrücken.

Das macht die „Jesus-Revolution“ den Herrschenden sympathisch. So zahlt und organisiert der Millionär Bill Bright den jährlichen Campus-Kreuzzug der Jesus-Anhänger mit zwölf Millionen Dollar und dreitausend angestellten Missionaren. „Unser Ziel ist es“, verkündete er, „bis 1976 die USA und bis 1980 die ganze Welt mit dem Evangelium Christi zu erobern.“

Aber nicht nur die finanzielle Unterstützung, auch der Beifall kommt von rechts. So lobt *Bild am Sonntag* den Jesus-Kult als Bekehrung der rebellischen Jugend aus ihrer „fehlgeleiteten Sturm-und-Drang-Zeit“. Und die *Welt am Sonntag* feiert die Moral der Jesus-Jünglinge, die „ohne Vandaliere, zügellosen Rauschgiftgenuss, sexuelle Liberalitätage“ zu leben wünschen; die Polizei wird belobt, weil sie begonnen habe, die „sauberen, gesetzten Hippies“ zu lieben. Der Jesus-Kult ist ihnen der effektivste Fluchtweg, denn er verspricht nicht nur den Rauschgiftverbrauch einzuschränken (der allmählich über die Kampfunfähigkeit der GI's in Vietnam hinaus mehr und mehr auch die Verwertbarkeit beeinträchtigt), er ist auch der entmündigendste. Dieser Jesus-Kult ist das Gegenteil jener linken Bestrebungen in der katholischen und evangelischen Kirche, die die christliche Botschaft zunehmend als Auftrag, die menschlichen Verhältnisse zu verändern, begreifen. Die Jesus-Bewegung erwartet von oben, was nur von unten gelöst werden kann: die Veränderung der Gesellschaft. Statt die Welt zu verändern, zielt sie ausschließlich auf Veränderung der Innerlichkeit. Das ist der reaktionäre Kern der neuen Romantik, die in der Jesus-Bewegung nun ihr Lieblingskind gefunden hat.

Wen wundert's, daß Presse, Funk und Fernsehen da sofort einsteigen. Man hat ein Interesse daran, das Image einer „befriedeten“ Jugend zu pflegen, die durch Jesus high geworden ist, getröstet durch ihre Illusionen, abseits von der Veränderung der herrschenden Besitz- und Machtverhältnisse.

Jesus-Bewegung als Flucht in die Innerlichkeit hat in der Bundesrepublik ebenso wie in den USA ihre Vorläufer in Rock-Festivals, Psychodelik, Drogen, Okkultismus, fernöstlicher Mystik. Jesus ist also bloß eine der Stationen auf dem romantischen Weg einer entfremdeten Jugend aus der Wirklichkeit. Dabei ist diese Flucht, ob in Natur oder Religion, für die Mehrzahl der Jugendlichen auf die Freizeit beschränkt; tagsüber arbeiten sie gewöhnlich brav fürs Kapital.

Das aber, was sich als Subkultur bezeichnet, ist ebenfalls zumeist nur das imperialistische Freizeitangebot an illusionären Ersatzwelten für den durch Elternhaus und Schule zur Unmündigkeit kultivierten Durchschnittsjugendlichen. Was er für „seine“ Jugendkultur hält, wurde für seine manipulierten Wünsche zurechtgemacht, und die „neue Romantik“ liefert dafür die Stilelemente, im Dutzend billiger. Jene Gruppen aber, die — teils schon begleitet von Teleobjektiven und Richtmikrofonen — immer aufs neue „ausbrechen“, um sich der Gesellschaft total zu verweigern, helfen so das imperialistische Freizeitangebot zu mehren; denn was sie an Fluchtwegen auskundschaften, verbreiten und vermarkten die Herrschenden sofort zum neuesten Stand, zum letzten Schrei — modischer Wandel der Fluchtwiege, um die Jugend von politischer Bewußtheit desto effektiver fernzuhalten. Das ist der Zusammenhang zwischen der romantischen Suche nach politischen Freiräumen und ihrer Umfunktionierung zur Teenager-Fair, zur Manipulation der Freizeit der nichtorganisierten Jugend. So helfen sie mit am Ausbau dessen, vor dem sie fliehen. Die meisten unbewußt, andere aber auch schon bewußt. So zielte die Gründung der Langhans-Kommune in München von vornherein auf kommerzielle Verwertbarkeit ihrer Drop-out-Lebensweise. Ihr Konzept, für die Massenmedien berich-

tenswert zu leben, erlaubte zunächst noch, eigenes — exotisches — Selbstverständnis anzubieten, um bald nur noch das abzuliefern, was „die Leute“ bei den Interviews hören und sehen wollten. So brachte es diese Clique zu sieben Autos und einem Schloß mit 25 Zimmern, Miete 4000 Mark. Sie enthüllte sich selbst — und zugleich die kommerzielle und ideologische Funktion von Fluchtwegen für den imperialistischen Freizeitbetrieb: Sie verdienen sich ihr Geld, sie lieferten einen verwertbaren Markenartikel. Sie wußten, wo er gefragt war. Sie wandten sich mit dem Angebot zum Verkauf ihrer Ware an Springers Illustrierten-Agenten, Josef von Ferenczy. Die sich einst ultra-„links“ gebärder hatten, erwarteten die Kommerzialisierung ihrer Lebensweise von der extremen Rechten. Und die hat Bedarf — und sie hat damit auch Erfolge. Während die geheimen Vietnam-Dokumente aus dem Pentagon den menschenfeindlichen und aggressiven Charakter der imperialistischen Politik enthüllen, wird über die „Love story“ geweint und der weichen Welle in der Pop-Musik, den melancholischen Folk- und Country-Melodien gelauscht, und auch die Kinos steigen schon um auf Märchen und Verzauberung. Emanzipation der Frau ist passé, um den Lebensgefährten wirbt man nicht mehr mit „Suche Linksüberholer“, sondern „Suche Romantiker“ und „Wer kann mit mir beten“.

Die weiche Welle dieser „friedlichen“ Jugend soll ihren Ausgang auf dem Pop-Festival in Woodstock genommen haben, als 300 000 Jugendliche tagelang in der Magie der Pop-Musik versunken. Würde man den Massenmedien glauben, müßte heute die ganze Jugend der westlichen Welt so sein. Sie ist es aber nicht, zum einen, weil dieses Bild einer entpolitisierten, verträumten Jugend die politisch organisierten jungen Arbeiter, Lehrlinge, Studenten und Schüler bewußt ausklammert, zum anderen, weil es nicht nur Woodstock gab, sondern auch Los Altamot, wo im Dezember 1969 fanatische Hörer der Rolling Stones ein blutiges Massaker anrichteten. Offenbar finden sich auch unter der „friedlichen“ Jugend nicht wenige, die „den globalen dritten großen Krieg ... als notwendige Erscheinung der geistigen, bewußten Evolution des Menschen“ betrachten. Nachzulesen im *Spiegel*. Diese „friedliche“ Jugend ist also zur Gewalt mißbrauchbar — ist faschisierbar —, weil sie unmündig gemacht worden ist, weil sie nicht in sich, sondern in Führern die Maximen ihres Handelns sucht, überweltlichen oder aber weltlichen. Auf dem Büchermarkt gibt es einen neuen Bestseller: „Die Kinder von Torremolinos“ des Amerikaners J. Michener, ein Roman über das Mekka der Drop-outs: „In Torremolinos“, heißt es da, „gibt es kaum Enttäuschungen. Da gibt es Musik und Strand und junge Leute, die den Kalender verloren haben.“ Torremolinos ist ein Ort in Spanien.

In *kürbiskern* 2/71 hatte Horst Holzer („Achteinhalb Millionen“) auf die bedenklichen Aspekte der vielzitierten Untersuchung „Jugend und Demokratie. Politische Einstellung der westdeutschen Jugend. Juventa Verlag, München 1970“ von Walter Jaide hingewiesen. Jaides Thesen verunsichern bis heute noch die Diskussionen unter Demokraten und Sozialisten. Vor allem dienen sie als ein Alibi für die bürgerlich-liberale Öffentlichkeit in der Auseinandersetzung mit dem Rechtskartell: Jaides Fazit, besonders die Arbeiterjugend — Berufsschüler, Lehr- und Anlernlinge — seien „antidemokratisch“ orientiert, wird letztlich dazu benutzt, um das ständige Zurückweichen der sozial-liberalen Koalition vor den konservativ-reaktionären Kräften zu bemühten. Welche Methoden Jaides Untersuchung zugrundeliegen, zeigt die vorliegende Analyse. Redaktion *kürbiskern*.

Der Meinungsfragebogen, der 100 Fragen enthält, ist das zentrale Instrument der Untersuchung Jaides. Es ist daher legitim, ihn auch in einer Kritik in den Mittelpunkt der Diskussion zu stellen.

Die Kriterien für die Zuordnung bestimmter Fragen zu einem Meinungsfaktor, d. h. für die Lösung des Problems, die Beantwortung welcher Fragen durch welchen Meinungsfaktor hervorragend bestimmt wird, sind hier *inhaltlich* nicht ausgewiesen. Ungebrochen durch wissenschaftliche Erörterungen wird das Politikverständnis Jaides in die Untersuchungsinstrumente übernommen.

Mir ist völlig schleierhaft, was die Beantwortung folgender Fragen mit einem „Extrem-Links-Faktor“ zu tun haben soll, insbesondere mit „radikaler Demokratie“ bzw. „sozialistischer Gesellschaftsreform.“: „Glauben Sie, daß es für unsere (!) Demokratie besser wäre, wenn nicht die Kandidaten der Parteien, sondern Vertreter aller Berufsverbände als Abgeordnete in die Volksvertretung gewählt würden?“ (13/37,65 Prozent Ja-Stimmen). Ich Einfaltspinsel habe immer gedacht, derartige korporativistische Vorstellungen seien nur im Zusammenhang mit autoritären und faschistischen Regimes zu finden.

„Sind Sie der Meinung, daß eine vom Staat gelenkte Wirtschaft (Planwirtschaft) auf längere Sicht größere Erfolge hat als die freie (!) Wirtschaft?“ (82/34,58 Prozent).

Als ob das entscheidende Kriterium für den Sozialismus die Planwirtschaft ist! Geplant wird auch im Kapitalismus, spätestens seit Keynes. Es fragt sich bloß, für wen? Der Unterschied zu den sozialistischen Ländern ist schon eher mit dem Wörtchen „frei“ getroffen. Denn deren Wirtschaftsverfassung ist in der Tat nicht „frei“, d. h. sie ist nicht in das Beleben privater Konzerne gestellt.

Jaide behauptet, daß die Beantwortung der Fragen: „Glauben Sie, daß es für unsere Demokratie besser wäre, wenn nicht die Kandidaten der Parteien, sondern Vertreter aller Berufsverbände als Abgeordnete in die Volksvertretung gewählt würden?“ (13/37,69 Prozent) oder: „Befürchten Sie, daß uns die Chinesen eines Tages überrennen und unterwerfen?“ (32/43,64 Prozent) auf einen „Extrem-Links-Faktor“ schließen lasse. Die erste repräsentiert dabei eine Gruppe von Fragen, die auf „radikale Demokratie“ entgegen der gegenwärtigen Praxis des parlamentarischen Systems in der Bundesrepublik abzielen soll, während die zweite etwas mit „sozialistischer Wirtschafts- und Gesellschaftsreform“ (S. 38) zu tun haben soll. Ergo: Sozialismus ist, wenn viele gelbe schlitzäugige Chinesen in die Bundesrepublik kommen und uns überrennen und unterwerfen. Dagegen spart er die Frage: „Stimmen Sie den linksextremen Studenten in ihren politischen Ansichten zu?“, die trotz der darin enthaltenen Negativsuggestion von immerhin 18,12 Prozent mit „ja“ beantwortet wurde, aus dem Meinungsfaktor „progressiv“ oder „extremlinks“ aus, eine Zuordnung, die mir schon vom Wortlaut der Frage her

zwingend erscheint. Nein! Jaide hat einen Clou zur Hand. Er steckt sie zum Meinungsfaktor „abrüsten, entgegenkommen“, wo sie unter Innenpolitik neben außenpolitischen Fragen rangiert wie „Sind Sie der Meinung, daß die (!) Amerikaner, ihre Truppen in Vietnam verstärken sollen?“ (19/34,86 Prozent) Wie er auf diese Idee gekommen ist, wird sein Geheimnis bleiben. Und ich bin sicher, daß es dafür keine wissenschaftliche Erklärung gibt, es sei denn beliebige Zahlenspielereien würden in den Rang der Wissenschaft erhoben.

Unter den Meinungsfaktor „Befürchtungen und Ängste“ subsumiert Jaide die Frage: „Meinen Sie, daß wir innerhalb der nächsten fünf Jahre eine schwere wirtschaftliche Krise erleben werden?“ (3/35,96 Prozent) Das möchte Karl Schiller auch gerne wissen! Er hat in dieser Beziehung garantiert auch „Befürchtungen und Ängste“. Denn wer könnte davon in einem gesellschaftlichen System frei sein, das mehr oder weniger schwere wirtschaftliche Krisen mit einer Beständigkeit produziert wie die Natur die Jahreszeiten. Eine positive Antwort auf diese Frage hat also durchaus einen rationalen Hintergrund, wenn dieser auch von den Befragten nicht gesehen sein mag, was keineswegs erwiesen ist. Wie beliebig und jeder politischen Wendung zugänglich die Technik ist, offenenbar Zuordnungen, die mich sogar am guten Willen Jaides zweifeln lassen. Er stellt die Frage: „Glauben Sie, daß Deutschland, wenn es wiedervereinigt wäre, eine Weltmacht würde?“ (14/38,70 Prozent) Um sie dem Meinungsfaktor „faschistoid“ zuzuordnen! Jeder Sozialist würde bestätigen, daß ein wiedervereinigtes kapitalistisches Deutschland, das es nie geben wird, zur Weltmacht aufsteigen würde. Ergo: in ihm schlummern faschistoiden Züge. Einen doppelten Salto schlägt Jaide bei der Frage: „Glauben Sie, daß ein Mann wie Hitler heute in Deutschland (etwa in der DDR) wieder an die Macht gelangen könnte?“ (99/38,33 Prozent). Einmal schlägt er sie dem Meinungsfaktor „faschistoid“ zu und ein anderes mal bescheinigt er denen, die mit „ja“ geantwortet haben, problembewußte Beantwortung der Frage (S. 61). Und beides für ein „ja“.

Glatte Irreführungen, die die antiaufklärerische Tendenz und Wirkung der Untersuchung unterstreichen, stellen folgende Fragen dar.

„Sind Sie der Meinung, daß die Entwicklungsländer aus eigener Kraft ihre Wirtschaft aufbauen sollen?“ (6/30,47 Prozent) und „Schaffen wir (!) uns eine neue Konkurrenz auf dem Weltmarkt, wenn wir (!) die Entwicklungsländer unterstützen?“ Sollte Herrn Jaide nicht bekannt sein, daß die unterdrückten Länder der Dritten Welt ihre Wirtschaft nicht nur alleine aufbauen, sondern damit sogar noch die kapitalistischen Länder „unterstützen“?

Das heißt von diesen ausgebeutet werden? Was geschieht, wenn ein solches Land sich dem Einfluß des Kapitalismus entziehen will, sehen wir an Vietnam, Kuba, Chile, deren Aufzählung exemplarischen Charakter hat. Solche Meinungen sind jedoch nach Jaide durch eine „Intoleranz der Ambiguität“ (Doppelsinnigkeit) gekennzeichnet, die demjenigen eignet, der „ja“ sagt zu dem Satz: „Im letzten sind unsere grundsätzlichen Schwierigkeiten durch praktische und wirtschaftliche Gründe und nicht durch menschliche und psychologische Ursachen bestimmt.“ (S. 141)

„Sollen die demokratischen Staaten des Westens praktisch etwas unternehmen (geht das auch theoretisch? RK) gegen die Militärdiktatur in Griechenland?“ (89/39,62 Prozent) Hat der CIA etwa seine Finger nicht im Spiel gehabt im April 1968, als die Militärs mit einem NATO-Plan an die Macht kamen, wie bei allen „Präventivschlägen“ gegen den Kommunismus? Sind also die „demokratischen Staaten des Westens“ womöglich nur so lange „demokratisch“, als das den Kapitalismus nicht antastet? Wer diese Probleme sieht, weiß mit Jaides Frage nichts anzufangen, oder macht in Optimismus, indem er, auf die Demokraten hoffend, mit „ja“ antwortet. Hoffentlich wird er dabei nicht durch die ausgezeichneten laufenden Geschäfte zwischen den USA/BRD und Griechenland enttäuscht. Aber wie war das mit der „Intoleranz der Ambiguität“?

Auch die Fragen zur Ostpolitik, die ansonsten eine Domäne der Liberalen ist, sind nicht frei von Tendenz: „Sind Sie der Meinung, daß Deutschland (!) auf die Gebiete jenseits der Oder-Neisse-Linie verzichten soll?“ (26/41,54 Prozent). „Meinen Sie, daß Polen ein Recht auf die Gebiete jenseits der Oder-Neisse-Linie hat?“ (60/37,51 Prozent) Ich will einmal davon abschren, daß die DDR längst auf diese Gebiete „verzichtet“ hat. Verwundern muß, daß „Deutschland“ ein „Recht“ auf die Gebiete zugesprochen wird, denn es soll ja „verzichten“, während ein „Recht“ Polens von vornherein in Frage steht. Die Antworten auf solche Fragen halte ich für nicht auswertbar, da sie, bewußt oder unbewußt, mit falschen Voraussetzungen verknüpft sind.

Relikt des Kalten Krieges ist neben dem schon zitierten Chinesenüberfall auch die Frage: „Halten Sie Walter Ulbricht für einen gefährlichen Politiker?“ (10/41,54 Prozent), auf die ich in einem anderen Zusammenhang zurückkommen werde. Übrigens: „Sind nach Ihrer Meinung demokratische Grundrechte für die Deutschen in der DDR wichtiger als Wiedervereinigung?“ (42/56,18 Prozent). Hat im Westen je eine herrschende Macht an Wiedervereinigung gedacht, geschweige denn etwas dafür getan? Und die „Grundrechte“ der DDR sollen wohl die werden, auf die bei „uns“ das Großkapital seine Macht stützt! Wie Jaide mit Suggestivfragen hantiert, habe ich schon dargelegt. Abgesehen davon, daß die Fragen zu „Befürchtungen und Ängsten“ durchaus nach rationalen Kriterien beantwortet werden können, also gar keinen direkten Schluß auf Irrationalismen zulassen — etwa ob es in nächster Zeit einen Atom- oder Weltkrieg geben wird —, halte ich es für geradezu lächerlich, mit einem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit Fragen zu stellen wie: „Beunruhigt Sie die allgemeine Weltlage?“ (30/57,91 Prozent), oder: „Ein bekannter Satz heißt: „ieber rot als tot“. Schließen Sie sich dieser Meinung an?“ (61/39,71 Prozent). Einmal ist kaum definierbar, was „allgemeine Weltlage“ ist. Ich kann mir denken, daß für viele ihre eigene (ökonomische) Lage hoch mit der allgemeinen Weltlage korreliert. Und das nur zu berechtigt.

Zum anderen kann ich mir nicht vorstellen, welche Schlüsse aus der zweiten Frage zu ziehen sind. Außerdem heißt der Satz, soweit ich weiß: Lieber tot als rot. Schließlich ist er Ausgebot des Kalten Krieges gegen Sozialisten und Kommunisten gewesen, und nur in diesem Zusammenhang ist er interpretierbar.

Der Fragebogen „Politisch-historisches Wissen“ (S. 144/6) wird von Jaide nur in Auszügen wiedergegeben, aber von den zehn aufgeführten Fragen halte ich einige für außerordentlich problematisch.

Die richtige Antwort auf die Frage: „Was bedeutet ‚Trennung von Kirche und Staat?“ soll lauten: „Nichteinmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten und umgekehrt.“ Das entspricht dem Grundsatz der Verfassung und der Wirklichkeit. Denn „einzuzeichnen“ brauchen sich die konservativ-reaktionären Kirchenfürsten und Staatsmänner nicht in ihre jeweiligen Geschäfte. Sie arbeiten auf freiwilliger Basis sehr gut zusammen. Die Frage: „Was heißt ‚Bildungsnotstand?“ soll richtig beantwortet werden mit: „Zu wenig Geld für Wissenschaft und Bildung.“ Bei der derzeitigen Misere der Ausbildung, nicht nur bei den Lehrlingen, kann ich mir gut vorstellen, daß vielen die Antworten: „Zu viel Wissensstoff, den man lernen muß“ und „Zu lange Ausbildung in vielen Berufen“ wesentlich näher liegen, weil sie Ausdruck der alltäglichen Realität der Auszubildenden sind. Wie jemand auf die Idee kommen kann, Jugendliche, die zur fraglichen Zeit zwischen 12 und 17 Jahre alt waren, zu fragen: „Von wem wurden 1965/66 Gespräche und andere Kontakte zwischen der Bundesrepublik und Polen empfohlen?“, bedürfte wohl einer Erhellung. Ihr politisch-historisches Wissen ist an einer politischen Initiative, die dank politischer Konstellationen im Sande verlief, schlechthin nicht zu messen.

Bei den Fragebögen zu 1. „Konervatismus, Dogmatismus usw.“, 2. „Neurotizismus“, 3.

„Extraversion“ habe ich mich gefragt, ob wir für diesen Zweck die Psychologie haben und was die Psychoanalyse für einen Sinn hat, wenn wir ihre Probleme mit derart einfachen Fragen lösen können.

1. „Sorgen Sie immer dafür, daß Ihre Arbeit sorgfältig geplant und organisiert ist?“ Muß politisch-emanzipatorische Arbeit etwa nicht „sorgfältig geplant und organisiert“ werden, wenn sie erfolgreich sein soll? Oder steckt in ihr auch ein Schuß „Rigidität“?
2. „Träumen Sie oft von Dingen, die man (!) am besten für sich behält?“ „Sind Sie sehr nervös?“, „Sind Sie leicht verstimmt?“, „Sind Ihre Gefühle leicht verletzt?“
3. „Sind Sie leicht verlegen?“, „Pflegen Sie schnell und sicher zu handeln?“, usw. usf. Ich habe keine Stelle gefunden, an der Jaide angibt, inwieweit aufgrund solcher Fragen relevante Aussagen gemacht werden können. (Er beruft sich selbstverständlich auf ‚Autoritäten‘.)

Es kann sein, daß hier aus mir eine allzugroße Laienhaftigkeit spricht. Aber folgende Argumente scheinen mir stichhaltig zu sein. Spätestens seit Marx wissen wir, daß die Menschen nicht immer das sind, wofür sie sich halten. Sie richten sich nach gesellschaftlichen Normen. Eine solche ist hier und heute der ‚Tatmensch‘. „Die Macher kommen“. Hinzu kommt, daß selbst der ruhigste Mensch einen Kreis hat, in dem er bestimmt wirkt, lebhaft ist usw. Deshalb ist fast jeder (sogar ohne Fälschung) in der Lage, die Fragen so zu beantworten, daß er als „extrovertierter“ Mensch erscheint. Inwieweit diese Aussage zutrifft, kann ich nicht nachprüfen, da Jaide für diese Fragebögen keine prozentuale Aufschlüsselung der Antworten liefert. Ich möchte hierzu noch ein Argument Jaides übernehmen, das er anführt, als er sich gegen „links“ rechtfertigt, warum er „utopische“ Fragen ausgelassen hat, um die Irrelevanz solcher „psychologischer“ Fragebögen zu unterstreichen: „Die Antworten auf solche Fragen (sind) nicht verifizierbar.“ (S. 11)

Jaides Politikverständnis wird überaus deutlich, wo er die Meinungsfragen in ein Schema „problembeußter“ und „naiver“ Beantwortung einordnet. Eine naive Beantwortung vermutet er in einer Bejahung der Frage: „Soll Ihrer Meinung nach jeder ohne besondere Schulbildung, allein durch Leistung, in jede Stellung gelangen können?“ (5/47,76 Prozent). Und: „Sind Sie der Meinung, daß die Kriegsverbrecherprozesse aufhören sollen?“ (21/68,98 Prozent)

Naiv ist doch nicht der Wunsch, jeder solle in jede Stellung gelangen können. Naiv ist höchstens der Glaube, dies sei in der bestehenden Gesellschaft möglich (hier kommt man nicht einmal mit Schulbildung in jede Stellung). Die vorliegende Fragestellung läßt jedoch eine Interpretation in diesem Sinne von Naivität nicht zu und ich kann mir nicht denken, daß Jaide sie überhaupt beabsichtigt hat.

Die Kriegsverbrecherprozesse einzustellen, ist kein „naives“ Verlangen, wo die Problematik des Satzes „die Kleinen hängt man, die großen läßt man laufen“ erkannt worden ist. In einer Gesellschaft, in der Namen wie Krupp, Thyssen, Abs wieder hochangesehen sind, während sie in den Nürnberger Prozessen in einem Atemzug mit dem Wort „Kriegsverbrecher“ fielen, ist der Wunsch, die Jagd auf die Unterblüttel einzustellen, erklärbar, vor allem deshalb, da die Prozesse allzuoft nur noch eine Entlastungsfunktion für eine Gesellschaft haben, die weder strukturell noch politisch den Faschismus überwunden hat. Dagegen soll eine *negative* Antwort auf die Frage: „Sind Sie der Meinung, daß Politiker ihre Wähler oft betrügen?“ (25/60,48 Prozent und eine *positive* zu: „Ist Ihrer Meinung nach die EWG ein so wichtiger Zusammenschluß auf dem Weg zum geeinten Europa, daß wir Deutschen (!) dafür sogar große Nachteile in Kauf nehmen sollen?“ auf eine problembeußte Beantwortung schließen lassen (54/51,69 Prozent).

Bin ich etwa naiv (und dazu noch faschistoid, wie Jaide auf Seite 29 darstut), wenn ich

sage, daß die „Spiegel-Affäre“ und die „Affäre Geldner“, die legitimerweise eigentlich „Affären Strauß“ genannt werden müßten, Indizien dafür sind, daß „Politiker (nicht nur) ihre Wähler oft betrügen?“ Nicht eingehaltene Wahlversprechen, die nie gemacht wurden, um gehalten zu werden, sondern um Wählerstimmen zu ködern, haben doch auch irgendwo den Geruch des Betrugs. Diesen Tatbestand kann nur wegdiskutieren, wer sich buchstabentreu an das Strafgesetzbuch klammert. Wer einen Fernschapparat mit drei Programmen anpreist und verkauft, der nur ein Programm hat, wird vor Gericht gestellt. Wer sich und seine Partei mit leeren Versprechungen und damit die Wähler für dummkopf verkauft, der ist, wenn er auf der richtigen Seite steht, nach der Wahl Bundeskanzler. In diesem Sinne ist es selbstverständlich naiv, zu sagen, die Politiker betrügen ihre Wähler. Wer sollte sie wohl richten?

Was das „geeinte Europa“ angeht, so muß die Frage erlaubt sein, wem eigentlich dieser Zusammenschluß nützt? Soweit ich die Geschichte überblieke, steckte hinter Formulierungen wie: „Wir Deutschen müssen Nachteile in Kauf nehmen“, (oder Maßhalten usw.), immer, daß die Lohnabhängigen die Nachteile zu tragen hatten. Also muß jemand, der eine negative Antwort auf die Frage (54) als naiv bezeichnet, auf der Seite der Nutznießer sitzen und zudem von den Lohnabhängigen eine gehörige Portion Masochismus verlangen.

Zu der Aufteilung in „problembeußte“ und „naive“ Beantwortung fällt Jaide nachträglich ein: „Diese Liste weckt den Wunsch, man hätte zur Beantwortung der Fragen ebenfalls noch die Kriterien für deren Beantwortung durch entsprechende Vorgaben mit erfragt. Das hätte allerdings den Aufwand vervielfacht und auch wiederum neue Schwierigkeiten durch die Erstellung und Interpretation der Begründungsvorgaben mit sich gebracht.“ (S. 61)

Eine bessere Selbstdarstellung technizistischer Wissenschaft kann ich mir nicht denken. Eine offensichtliche Schwäche der Untersuchung wird bemängelt mit der Feststellung, daß andere Verfahren womöglich größere Schwierigkeiten (vor allen Dingen inhaltlicher Art!) gemacht hätten. Aussagekräftigere Forschungsergebnisse werden mit dem Verweis auf „Schwierigkeiten“ verworfen. Auf die Idee, daß man die Begründungen auch ohne „Vorgaben“ (wie sähen die wohl aus?) erfragen kann, ist Jaide erst gar nicht gekommen. „Jede Strategie hat ihre Grenzen und jedes Verfahren seine Interpretationsschwierigkeiten.“ (ebenda) Mit solchen nivellierenden und nichtssagenden Äußerungen soll der Eindruck verwischt werden, mit größerer Anstrengung hätten verbindlichere Aussagen gemacht werden können. Deshalb verschweigt Jaide wohl auch, wo die Grenzen jedes Verfahrens liegen. Denn bei einer Untersuchung, die die Kriterien der Beantwortung mit erfragt hätte, wäre die Systemverhaftetheit allzudeutlich geworden. Dafür hätte sich die intersubjektive Nachprüfbarkeit erhöht. Zudem hätte Jaide bei der Interpretation der Ergebnisse engere Grenzen stecken müssen, wenn ihm nicht manche Argumentationskette völlig unmöglich gemacht worden wäre.

Diese Interpretationen zeichnen sich aus durch ihre Beliebigkeit. Nur selten sind die Kriterien angegeben, nach denen Jaide vorgeht. Und wenn er sie angibt, hält er sich nicht daran. Ich hoffe, im folgenden deutlich machen zu können, wie er ein ganz bestimmtes Ziel bei seiner Interpretation der Untersuchungsergebnisse verfolgt, worunter die Wissenschaftlichkeit leidet, wenn nicht verloren geht.

Bei der „Diskussion der Befunde“ teilt Jaide in einer Rechtfertigung gegen „links“ mit, daß „durch Itemanalyse mangels Ja-Stimmen (unter 20 Prozent)“ einige Fragen ausgeschieden wurden. (S. 38) Unter dem Meinungsfaktor „Immobil-Konservativ“ (S. 26) finden sich jedoch gleich zwei Fragen, die (weit) unter 20 Prozent Ja-Stimmen erhielten: „Sollen nach Ihrer Meinung Jugendliche, die sich gegen die Ordnung der Erwachsenen stellen, in einem Arbeitsdienst zusammengefaßt werden?“ (76/19,58 Prozent) Zur „Ordnung der Erwachsenen“ gehören auch sehr vernünftige Dinge, wie Verbot des Tötens

u. ä. Man hätte schon spezieller auf die politische Ordnung abstellen müssen, wenn daran die noch darzulegenden Folgerungen angeschlossen werden sollen.

„Sind sie der Meinung, daß die NPD mehr für Deutschland tun kann als die anderen Parteien?“ (insbesondere für die DDR?) (80/9,52 Prozent)

Diese Manipulationen wären relativ unerheblich, wenn Jaide diese Zahlen nicht mit einem gedanklichen Salto mortale gegen die Jugend wenden würde: „Die Ordnung der Erwachsenen soll vor jugendlichen Störern nach faschistischem Vorbild bewahrt werden. Falls das alles nicht hilft, wird von einigen als letzter Büttel die NPD reklamiert.“ (S. 26)

Ich muß sagen, angesichts des passablen Rechtsdralls der CDU/CSU und einer in großen Teilen weit nach rechts kopflastigen SPD kann mich dieses Ergebnis nur in Erstaunen versetzen. Ich hätte im Jahr nach dem 2. Juni (die Daten wurden 1968 erhoben) mit der verstärkt einsetzenden Sozialistenhetze mehr Punkte für die NPD erwartet. Wie viele die NPD auch tatsächlich wählen, oder ihr sogar beitreten würden, hat Jaide vorsichtshalber nicht gefragt.

Dies ist nicht die einzige Stelle, an der Jaide die von ihm selbst gesetzten Grenzen der Untersuchung überschreitet. Wo ihm Beweise für eine „Entfremdung nach rechts“ fehlen, greift er auf Vortest-Ergebnisse zurück, die zwischen 5 und 8 Prozent lagen, denn sie „(hätten) eventuell (!) eine Ladung auf dem Meinungsfaktor 4 (faschistoid) erhalten“. (S. 42) Man merkt die Absicht und ist verstimmt.

„So wie Staatsverwaltung, Parteien und Militär sollen vermutlich (!) auch die übrigen gesellschaftlichen Mächte (Kirchen, Landwirtschaft, Bergbau) weiterhin salviert und sekuiliert bleiben.“ (S. 27) Nach dieser vernichtenden Kritik kann man schlagende Beweise verlangen. Jaide bleibt sie, ich möchte sagen, wie zu vermuten war, schuldig. Denn nur 23,06 Prozent sind für die Beibehaltung des Religionsunterrichts. Sollten das etwa die sein, bei denen der Unterricht interessant ist, weil nicht nur Glaubensformeln abgefragt werden?

Die Diagnose bezüglich der Landwirtschaft und des Bergbaus bezieht sich gar auf eine Frage, die alle anderen als Jaides Interpretation zuläßt. „Meinen Sie, daß finanzielle Zuschüsse des Staates an einzelne Wirtschaftszweige (Landwirtschaft, Kohlebergbau) deren Lage auf die Dauer bessern können?“ (27/47,39 Prozent) Wenn ich die Frage richtig verstanden habe, so wird mit ihr eine Meinung eingeholt über die Wirkung solcher Zuschüsse, nicht aber dazu, ob solche Zuschüsse zur „Salvierung und Sekurierung“ auch tatsächlich gezahlt werden sollen. (Nebenbei bemerkt, befinden sich nur die kleinen Landwirte und die Bergarbeiter in einer „Krise“. Denn an den Zechenstillegungen haben die Zechenherren nicht schlecht verdient.)

Ein wichtiges Merkmal aller etablierten politischen Bildung, die deshalb eher Verbildung genannt zu werden verdient, ist die Personalisierung gesellschaftlicher Probleme. Jaide sieht dieses Phänomen und stellt Fragen zu diesem Komplex: „War Adenauer nach Ihrer Meinung der größte deutsche Staatsmann seit 1900?“ (17/66,97 Prozent). „Sind Sie der Auffassung, daß Präsident Johnson zur Zeit der bedeutendste Verteidiger der Freiheit ist?“ (78/31,75 Prozent). „Halten Sie Walter Ulbricht für einen gefährlichen Politiker?“ (10/41,54 Prozent) und „Meinen Sie, daß die Verbrechen im Zweiten Weltkrieg nur auf Befehl Hitlers geschahen?“ (41/38,61 Prozent). Jaides Kommentar dazu: „Männer machen Geschichte“ und nur sie sind zu rühmen und verantwortlich zu machen. Dieses Klischee ist anscheinend noch für viele gültig, zumal es der ideologischen Verschleierung und Verharmlosung dient“ (S. 28).

Das Klischee ist so gültig, daß Jaide nicht einmal merkt, wie er die Personalisierung der Probleme der Jugend erst in den Mund legt, um sich dann darüber zu mokieren. Denn man kann Adenauer für den größten Staatsmann halten und Ulbricht für einen „gefährlichen Politiker“ (wie kommt man auf solche Fragen?), ohne gleich zu meinen, daß sie

allein die Geschicke der Welt lenken. Die Richtigkeit dieser These erweist sich da, wo echte Kriterien vorhanden sind, um auf Personalisierung schließen zu können. Diese Fragen erhielten auffallend weniger Ja-Stimmen! Im übrigen vergißt Jaide, daß auf die Fragen: „Meinen Sie, daß eine Partei den Wahlkampf mit einem Programm führen soll, anstatt ihre Parteiführer herauszustellen?“ (74) 68,53 Prozent mit „ja“ geantwortet haben. Zumindest für die Gegenwart wünschen sie also entpersonalisierte Politik! Warum die Frage: „Sind Sie der Meinung, daß Deutschland (!) seinen wirtschaftlichen Wiederaufstieg Ludwig Erhard verdankt?“ (49/42,91 Prozent) nicht in die Rubrik „große Männer“ aufgenommen wurde, ist mir unerfindlich.

Wie der antipersonalistische Jaide seine eigene Überzeugung unterläuft, erhellt die Frage: „Soll die Bundesrepublik den Beitritt Englands zur EWG auch gegen de Gaulle durchsetzen?“ (71/78,88 Prozent). Wie war das mit der Preisung der großen Männer? War de Gaulle nicht Repräsentant einer politisch-ökonomischen Fraktion?

Daß 42,91 Prozent der Befragten meinen „der deutsche (!) Arbeiter“ solle „wieder länger arbeiten, damit wir (!) die Gastarbeiter nachhause schicken können“ (17), und 57,58 Prozent der Überzeugung sind, daß „das Einkommen des Facharbeiters zu gering ist im Vergleich zu dem Einkommen der mittleren Angestellten und Beamten“ (48), veranlaßt Jaide zu der bissigen Bemerkung: „Wie hieß es doch: Nationalsozialistische Deutsche „Arbeiter-Partei!“ (S. 30). Die Logik, die in diesem Schluß liegt, ist frappierend. Insbesondere, was seine Beziehung zur zweiten Frage angeht. Ich würde Jaide die Untersuchungen von Erika Runge, Günter Walraff und diverse Statistiken zur Lektüre empfehlen, die etwas über die Einkommenslage der Arbeiter in der Bundesrepublik sagen. Vielleicht versteht er dann die 47,58 Prozent. Aber dann versteht er nicht mehr, warum nicht 100 Prozent mit „ja“ geantwortet haben.

Um dem Leser zu verdeutlichen, wie „objektive Wissenschaft“ arbeitet, sei der Kommentar zu der Frage: „Meinen Sie, daß Deutschland den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges allein verschuldet hat?“ (72/43,92 Prozent) zitiert: „Hierin manifestiert sich wahrscheinlich (!) eine Position, die „Schuld“ nicht abschieben will (auf wen auch? RK), diesen „Krieg“ (!) nicht verharmlosen und damit vermutlich (!) auch seine Folgen nicht nur den anderen zurechnen will.“ (S. 35)

Diese Aussage besticht durch ihre Präzision! Vor allen Dingen, daß der Zweite Weltkrieg ein Krieg in Anführungsstrichen war, muß erstaunen. Dazu sollte Jaide einmal die Kriegsopfer befragen. Diese könnten ihm auch eine Auskunft darüber geben, daß nicht „Deutschland“, sondern eine genau zu benennende Gruppe von revanchistischen Politikern, Generälen und Großkapitalisten (besonders Rüstungsproduzenten) den „Ausbruch“ dieses „Krieges“ verschuldet hat.

Welches Ziel verfolgt Jaide mit den offensichtlich haltlosen Interpretationen? Das Ergebnis ist klar: Es kommt einer kollektiven Diffamierung der von ihm untersuchten Jugendlichen gleich. Dabei scheut er kein Mittel. Nicht einmal seine eigenen Kriterien sind ihm heilig, wenn es darum geht, die behauptete Tendenz zu belegen, daß die Jugend „auf einen kleinbürgerlichen Bummelzug mit faschistoidem Kurswagen“ wartet (S. 109). Die Fragen zum Meinungsfaktor „progressiv“/„liberal“/„demokratisch“ haben Prozentpunkte zwischen 50 und 90 erreicht, wobei die Mehrheit zwischen 60 und 80 Prozent liegt. Irreführende Fragen wie die schon zitierten zur Oder-Neiße-Linie nehme ich hierbei aus (41,54 Prozent/37,51 Prozent). Da ich nicht annehme, daß eine positive Beantwortung der Frage, ob „Deutschland“ seinen wirtschaftlichen Wiederaufstieg Ludwig Erhard verdankt (49/42,91 Prozent) auf „Progressivität“ schließen läßt (siehe Jaides Kreuzzug gegen die Personalisierung), würde das bedeuten, daß auch hier 57 Prozent „progressiv“ votiert haben. Aus einer nur zu 32,11 Prozent positiven Beantwortung der Frage, ob „wir“ Gastarbeiter brauchen (59), zu schließen, 68 Prozent seien nationalistisch oder faschistoid gesinnt, ist zumindest bei den Arbeitern zu kurz gerif-

fen. Denn die wissen, daß nicht „wir“, sondern die Unternehmer die ‚Gast‘arbeiter brauchen, die als industrielle Reservearmee aufgrund ihrer ungesicherten Stellung gezwungen werden können jeden Dienst zu leisten, um so als Streikbrecher und Lohndrücker von den einheimischen Arbeitern getrennt zu werden.

Insgesamt bedeutet dies, daß nach Jaides eigenen Kriterien von „progressiv“ zwischen 60 und 80 Prozent der Jugendlichen für innerstaatliche Demokratie und außenpolitische Entspannung und Partnerschaft eintreten. Mir leuchtet zwar nicht ganz ein, was die Tatsache, daß jemand „Westberlin als einen Teil der Bundesrepublik“ betrachtet (69/92,59 Prozent) mit ‚Progressivität‘ gemeint hat, aber wenn Jaide sich diese Kriterien schon selbst gibt, dann sollte er sich bei seinen Interpretationen daran halten.

Es ist überhaupt ein hervorstechendes Merkmal der Interpretationen, daß Jaide sich um die Prozentpunkte, die die Fragen erreicht haben, kaum kümmert. Er gibt keine Zusammenfassung, die dem Leser deutlich machen könnte, wie es denn nun genau mit der Jugend steht. Er meint lediglich, daß „die progressiv-demokratische Tendenz auf längere Sicht die höhere Anziehungskraft entwickeln (dürfte)“ (S. 10), und zwar aufgrund einer reichlich mechanistischen Beziehung zwischen formalem Wissen und „Progressivität“. Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, daß er die radikaldemokratische Studentenbewegung als „links-extrem“ abzuqualifizieren sucht, dann wird deutlich, daß mit „progressiv“ hier nur diejenigen gemeint sind, die Jaides liberale Position teilen.

Was könnte der Grund für Jaides teilweise haarsträubende Interpretationen sein? Ich meine, daß sich hierin das Dilemma der bürgerlichen Demokratie widerspiegelt. Sie ist nicht darauf angelegt und in der Lage, massenhaft Demokraten zu erziehen. Die Menschen werden Demokraten erst durch die kritische Auseinandersetzung mit ihren Prinzipien. Für diese Unfähigkeit der Gesellschaft macht Jaide die Jugendlichen selbst verantwortlich. In seinem Nachwort, das wegen seines relativierenden Feuilletonismus und seiner unverbindlichen Aussagen nicht als wissenschaftliche Interpretation bezeichnet werden kann, streitet er dies ab: eine politische Abqualifizierung war „mit den obigen Feststellungen nicht gemeint“ (S. 105). Kommt hier Unsicherheit, Heuchelei oder eine sehr verschlüsselte Systemkritik zum Ausdruck?

An dieser Stelle ist eine Bemerkung zum Politikbegriff und zu der Relevanz politischer Einstellungen von Jugendlichen, wie sie im Meinungsfragebogen von Jaide erfragt wurden, notwendig.

Gesellschaft kommt nicht als Herrschaftsorganisation vor, sondern nur als „Nation“, in der alle gleich betroffen werden von politischen Entscheidungen. Einsicht in gesellschaftliche Probleme, eine alte Forderung kritischer politischer Bildung, wird überhaupt nicht verlangt. Schon von daher ist fraglich, ob die Untersuchungsergebnisse derart weitgehende Schlüsse zulassen, wie sie Jaide zieht. Zum anderen ist offen, inwieweit die Meinungen der Jugendlichen schon fest geprägt sind, oder ob nicht eher ein (verständliches) „Nachbeten“ der Meinungen der Eltern oder anderer „kompetenter“ Persönlichkeiten zu vermuten ist. Das würde nämlich bedeuten, daß die erfragten Meinungen nur äußerlichen, aufgesetzten Charakter haben und durch Lernprozesse veränderbar sind. (Man sollte die heute „linken“ Studenten einmal fragen, welche Meinung sie 1966/67 zur großen Koalition hatten.) Das ist ein wichtiger Punkt, denn die Lernfähigkeit der Jugend wird von Jaide, wenn überhaupt, dann nur im Zusammenhang mit wachsender formaler Informiertheit gesehen. Von sozialem Lernen spricht er nicht. Welche Rolle gesellschaftliche Entwicklungstendenzen und Reaktionen der „Bevölkerung“ darauf bei der Entwicklung politischen Bewußtseins spielen, bleibt völlig undiskutiert. Daß sich politisches Bewußtsein in der Auseinandersetzung und im Kampf selbst bildet, scheint ihm unbekannt zu sein. Das ist erklärlich, denn Politik findet bei ihm auf nationaler und supranationaler Ebene statt. „Europa“ ist das Zauberwort, von dem er die Lösung aller Probleme zu erwarten scheint. (Welche Kampfformen können Jugendliche wohl

zur Verwirklichung dieser Idee entwickeln?) Daher ist er auch nicht in der Lage, den Jugendlichen Fragen zu stellen, die sich auf ihre eigene gesellschaftliche Lage beziehen. Er röhrt sich, die Untersuchung besonders auf die Berufsschüler eingestellt zu haben. Falls damit ein Verständlichmachen der Fragen gemeint sein soll, so ist dem zuzustimmen. Aber das ist irrelevant, denn es geht um *Inhalte*. Und die Lage der arbeitenden Menschen spiegelt sich in den Fragen auf keine Weise. Da heißt es zwar: „Wer ist Vorsitzender der IG Metall?“ (S. 145). Auch ist (selten) von den Gewerkschaften die Rede. Aber das Bewußtsein der Notwendigkeit von Solidarität unter den arbeitenden Menschen hat keine Möglichkeit, sich zu äußern. Die Institutionenlehre hat sich von der politischen auf die berriebliche Ebene verlagert. Von der Selbständigkeit der Arbeiter u. a. im September 1969 weiß Jaide nichts. Auch über den qualitativ neuen Charakter der Rolle der Lehrlinge und Jungarbeiter im Arbeitskampf ist er nicht informiert. Oder will er darüber nichts wissen?

Um Mißverständnisse zu vermeiden: Es geht mir nicht darum, zu beweisen, daß die Jugendlichen, die Jaide befragt hat, doch eigentlich revolutionär sind. Davor bewahrt die Kenntnis der Forschungsergebnisse zur politischen Sozialisation in kapitalistischen Ländern, die mehr zum Problem politischer Einstellungen und Verhaltensweisen aussagen als Jaides Studie (vgl.: F. Nyssen, Kind und Politik, in: *betrifft erziehung*, Nr. 1, 1970). Es hat mich zwar erstaunt, welche gute Ergebnisse die Untersuchung gehabt hat, denn Kalter Krieg, Antikommunismus, Vernebelung des Bewußtseins durch Massenmedien und nicht zuletzt die Unzulänglichkeit des Untersuchungsinstrumentariums können an den Jugendlichen nicht spurlos vorübergegangen sein. Dennoch bleibt selbst von konsequent liberalem Standpunkt, womit die reichlich verwischte Ideologie Jaides nicht gemeint ist, noch einiges zu wünschen übrig. Was ich an Jaides Untersuchung kritisere, ist die Statik, die sowohl seinen Begriff von Gesellschaft als auch seine Interpretationen bestimmt. Er vergißt, daß die Menschen lernfähig sind und die gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen der BRD ihren Teil zur „Progressivierung“ beitragen. Zu kritisieren ist ferner die Kurzschlüssigkeit der Argumentation, die Jaide durch statistische Verfahren „absichert“. Es ist dieselbe Kurzschlüssigkeit, die Wilfried Gottschalch bei Janpeter Kob: *Erziehung in Elternhaus und Schule* (Stuttgart 1963), gefunden hat: „Oft wird behauptet, Schüler suchten ‚Autorität‘. So schließt beispielsweise Janpeter Kob aus Schüleräußerungen wie: ‚Man muß vor einem Lehrer Respekt haben‘ ... auf ein ‚unverhohlenes Bedürfnis nach Autorität‘.“ (Soziales Lernen und politische Bildung, Frankfurt 1969, S. 146.) (Hierin äußert sich genau die gleiche eindimensionale Denkweise wie bei Jaide.)

Gottschalch hält diese Argumentation u. a. deshalb für kurzschlüssig, weil leistungsorientierte Schüler, die die Mängel des Unterrichts nicht richtig diagnostizieren können, auf das nächstliegende zurückgreifen: „Die mangelnde Autorität des Lehrers“. Ein durch Aufklärung behebbarer Mangel. Es ist aber die Frage, ob diese Gesellschaft bzw. die in ihr herrschenden Gruppen eine solche Aufklärung wollen und zulassen können. Denn sie haben doch, bewußt und unbewußt, dafür gesorgt, daß die Jugendlichen solche Einstellungen haben. Ihre Herrschaft war und ist dadurch am besten gesichert. Wer das nicht sieht, der zieht auch falsche Schlüsse bei der Behebung dieser „Mängel“, da er sie im wesentlichen dem Unvermögen der Menschen selbst anlastet.

„Vor wem haben (die jungen Menschen) Angst? Den Kommunisten, den Chinesen, den Politikern, den ‚pressure groups‘, dem ‚Schicksal‘ dieser unserer Welt (!?), der Neuen Linken?“ fragt Jaide besorgt am Ende seiner Ausführungen (S. 109). Ich habe der Studie entnommen, daß Jaide noch mehrere Anschlußuntersuchungen geplant hat und plant. Wenn die von ihm befragten Jugendlichen wüßten, was ihnen blüht, wenn Jaide sie untersucht, gäben sie auf die Frage, wovor sie Angst haben, wahrscheinlich die Antwort: „Vor Jaides Fragen und Interpretationen!“

H. J. Mandel

Tagebuch eines Streiks

Montag, 22. November 1971

Morgens, 5 Uhr, vor dem Tor 2 der Daimler-Benz AG in Stuttgart-Untertürkheim. Die ersten Streikposten der IG Metall ziehen auf. Die „Streiknachrichten“ werden aufgeteilt, ebenso Streikhelfer-Plaketten und Umhängeschilder: „1945 — harte Arbeit, Schutt und Asche — heute Aussperrung, eine miese Masche!“, „Dieser Betrieb wird bestreikt, übt Solidarität“.

Zwei Mitglieder der Streikleitung geben Anweisungen, teilen die Posten ein: „Ihr bleibt hier vorne, ihr stellt euch auf die Straße und kontrolliert die Autos. Rein darf nur, wer einen Ausweis hat — Angestellte, der Notdienst, Auszubildende und Arbeiter von fremden Firmen.“

„Und wenn ein Streikbrecher unbedingt durch will?“ fragt einer der Streikposten. „Dann laßt ihn. Soviel werden das schon schon nicht sein. Außerdem können wir keinen Ärger hier gebrauchen. Der nutzt nur dem Schleyer.“

Der erste große Streik in der Metallindustrie des Tarifgebietes Nordwürttemberg/Nordbaden seit dem Jahre 1963 hat begonnen. Seit Mitternacht befinden sich 55 000 Arbeiter der Daimler-Benz AG in Mannheim, Stuttgart-Untertürkheim, Sindelfingen und Eßlingen-Mettingen sowie der NSU-Werke in Neckarsulm und Heilbronn im Streik. Es ist ein Schwerpunkt-Streik, der sich bewußt gegen die Betriebe der Oberscharfmacher Hanns-Martin Schleyer von Daimler-Benz und Dr. Frankenberger von NSU richtet. Sie waren es die entsprechend den Gesamt-Metall-Richtlinien am schärfsten gegen die 11-prozentige Lohn- und Gehaltsforderung der IG Metall zu Felde zogen und stur auf dem provokatorischen Angebot von 4,5 Prozent beharrten. Selbst das viel zu geringe Schlichtungsangebot aus der Schlichtungsverhandlung, das eine Lohn- und Gehaltserhöhung von 7,5 Prozent bei 7-monatiger Laufzeit vorsah, wurde auf ihren Druck hin abgelehnt. Das Ziel der Unternehmer ist die Aufhebung der Tarifautonomie durch jährliche Tarifverträge nach den Richtlinien der Konzertierten Aktion. Eine Etappe auf dem Wege hierzu ist der von Gesamtmetall angestrebte Übergang von regionalen zum zentralen Verhandlungen. Die Antwort der Arbeiter: In einer Urabstimmung stimmten 89,54 Prozent dafür, die 11-Prozentforderung notfalls auch in einem Streik durchzusetzen. In einem Streik, der an diesem 22. November beginnt und sich naturgemäß zuerst gegen die Haupteinpeitscher Schleyer und Frankenberger richtet.

Kurz nachdem die Streikposten aufgezogen sind, kommen die ersten Beschäftigten. Angestellte, die ihre Ausweise hochhalten und ungehindert passieren können. Das gleiche gilt für alle anderen mit gültigen Ausweisen. Aber es kommen auch andere: „Unser Meister hat gesagt, wir sollen kommen. Auch dann, wenn gestreikt wird“, erklärt ein älterer Arbeiter. Er ist nicht organisiert, wie er erklärt.

„Wir streiken aber. Auch für Dich. Oder verzichtest Du auf die Lohnerhöhung, wenn wir sie durchhaben?“ bekommt er zur Antwort.

„Ich bekomme aber doch kein Streikgeld!“

„Dann hättest Du Dir jeden Monat die nichtgezahlten Beiträge beiseite legen sollen!“ Der Arbeiter dreht sich um und geht weg.

Ein anderer, jüngerer, will erst gar nicht diskutieren. Mit verbissenem Gesicht geht er auf die Streikposten zu, stößt einen von ihnen vor die Brust und drängt sich durch die

Kette der Streikposten. Der gestoßene Streikposten reagiert wütend: „He, Du kannst mich doch nicht so einfach stoßen. Gleich stoß ich Dich!“ „Laß den Deppen laufen“, beruhigt ihn ein älterer Kollege. „Den kenn ich. Das ist das Lieblingskind vom Meister. '63 war das auch so. An den ersten beiden Tagen wollen noch einige herein. Dann schämen sie sich und bleiben auch daheim.“

Ein anderer der Streikposten nimmt ein Megaphon und spricht zu den etwa 60 Arbeitern, die inzwischen vor der Streikpostenkette stehen: „Kollegen, dieser Betrieb des Oberscharfmachers Schleyer wird bestreikt. Übt Solidarität!“ „Kollegen, wenn Ihr den Sozialrabatt von Schleyer nicht wollt, schließt Euch dem Streik an!“

Vor dem Tor 1, dem Cannstatter Tor der Daimler-Benz AG in Untertürkheim, stehen mehrere Journalisten. Einige davon mit Kameras, Kopfhörern und Leuchten. Ein Fernsehteam. Eifrig stürzen sie sich auf jeden Streikbrecher: „Warum gehen Sie arbeiten?“ „Sind Sie organisiert?“ „Warum nicht?“ Sie finden nicht oft Gelegenheit, diese Fragen zu stellen. Die Werksleitung wird am Abend des Tages erklären lassen, daß insgesamt 235 „Arbeitswillige“ an diesem ersten Streiktag den Betrieb betreten hätten. Von 13 500 Arbeitern des Betriebs.

Das gilt auch für alle anderen Betriebe, die an diesem Tage mit dem Streik begannen. In Neckarsulm betritt kein einziger Streikbrecher den Betrieb, bei Daimler-Benz in Sindelfingen sind es etwa fünf von 24 000 Arbeitern. Schon hier wird deutlich: Trotz der Zermürbungstaktik der Unternehmer und ihrer Presse, trotz des erhofften „Bethlehem-Terros“ — die Streikfront der Arbeiter strahlt eine für die Unternehmer sicherlich unheimliche Ruhe und Geschlossenheit aus. Die Rechnung der Bosse, die Arbeiter mit zum Teil künstlich hervorgerufener Kurzarbeit, mit Krisenangst gefügig zu machen, ging nicht auf.

In der Sängerhalle in Untertürkheim befindet sich das zentrale Streiklokal für die Untertürkheimer Benzarbeiter. Hier melden sie sich an ihrem ersten Streiktag, werden an zahlreichen Tischen in der Halle registriert. Später können sie sich dann in dem ihrem Wohnort am nächsten gelegenen Streiklokal melden. Eine Erleichterung vor allem für die Arbeiter, die 30 und mehr Kilometer entfernt wohnen.

Franz Steinkühler, Bezirkssekretär der IG Metall für Tariffragen, stellt sich im Saal der Sängerhalle den Fragen einiger Journalisten. Er teilt den Zeitungsleuten mit, daß sich bereits 7 Betriebe bereit gefunden haben, mit der IG Metall in Einzelabschlüssen die Lohnforderungen in voller Höhe von 11 Prozent zu unterzeichnen. Die Auftragsdichte der Metallbetriebe läge zwischen 3 und 18 Monaten. Die Unternehmer könnten also zahlen. „Nein, wir werden auf keinen Fall der Forderung der Unternehmer nach zentralen Verhandlungen zustimmen“, betont Steinkühler auf die Frage einer Journalistin. „Wären Sie bereit, bei 7,5 Prozent und siebenmonatiger Laufzeit abzuschließen?“ „Unsere Forderung lautet auf 11 Prozent mehr Lohn und Gehalt. Wir waren bereit, dem Schlichtungsvorschlag zuzustimmen. Jetzt kann das allenfalls noch eine Verhandlungsgrundlage sein.“

„Was sagen Sie zu der Drohung des Arbeitgeberverbandes, Ihren Streik mit der Aussperrung zu beantworten?“ „Zuerst einmal werden wir klar machen, daß die Aussperrung kein adäquates Mittel zum Streik ist. Der Streik richtet sich gegen die Profitinteressen der Unternehmer, deren Existenzgrundlage er nicht bedroht. Die Aussperrung aber richtet sich gegen die Lebensgrundlage einiger hunderttausend Menschen. Sie ist im Grunde genommen nur in einigen faschistischen Staaten rechtlich verankert. Und im übrigen wurde bisher kein einziger Fortschritt durch eine Aussperrung erreicht. Viele Fortschritte jedoch durch Streiks!“ „Um was geht es Ihnen in diesem Streik?“ „Wir wollen nach einem Jahr der Preissteigerungen eine Lohnerhöhung, die den Arbeitern den gleichen Lebensstandard wie vor einem Jahr garantiert.“

Der CSU-Mann und Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, J. Stingl, erläßt eine rechts-

widrige „Verfügung“, nach der alle Arbeiter, die „indirekt“ durch den Streik in Baden-Württemberg arbeitslos werden, keine Arbeitslosen-Unterstützung erhalten sollen. Die Absicht dieser „Verfügung“ ist klar: Durch die Hungerpeitsche sollen die Arbeiter in die Knie gezwungen werden. Die Opfer der Unternehmerwillkür sollen keine Unterstützung erhalten, obwohl es sich dabei um Versicherungs-Gelder handelt, die von ihnen selbst aufgebracht wurden.

Die „Verfügung“ wird jedoch, trotz wütender Proteste der Unternehmer, für rechtsunwirksam erklärt.

Im Bezirksbüro der Deutschen Kommunistischen Partei in der Stuttgarter Heinrich-Baumannstraße klingelt das Telefon. Der Bezirkssekretär, der den Hörer abnimmt, blickt zuerst erstaunt, dann lacht er: „Nein, meine Herren von der Bild-Zeitung, da dürfen Sie beruhigt sein. Hier bei uns sind keine ‚Truppen aus allen Bezirken‘ zusammengezogen, um hier in den Streik einzugreifen. Wenn so etwas gemeldet wurde, dann ist diese Meldung falsch.“

„...“ „Wo unsere Mitglieder sind? Auch das kann ich Ihnen sagen. Sie sind, soweit sie in der Metallindustrie beschäftigt sind, in den Betrieben oder vor den Betrieben oder in den Streiklokalen. Dort, wo sich ihre Arbeits- und Gewerkschaftskollegen befinden.“

Zu der in der bürgerlichen Presse verbreiteten Falschmeldung, die DKP würde alle zur Verfügung stehenden Kräfte in das Streikgebiet entsenden, erklärt der DKP-Bezirksvorsitzende Hugo Machelett noch am selben Tag: „Hier handelt es sich um eine üble Manipulationslüge. Sie ist erstens sachlich falsch. Zweitens wären wir auch Dummköpfe, aus anderen Tarifgebieten Kommunisten hierher zu holen. Schließlich gibt es dort auch eine Lohnbewegung.“

Richtig ist, daß wir als Arbeiterpartei, als DKP, an der Seite der Arbeiter stehen. In den Betrieben stehen unsere Mitglieder als Gewerkschaftler in vorderster Reihe der Streikenden.“

Von dieser Erklärung liest man nichts bei „Bild“ und seinesgleichen. Dafür werden ganz bestimmte Grüppchen aufgewertet und hochgespielt. „Arbeiter“-Grüppchen ohne Arbeiter, die alle das Wort „Kommunistisch“ in ihrem Namen missbrauchen und ihre Hauptaufgabe darin sehen, Gewerkschaftsfunktionäre und Arbeiter zu beschimpfen.

Bei den Arbeitern finden sie jedoch kein Echo. Im Gegenteil: Man jagt sie weg.

Dienstag, der 23. November.

Weitere 65 000 Metallarbeiter aus 72 Betrieben des Tarifgebiets treten in den Streik. Bekannte Namen wie Bosch, BBC, Werner und Pfleiderer und Trafo-Union sind unter den nun ebenfalls bestreikten Betrieben. In acht Betrieben beschlossen die Angestellten, obwohl insgesamt nur die Arbeiter zum Streik aufgerufen sind, ebenfalls zu streiken. In allen anderen Betrieben kommt es zu spontanen Solidaritätsaktionen, die von Geld- und Sachspenden bis zur Teilnahme an Protestversammlungen reichen. Bei Bosch in Stuttgart-Feuerbach zum Beispiel lassen die Angestellten für die Streikposten wärmende Getränke in Körben an Seilen aus den Fenstern herunter.

Innerhalb der Betriebe versuchen die Unternehmer, Angestellte zu Streikbrecherarbeiten heranzuziehen. Bei der Firma Morat werden Angestellte an die Maschinen gestellt, bei SKF versucht der Werksarzt, seine Helferinnen zum Packen in den Betrieb zu schicken: „Hier ist ja doch nichts zu tun!“ erklärt er. Auch die Auszubildenden sollen zu Streikbrecherarbeiten gezwungen werden. Sie wehren sich. Als Beispiel für viele stehen die Auszubildenden der Trafo-Union in Kirchheim. Sie betonen in einer Erklärung nicht nur ihre volle Solidarität mit dem Kampf ihrer älteren Kollegen, sondern erklären auch unmissverständlich: „... wir werden uns dagegen wehren, als Streikbrecher eingesetzt zu werden.“

In großaufgemachten Anzeigen „warnen“ die Unternehmer vor dem Streik, drohen mit dem Verlust der Arbeitsplätze. Sie stöhnen über ihre „schlechte“ Geschäftslage und geben sich als Habenichtse.

„Es ist immer dasselbe, vor jeder Lohnbewegung“, kommentiert ein Streikhelfer in einem Feuerbacher Streiklokal das Unternehmergejammer und liest seinen Kollegen eine Meldung vor, die gemeinsam mit den Unternehmeranzeigen in der Tagespresse veröffentlicht wurde: „3292 unbeschränkt steuerpflichtige natürliche Personen, deren Gesamtvermögen eine Million Mark oder mehr betrug, gab es am 1. Januar 1969 in Baden-Württemberg. Das waren 553 oder ein Fünftel mehr als drei Jahre davor und mehr als elfmal soviel wie 1953. Ihr gesamtes steuerliches Vermögen — nach Abgleich der Schulden und sonstigen Abzüge — stieg der Mitteilung des Statistischen Landesamtes zufolge gegenüber 1966 um 26 Prozent, seit 1953 um mehr als das 13fache von rund 734 Millionen auf 9,83 Milliarden Mark. Über zwei Drittel der Vermögensmillionäre blieben mit ihrem Vermögen unter 2,5 Millionen Mark, 109 Millionäre (3,3 Prozent) verfügen über jeweils mindestens zehn Millionen Mark. Bezogen auf die Wohnbevölkerung finden sich die meisten Vermögensmillionäre in Nordwürttemberg.“ „Da siehst Du, wo der Lohn bleibt, den sie uns nicht geben“, kommentiert ein anderer Streikhelfer.

Der Vorstand des Unternehmerverbands tagt in Stuttgart, um über die von den großen Konzernen kategorisch verlangte Aussperrung zu entscheiden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß diese Aussperrung nur von den Bossen der Konzerne verlangt wird. Die kleinen Unternehmer wollen nicht, bringen die verschiedensten Argumente vor. Die Verhandlungen ziehen sich lange hin.

Abends warten etwa 10 Journalisten vor dem Hauptquartier der Metallunternehmer in der Stuttgarter Hölderlinstraße. Es ist kühl und regnerisch, aber sie werden nicht herein gelassen.

Nach längerem Warten kommt eine Schreibkraft von hinten um das Gebäude herum und verteilt eine fotokopierte Presse-Erklärung mit dem Aussperrungsbeschuß. Darin wird mitgeteilt, daß „die Mitgliedsfirmen mit 100 und mehr Beschäftigten zur Abwehr und im Interesse der Abkürzung des Streiks ihre gewerblichen Arbeitnehmer ab Freitag, den 26. November 1971, 0.00 Uhr, aussperren. Nicht ausgesperrt werden die Angestellten, da sie von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht zum Streik aufgerufen sind und sich nicht am Streik beteiligen. Außerdem besteht für die bei der DAG organisierten Angestellten nach wie vor Friedenspflicht.“

Fragen dazu können keine gestellt werden. Keiner der Vorstandsmitglieder stellt sich den Journalisten. Deutlicher kann die Uneinigkeit im Unternehmerverband über diesen faschistoiden Beschuß nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Ein kleinerer Unternehmer erklärt später gegenüber seinem Betriebsratsvorsitzenden: „Sicher bin ich auch gegen die Aussperrung. Aber was sollen wir schon gegen Schleyer und Frankenberger ausrichten. Jede zweite Firma in Nordwürttemberg ist doch in irgendeiner Form von Daimler-Benz oder NSU abhängig. Wenn wir nicht mitmachen, werden wir glatt ruiniert.“

Bezeichnenderweise widersetzen sich auch nur solche Werke offen dem Aussperrungsbeschuß, die nicht von der Automobilindustrie abhängig sind. Wie zum Beispiel die Zeiss-Werke in Oberkochen, die erklären, daß sie „nicht daran denken“, ihre Arbeiter auszusperren und prompt aus dem Unternehmerverband ausgeschlossen werden. Die Automobilbosse, der „harte Kern der Flick-Strauß-Barzel-Bande“, wie sie von einem IG-Metallfunktionär bezeichnet werden, führen ein diktatorisches, keinen Widerspruch duldendes Regiment in ihrem Verein. Zumindest für einen der Scharfmacher, den Dr. Hanns Martin Schleyer von Daimler-Benz, keine ungewöhnliche Geisteshaltung: Er tat sich schon in dem von den Nazis besetzten Prag als strammes Mitglied einer SS-Einsatzbereitschaft hervor.

Mittwoch, den 24. November 1971

Wenige Stunden nach dem undemokratischen Aussperrungsbeschuß starten die Unternehmer ihre erste, größere Provokation an der Streikfront: In den Morgenstunden nähern sich einige Testfahrer von Daimler-Benz mit ihren Fahrzeugen dem Cannstatter Tor von Daimler in Untertürkheim. Sie bremsen, so als wollten sie von den wartenden Streikposten ihre Ausweise kontrollieren lassen, wie es alle anderen auch tun. Doch dann geben sie plötzlich Gas, preschen auf die erschrockenen Streikposten zu, die sich gerade noch eben in Sicherheit bringen können. Einer der Posten wird leicht verletzt. Die Streikleitung protestiert gegen diese Provokation bei der Werksleitung und kündigt eine Strafanzeige gegen die Unternehmer-Rowdies an. Die Werksleitung „entschuldigt“ sich. Was von diesen Entschuldigungen zu halten ist, wird sich schon am übernächsten Tag zeigen, als die Testfahrer ihre „Jagd“ wiederholen. Dann mit „Erfolg“: Einer der Streikposten wird verletzt abtransportiert.

Ahnliche Vorfälle ereignen sich auch vor anderen Konzernbetrieben, wie zum Beispiel bei Bosch in Waiblingen.

Morgens, 6.50 Uhr, vor dem Verwaltungstor der Trafo-Union in Stuttgart-Bad Cannstatt. Die Streikposten haben eine doppelte Kette gebildet, sich eingehakt. In diesem Betrieb beschlossen auch die Angestellten, sich an dem Streik zu beteiligen. Jeder der nicht allzu zahlreichen Streikbrecher unter den Angestellten muß durch die ganze Länge der Streikpostenkette hindurch, wenn er in den Betrieb will. Zurückgehalten wird er nicht, muß sich aber einige spöttische Bemerkungen gefallen lassen. Während in den Büros jeder der Streikbrecher einzeln und mit Handschlag begrüßt wird, spricht draußen Otto Gotschlich, der 1. Bevollmächtigte der IG Metall in Stuttgart, über ein Megaphon zu den Beschäftigten des Betriebes: Er bezeichnet den Aussperrungsbeschuß der Unternehmer als eine politische Willkürmaßnahme. Wenig mehr als 100 Unternehmer könnten mit einer Handbewegung mehr als 450 000 Arbeiter auf die Straße setzen. „Mit erschreckender Deutlichkeit werden hier die wirklichen Machtverhältnisse sichtbar“, betont er. Und: „Die Aussperrung ist die Politik der absoluten Macht demonstration gegen den politisch an und für sich freien aber wirtschaftlich abhängigen Arbeitnehmer. Darüber kann auch kein noch so hohes Weihnachtsgeld hinwegtäuschen.“

Direkt daneben arbeitet eine Gruppe von Fernsehjournalisten. Eine Gruppe von diskutierenden Angestellten wird gefragt: „Warum gehen Sie nicht hinein?“

„Wir wollen nicht!“

„Sind Sie in der IG Metall?“

„Ich ja!“

„Sie auch?“

„Nein, ich bin unorganisiert.“

„Und warum gehen Sie nicht hinein?“

„Ich möchte meinen streikenden Kollegen nicht in den Rücken fallen!“

„Aber Sie bekommen doch keine Streikunterstützung.“

„Lassen Sie nur, irgendwie wird's schon gehen.“

Einer der Streikposten verliest ein Schreiben: „An die Metallarbeiter im Lohnkampf. Wir sind uns über die Bedeutung Eures Lohnkampfes für unseren bevorstehenden Lohnkampf im Klaren. Wir nehmen regen Anteil an Eurem schweren Kampf und versichern Euch unserer vollen Solidarität. Der Unternehmerprovokation muß ein Ende gesetzt werden.“

Mit kollegialen Kampfesgrüßen. Kolleginnen und Kollegen der Deutschen Verlagsanstalt.“ Es folgen zahlreiche Unterschriften. Und ein gesammelter Geldbetrag, der als Solidaritätsspende übergeben wird.

Streikposten vor Daimler-Benz, Bosch und der Trafo-Union antworten übereinstim-

mend auf die Frage was sie von dem Aussperrungs-Beschluß der Unternehmer halten: „Uns stört das nicht. Wir streiken doch schon.“ „Wir haben den längeren Atem.“ Und ein kräftiger Werkzeugmacher bei Daimler-Benz: „Was wollen die ohne uns denn schon machen. Gar nichts.“

Bei der Ortsverwaltung der IG Metall steht das Telefon nicht still. Betriebsräte und Vertrauensleute Stuttgarter Betriebe melden sich, wie zum Beispiel von den Firmen Mabag, Haushahn, Hansa, Duerr und anderen: „Was sollen wir machen? Unsere Kollegen sind mit der Schwerpunktstreiktaktik nicht einverstanden. Wann werden wir in den Streik mit einbezogen?“ „Wenn nicht bald etwas von Euch kommt, gehen die Kollegen von selbst auf die Straße.“

Am frühen Nachmittag versammeln sich 350 Betriebsräte und Gewerkschafts-Funktionäre aller in Stuttgart noch nicht bestreikten Betriebe im großen Saal des Stuttgarter Gewerkschaftshauses, um die weiteren Aktionen, die vor ihnen stehen, zu beraten.

Sofort nach Eröffnung der Versammlung springt einer der Arbeiter auf und ruft unter brausendem Beifall: „Kollegen, ich beantrage, unsere heutigen Spesen dem Streikfonds zur Verfügung zu stellen.“

Otto Gotschlich, der erste Bevollmächtigte der IGM, der in seinem Referat die ersten Streiktage einschätzt, erklärt unter anderem: „Kollegen, laßt uns ehrlich sein. Viele von uns haben mit einer derartigen Geschlossenheit des Streikkampfes selbst nicht gerechnet. Unsere Kollegen haben uns beschämmt. Die Arbeiter sind uns wieder um eine Nasenlänge voraus.“

Die Konferenz beschließt, dem Aussperrungsbeschuß der Unternehmer mit Protestmaßnahmen zu begegnen.

In einem Solidaritätsflugblatt des DGB heißt es: „Die ‚Metaller‘ kämpfen aber nicht nur für ihre eigenen Interessen, sondern auch für die aller Arbeitnehmer. Vom Erfolg ihres Einsatzes wird es nicht unweentlich abhängen, was in anderen Tarifbereichen in den nächsten Monaten an Verbesserungen für die Löhne und Gehälter erreicht werden kann. Übt Solidarität! Der von den Metallindustriellen gestartete Versuch, die Arbeitnehmer durch Aussperrung zu erpressen, könnte schon morgen Unternehmer anderer Industriebereiche bei Tarifauseinandersetzungen in die Versuchung führen, gleiches zu unternehmen, wenn es nicht gelänge, schon jetzt den Metallbossen in unmissverständlicher Weise klar zu machen, wo ihre Macht endet.“

Deshalb ruft der Deutsche Gewerkschaftsbund, Kreis Stuttgart, alle Arbeitnehmer auf, die Kolleginnen und Kollegen der Metallindustrie in ihrem Kampf zu unterstützen und Solidarität zu üben.“

„Die IG Metall führt einen Streik gegen die Metallindustrie. Von dieser Maßnahme ist auch ein großer Teil unserer Abnehmer betroffen, so daß unser Betrieb ohnedies in wenigen Tagen zum Erliegen kommt“, heißt es in einem Schreiben der Firma Bach und Co. in Heilbronn, mit dem sie ihren Arbeitern die Aussperrung mitteilt.

„Gebt den Verbandsmanagern und den Scharfmachern von Gesamtmetall eine klare Antwort! Die Beschäftigten in den Metallbetrieben lassen sich von solchen Leuten nicht verhöhnen.“

Unsere Antwort auf die Aussperrung:

Am Donnerstag, 25. November 1971, verlassen alle Arbeiter und Angestellte um 15 Uhr die Betriebe“, schreibt die Heilbronner Streikleitung der IG Metall in einem Flugblatt. Und „Unser Zünder“, die DKP-Betriebszeitung für Bosch in Stuttgart, schreibt: „Es geht nicht mehr allein um die Prozente — Es geht mit darum, ob die Konzerne unsere Lebensexistenz nach Belieben verschlechtern können oder nicht.“

Die Entwicklung des Streikkampfes zeigt: Nur demokratische Kontrolle und Mitbestimmung bei der Überführung der großen Konzerne in Gemein-Eigentum kann deren Macht bändigen und brechen. Daran sollten wir in diesen Tagen denken!“

„Wir halten es gerade jetzt als Kommunisten für unsere Pflicht, in diesen Tagen bei unseren Kolleginnen und Kollegen zu sein. Jetzt wollen die Metallbosse die Arbeiter und Angestellten mit einem Lohndiktat in die Knie zwingen. Deshalb ist unser Beitrag zum vollen Gelingen der Lohnbewegung der IG Metall auch gegen die Aussperrungsdrohungen der Konzernherren unser bester Beitrag zum Parteitag der DKP“, erklärt Heinz Hummler, DKP-Parteivorstandsmitglied und Betriebsratsmitglied bei der be-streikenden Trafo-Union, zur Begründung, warum er und alle anderen Delegierten des 2. Parteitags der Deutschen Kommunistischen Partei in Düsseldorf aus dem Streikgebiet nicht an der Eröffnungsveranstaltung des Parteitags teilnehmen werden. Das erste Wort des Düsseldorfer Parteitags der DKP gilt, wie es für eine Arbeiterpartei selbstverständlich ist, den Streikenden.

Der Parteitag der DKP wird ein Solidaritätstelegramm beschließen, in dem er sich voll und ohne Einschränkung auf die Seite der Streikenden stellt. 5000 Mark werden von den Delegierten des Parteitags gesammelt und den Streikenden zugestellt.

Donnerstag, 25. 11. 1971

Der Marktplatz in Ludwigsburg füllt sich mit Menschen. Viereinhalb Tausend Arbeiter und Angestellte aus 28 Betrieben haben vorzeitig die Betriebe ihrer Ausbeuter verlassen, die sie vom folgenden Tag an aussperren wollen. „Wir bestimmen, wann wir aufhören, zu arbeiten. Nicht die!“, erklärt ein älterer Arbeiter unter Zustimmung der Umstehenden. Eben deswegen hat die IG Metall zu dieser Protestkundgebung gegen den brutalen Aussperrungsbeschuß der Unternehmer aufgerufen.

Es spricht Edgar Schmidt, der 1. Bevollmächtigte der IG Metall in Ludwigsburg. Jedes-mal, wenn er Unternehmer beim Namen nennt oder von der Aussperrung spricht, wird er von Pfuirufen unterbrochen. Er berichtet von einem Gespräch mit einem Angestellten: „Der Kollege hat mir gesagt, was er im Monat als Angestellter in der Metallindustrie als Verheirateter mit zwei Kindern verdient. Es sind genau 876,— DM netto. Davon gehen 300,— DM für die Wohnung ab und 70 DM für Heizung und Strom. Für den Haushalt braucht seine Frau 100 Mark wöchentlich, so daß ein bescheidener Rest von 100,— DM monatlich für Kleidung, kulturelle Bedürfnisse und Freizeit übrigbleibt. Die Herren Unternehmer, die unsere Lohnforderungen nicht erfüllen wollen, müßten einmal zwei Monate so leben, dann würden sie anders reden“, erklärt er unter dem Beifall der Metall-Arbeiter.

Schmidt bezeichnet die Aussperrung als den reaktionären Versuch der ewig Gestrigten, die entscheidende Auseinandersetzung mit der Arbeitnehmerschaft nach dem Kriege herbeizuführen. Diejenigen, die 1945 die Betriebe aus Schutt und Trümmern aufgebaut hätten, sollen jetzt von denen daraus vertrieben werden, die 1945 in ihren braunen Löchern saßen und auch heute den Nazis wieder die Hand geben könnten, betont er. „Wenn diese Wirtschaft so nicht mehr zu führen ist, dann müssen wir sie ernsthaft in Frage stellen. Wir brauchen dringend eine funktionsfähige Mitbestimmung. Die Unternehmer dürfen nicht mehr alleine in den Betrieben herrschen.“

Überall im Streikgebiet gibt es an diesem Tage Proteste der Arbeiter gegen den Aussperrungsbeschuß.

Zehntausende treten in Proteststreiks, verlassen frühzeitig ihre Arbeitsplätze. Bei SEL in Eßlingen verlassen unter anderem bereits drei Viertel der Nachschicht den Arbeitsplatz, die Morgenschicht tritt die Arbeit erst gar nicht mehr an. 1200 Arbeiter und 400 Angestellte. Bei SEL in Stuttgart-Zuffenhausen verlassen die Arbeiter um 13 Uhr ihren Arbeitsplatz und demonstrieren aus Protest gegen den Aussperrungsbeschuß durch das Werksgelände. Auch hier streiken 90 Prozent der Nachschicht.

Die Belegschaften der Firmen Boley und Elphiac in Eßlingen treten in einen unbefristeten Streik.

Ein Journalist, der bei der IG Metall in Ulm anruft, ob dort auch Protestveranstaltungen oder Aktionen durchgeführt werden, erhält die Antwort: „Nein, wir können hier nichts machen. Unsere Kollegen sind so erregt, daß wir sie nicht mehr in den Betrieb zurückbekommen würden, wenn wir morgens eine Veranstaltung machen würden.“

In Stuttgart verlassen die Arbeiter immer dann ihre Arbeitsplätze und den Betrieb, wenn der Aussperrungsbeschuß am Schwarzen Brett befestigt wird. Die Porsche-Direktion in Zuffenhausen ordnet deshalb an, den Aushang bis kurz vor Feierabend zu verschieben.

Auch der Versuch der Bosse, die Streikfront durch Nichteinbezühen der Angestellten in den Aussperrungsbeschuß zu spalten, mißlingt. Gründlich sogar:

Bei Bosch in Waiblingen führen 600 Arbeiter und Angestellte gemeinsam eine Protestkundgebung durch. Bei NSU in Heilbronn, dem Betrieb Dr. Frankenbergers, Oberscharfmacher und Vorsitzender des Unternehmerverbands, nehmen alle 1500 Angestellte, auch die Nichtorganisierten und die leitenden Angestellten, geschlossen an einer Protestkundgebung der Arbeiter gegen ihren Bosß teil. Die 1300 Angestellten der Firma Werner & Pfeiderer in Stuttgart sammeln spontan 5000 Mark für ihre streikenden Kollegen, bei Bosch sind es 1000 Mark. Bei SEL beschließt eine ganze Abteilung, ein Drittel ihres Gehalts den Streikenden und Ausgesperrten zur Verfügung zu stellen. Die Zahl der Betriebe, deren Angestellte beschließen, sich an dem Streik zu beteiligen, steigt von 8 auf 18 an. Bei Klöckner-Humboldt-Deutz sammeln Angestellte 12 000 DM. Die „Streiknachrichten“ der IG Metall werden hierzu am 6. Dezember feststellen: „Wann hätte man früher jemals in Deutschland mittlere und höhere Angestellte, ja sogar Lehrer und Wissenschaftler erlebt, die sich — wenn auch nur durch Geldspenden — mit streikenden und ausgesperrten Arbeitern solidarisieren? Wer hätte je geglaubt, daß akademisch Gebildete, nicht wenige Diplomingenieure, neben ihren Arbeiterkollegen auf Streikposten stehen, daß sie sich als freiwillige Helfer in Streiklokalen betätigen würden?“

Das Selbstbewußtsein dieser Schicht, dieser Schicht, die man früher einfach zum Management rechnete, hat sich in diesem Kampf sprunghaft entwickelt. Ein Teil dieser Menschen hat erkannt, daß es in unserer Gesellschaftsordnung vorbei ist mit dem Aufstieg durch „Duckmäusei“ oder — wie einer von ihnen es drastisch nannte — durch „Arsch-kriegerei“. Es gibt nur die kollektive Gegenwehr gegen die Beherrschung durch ein paar Großkonzerne, die ihren Willen nicht nur den arbeitenden Menschen aufzwingen wollen, sondern die genau so tyrannisch mit den kleineren und mittleren Unternehmen umspringen ...“

Was sich vor unseren Augen in diesem Streik und in der Aussperrung vollzieht, ist eine kleine Revolution in den Köpfen vieler, die bisher in der Illusion gefangen waren, wir lebten wirklich in der besten aller Welten.“

Freitag, 26. November 1971

Seit Mitternacht sind 360 000 Arbeiter aus über 540 Betrieben des Tarifgebiets Nordwürttemberg/Nordbaden ausgesperrt. Die Zahl der aktiv im Lohnkampf befindlichen Arbeiter erhöht sich dadurch auf 480 000.

Vor vielen Betrieben versammeln sich die empörten Arbeiter und führen Protestver-sammlungen gegen ihre Ausbeuter durch. Vor den Toren der Firma Duerr in Zuffenhausen verlangen die Arbeiter den Unternehmer zu sprechen, der sich, vor Angst schlot-ternd, verkrochen hat. Vor den verrammelten Toren von Eckhardt in Bad Cannstatt ist es ähnlich. Vor den Toren der Standard-Electric-Lorenz (SEL), in Zuffenhausen, deren 4500 Arbeiter ebenfalls ausgesperrt sind, protestieren die Arbeiter von fünf Uhr an ununterbrochen.

Manfred Glöck, Betriebsratsvorsitzender und Belegschaftsvertreter im Aufsichtsrat des

Konzerns, spricht über ein Megaphon. Er fordert die Angestellten der Verwaltung zur Solidarität mit den Ausgesperrten auf. Viele kommen. Mit einer Flasche Kognak. Mit einem 20 oder 50 Markschein, „für Eure Streikkasse“.

Nicht weit davon entfernt befindet sich das Zuffenhausener Waldheim. Hier ist das Streiklokal für die Ausgesperrten der Zuffenhausener Betriebe. Auf den Registriertafeln liest man viele bekannte Namen, wie Porsche, Kreidler, Mawag-Heinkel und andere.

Vor der Eingangstür stauen sich etwa 180 ausgesperrte Arbeiterinnen und Arbeiter. Es ist kalt und regnerisch. Viele frösteln.

„Was halten Sie von dem Aussperrungsbeschuß der Unternehmer?“ fragt ein Journalist. Mehrere antworten. Was sie sagen, ist alles andere, nur keine Schmeichelei für die Unternehmer:

„Die wissen doch gar nicht, wie es uns geht“, schimpft eine junge Arbeiterin. „Die sitzen mit ihrem dicken Hintern im Trockenen, aber uns wollen sie den Hals umdrehen!“

„Die müßten einmal ein halbes Jahr mit unserem Lohn auskommen“, ergänzt ein älterer Porscheearbeiter. „Es ist eine Frechheit: Erst erhöhen sie die Preise und dann wollen sie uns davon noch nicht einmal mehr Lohn geben.“

„Wie hoch müßte der Lohnabschluß Ihrer Meinung nach sein?“ fragte einer.

Eine Frau antwortet: „Wenn wir jetzt wegen 11 Prozent draußen sind, können wir mit 8 Prozent nicht wieder rein gehen. 10 Prozent müssen mindestens kommen.“

Im Saal des Waldheims, gleich rechts neben der Tür, sitzen die Dolmetscher für die ausländischen Arbeiter, die in einigen Firmen mehr als die Hälfte der Belegschaft ausmachen. Auch ihre Haltung in diesem Kampf zieht einen dicken Strich durch die Unternehmerrechnung.

Dabei hatten die Herren sich wirklich Mühe gegeben. Mit Drohbriefen, Warnungen und Spitzelsystemen. Vor allem bei den Arbeitern aus den faschistisch regierten Staaten der „freien Welt“ hofften sie auf einen Erfolg ihrer Drohungen. Die Antwort der ausländischen Arbeiter war eine nahezu vollkommene Befolgung des Streikaufrufs. Die Dolmetscher im Zuffenhausener Waldheim versichern, daß ihre Landsleute sich als selbstverständlicher Teil der Arbeiterfront gegen den Konzernterror betrachten.

„Deutsch, griechisch, italienisch, türkisch, spanisch Arbeiter — alles gleich!“ lacht ein griechischer SEL-Arbeiter. Einer seiner deutschen Kollegen, der daneben steht, klopft ihm auf die Schulter: „Das sind alles prima Kerle!“

Mittwoch, 8. Dezember 1971

Stuttgart, die baden-württembergische Landeshauptstadt erlebt die größte Kundgebung und Demonstration ihrer Nachkriegsgeschichte. 45 000, schätzt die Polizei, füllen den Karlsplatz in der Stuttgarter Innenstadt. Es spricht Willi Bleicher, der Bezirksvorsitzende der IG Metall: „Was fragen die Arbeitgeber nach humanen Beweggründen, wenn es um ihren Profit, um ihre Ertragslage geht. Aussperrung — so verkünden sie es laut — diene der schnellen Beendigung des Streiks. Ja, wir haben Ähnliches gehört, 1945, als die erste Atombombe auf Hiroshima fiel, daß sie nur zum Zwecke der schnellen Beendigung eines wahnsinnigen Krieges dienlich sei.“

Der arbeitende Mensch steht nicht im Mittelpunkt dieser Wirtschaft von heute, und deshalb ist sie weder eine freie Wirtschaft noch eine Marktwirtschaft.“

„Gesamtmetall hat seine profitgierige Fratze noch nie so brutal und rücksichtslos offenbart, und zwar in aller Öffentlichkeit, wie zu Beginn dieser Lohnbewegung.“

„Vor die Unternehmersolidarität stellen wir die Solidarität von Millionen Arbeitern und Angestellten, der Frauen und Männer, ohne Rücksicht auf nationale Herkunft, und wir schließen die arbeitende Jugend mit ein in diese Solidarität, lassen sie Kollegialität spüren.“

Und dann marschieren sie. Hunderte, Tausende, Zehntausende. An den Rändern der Straßen stehen Menschen, diskutieren, solidarisieren sich, lassen sich mitreißen von dem Schwung, der Kampfentschlossenheit, der diese einheitlich handelnden Arbeitersassen gepackt hat. „Lieber Schleyer, Du bietetst faule Eier“, rufen sie. „Mag er Flick oder Schleyer heißen — bei uns wird er auf Eisen beißen. 11 Prozent verlangen wir, darum sind wir heute hier.“

Und auf Transparenten: „Alle Räder stehen still, wenn der Arbeiter es will.“ „Bild ist immer dabei — aber auf der Arbeitgeberseite.“ „Nur wenn wir wollen, werden Mercedes rollen.“ „Brecht die Macht der Monopole.“ „Die Fabriken produzieren auch ohne Unternehmer.“ „Stehkragengangster sind schlimmer als Banditen.“

Stuttgart sieht die Demonstration der Arbeiter, die später, in der Urabstimmung, gegen den unzureichenden Kompromiß stimmen werden. 51 640 streikende und ausgesperrte IG-Metallmitglieder stimmen in der zweiten Urabstimmung gegen den ausgehandelten, unzureichenden Kompromiß, durch den sie 7,5 Prozent mehr Lohn und Gehalt erhalten, bei einer Laufzeit des Vertrages bis zum 31. 12. 1972. Das sind 20,9 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen.

In den Großbetrieben ist die Zahl der Nein-Stimmen besonders hoch.

Wenn auch das Ergebnis des Lohnkampfes unbefriedigend blieb — es trifft zu, was die „Streiknachrichten“ der IG Metall feststellten:

„In diesen Tagen hat die Arbeiterklasse dieses Landes mehr gelernt als sie in Jahren auf Schulbänken erfahren hat. Die Praxis des brutalen Klassenkampfes der Unternehmer ist ein vorzüglicher Lehrmeister für sie gewesen. Sie wird diese Lehren auch in Zukunft nicht vergessen.“ Zweifellos hat dieser Lohnkampf auch die Feststellung des Düsseldorfer DKP-Parteitages bestätigt: „Die ökonomischen Kämpfe der Arbeiterklasse sind auch unter den gegenwärtigen Bedingungen von hervorragender Bedeutung für die Verbesserung ihrer Lage. Sie sind zugleich eine wichtige Voraussetzung, um die Arbeiter und Angestellten für ihre weitergehenden Interessen in Bewegung zu bringen, sie die Widersprüche des kapitalistischen Systems erkennen lassen, ihr Klassenbewußtsein anhand eigener Erfahrung zu entwickeln und sie an den Kampf für die Veränderung des politischen Kräfteverhältnisses heranzuführen.“

Ursula Püsche Dresdner Freizeit

Arbeiter sprechen von ihrer Freizeit, und sie tun das im Zusammenhang mit ihrer Arbeit. Sie führen das Gespräch mit Theaterleuten, aber es geht nicht allein um Schauspiel oder Musik. Eben jetzt hatten einige von ihnen teilgenommen am Inszenierungsprozeß der Oper „Lancelot“ von Paul Dessau. So nahe liegen die Dinge beieinander: Sie sind vorbereitet und doch ist es ein Abenteuer, und doch hat das, was sie aus ihrem Alltag mitbringen, die Qualität von Partnerschaft. Der Sänger Günter Dressler, in „Lancelot“ Darsteller des Drachen, beschreibt es so: „Ich betrete kurz vor 19.30 Uhr den Probenraum. Beim Eintreffen glaube ich, mich im Probenraum geirrt zu haben. Etwa dreißig Personen sitzen an den Wänden verteilt. Im selben Augenblick sehe ich aber auch Kollegen bei der Arbeit. Was ist geschehen? Zwei Brigaden unseres Patenbetriebes sind unserer Einladung zur Probenarbeit gefolgt. Man hatte mich informiert, ich hatte es aber wieder vergessen. Ich will es nur gleich heraussagen: ich bin kein Freund von Proben-gästen — besonders wenn man nach dem darzustellenden Menschen noch tastet und sucht. Pünktlich 19.30 beginnt das dritte Bild mit einem Durchlauf. Ich hatte gar keine Zeit zu überlegen, wie eine Probe mit Publikum ausgehen könnte, spürte aber sofort, die Gäste sind offen und positiv. So etwas überträgt sich, fördert. Allerdings haben wir heute eine glückliche Konstellation. Sie sind mustergültig — den Ausdruck wende ich absichtlich an — informiert und eingestimmt worden, und sie brachten die Fähigkeit mit, ‚anzuspringen‘. Und plötzlich bei mir ein Gefühl, erstmals empfunden auf einer Probe und durch fast Hautnähe besonders intensiv: die Verantwortung. Die hier sitzen, fordern sie ungewollt, unbelastend, nur durch ihr hochkonzentriertes Mitgehen.“

Das ist ein Reflex vom neuen Glück der Kunst, gebraucht zu werden. Aber es soll ja hier von der Abteilung Kernbau des Transformatoren- und Röntgenwerkes „Hermann Matern“ in Dresden die Rede sein.

Als privatkapitalistische Firma auf dem Gelände des ehemaligen Luftschiffhafens am Rande der Stadt 1948 mit 480 Beschäftigten in Volkseigentum überführt. Heute beschäftigt das Werk fast jeden hundertsten Dresdner (4500 Belegschaftsangehörige).

Industrielles Anlagevermögen seit 1948 verzölfacht, Warenproduktion stieg auf das Achtfache, jährlicher Umsatz der vier Betriebe, drei Betriebsteile, drei Betriebsstätten und sechzehn Technischen Dienste in den Bezirken liegt bei 170 Millionen Mark.

TuR-Erzeugnisse arbeiten heute auf vier Kontinenten. Sie wurden in zehn Jahren mit 14 Goldmedaillen der Leipziger Messe ausgezeichnet. Komplizierte Systeme der Hochspannungstechnik aus dem VEB TuR finden wir in Leningrad und Moskau, in Sibirien, an der Wüstenstraße Kairo-Alexandria, in Kuba, Korea, China, Belgien und der BRD. „Unsere“ Abteilung ist der Transformatorenkernbau des Hochspannungsbetriebes, 70 Frauen und Männer, der Anteil ungelerner Arbeiter ist den Produktionsanforderungen entsprechend verhältnismäßig hoch, aber ihr Produkt ist das Herz der Transformatoren, das allerdings im Unterschied zu dem Muskel im Menschen ohne absolute Präzision nicht auskommt. Sie sind bei uns bekannt als die Kernbauer. Womit das eigentlich begann, läßt sich nicht mehr so genau sagen. Vielleicht war es der Brigade-Film, der ihre Anonymität aufhob. Ein Kollege hatte ihn gedreht, zunächst weil die Kamera sein Hobby war, aber dann ließen ihn die anderen mit diesem Freizeitspaß nicht allein, und nun sieht man ihn überall, wo welche von ihnen sind, mit dem surrenden kleinen Apparat; der Film hat schon viele Fortsetzungen und wird noch mehr bekommen, er heißt: „Das sind

wir“. Als ich ihn sah, war sein Höhepunkt die filmische Reportage von der Auszeichnung der Kernbauer als „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“. Und eben das meist nicht nur Arbeit im Betrieb. Sie haben zum Beispiel eine Patenklasse — das heißt Mitverantwortung für die Erziehung der Kinder, auch für Zensuren, Gemeinschaft bei Festen, Theaterbesuchen, Feiern, Besuchen am Arbeitsplatz. Kinder der Patenklasse übergaben damals die Urkunden, eine lange Reihe von Gesichtern zog so vorbei — stolz, fröhlich, heiter, und das Miteinander der Generationen. Dort gab es auch zum ersten Mal die berühmte „Kernbaubar“ — der Meister, Bernhard Lix, hatte darauf bestanden, daß „kulturvoll“ gegessen und getrunken wird, und die Kollegen haben da so ein Kunstwerk hingezaubert, von dem die Kamera allerdings einmal auch den Einsturz einiger Teile festhielt.

Also der Brigade-Film „Das sind wir“, später folgten im „Neuen Deutschland“ die „Sechs Kernsätze der Kernbauer“ — ein Beitrag zur republikoffenen Diskussion über Fragen nach dem Verhältnis von Arbeiterklasse und Kultur. Die Kernsätze enthielten ihre kulturellen Lebensregeln, und sie forderten — und berichteten davon —, daß zur Inbesitznahme der Kultur nicht nur ihre Konsumtion gehöre, sondern auch aktives Mitgestalten.

Das war 1971, jedoch muß schon früher ihr „Ruhm“ über die Grenzen ihres Betriebes hinausgegangen sein. Sie haben eine Brigade-Chronik (eine spannende Lektüre übrigens, eine Art Hauptbuch des Lebens), dort ist der Diskussionsbeitrag eines Kollegen auf einer Gewerkschaftskonferenz vermerkt: „Ich komme aus einer Wunderbrigade — wir sind plötzlich entdeckt worden. Fast jeden Tag erscheint jemand, um uns zu interviewen. Wir haben kaum noch Zeit, einer regelmäßigen Arbeit nachzugehen. Von meinen Kolleginnen und Kollegen bin ich beauftragt worden, das hier besonders zu erwähnen, weil wir bald alle mit einem kräftigen Arbeiterdonnerwetter zum Teufel jagen werden. Warum wollen wir das tun? Wir sind keine Stars, sondern einfache Arbeiter, die begriffen haben, daß es notwendig ist, durch gute Produktionsergebnisse unseren Arbeiter- und Bauernstaat zu stärken. Und dazu gehört auch, daß wir unsere Arbeitszeit aufs höchste ausnutzen.“

Hauptbuch des Lebens: Widerspiegelung des Allseitigen der Persönlichkeit, würden die Theoretiker sagen. Da ist ihre Produktionstätigkeit — bis hin zu solchen Details, daß eine Kollegin — auch die Frauen arbeiten im Schichtbetrieb — einem Minister auf Anhieb vorzurednen weiß, der Ausfall einer einzigen Schicht an ihrem Glühofen würde den Betrieb 1600,— Mark kosten.

Da ist das Mitarbeiten, Mitplanen, Mitregieren, die Teilnahme an Macht und Verantwortung, die Duckmäusertum ausschließt: „Man sollte es kaum glauben, aber es gibt immer noch Dinge, die es gar nicht gibt. Wurden wir doch gebeten, im Auftrag der 15 Kollektive, die sich mit uns am überbetrieblichen Wettbewerb beteiligen, einen Diskussionsbeitrag auf der zentralen Industriezweigkonferenz zu halten. Ein Genosse wurde ausgewählt. Den Beitrag aber erarbeiteten irgendwelche unbekannte Leute, und der Genosse hätte ihn nur vorzulesen brauchen. Aber er entsprach weder dem, was wir dort wirklich zu sagen gehabt hätten, noch war er den übrigen vierzehn Kollektiven bekannt. Unser Genosse lehnte deshalb den Vortrag dieses Beitrags ab, und wir stimmten dem nach kurzer Diskussion zu. Man kann sich vorstellen, daß wir damit eine schwierige Situation heraufbeschworen hatten. Schließlich mußten die verantwortlichen Genossen jedoch einschauen, daß es so nicht geht.“ Da stehen andere Eintragungen, die als kleine Zeichen von einer neuen Gemeinsamkeit dieser Menschen zeugen, etwa der Abschied in die Rente „Auf Wiedersehen, Max!“: „Wenn wir auch heute manch harte Nuß zu knacken haben, die Alten unter uns hatten es auf jeden Fall schwerer. Deshalb gilt ihnen — daran denken wir bei jedem Abschied — unser besonderer Dank und unsere Verehrung“. Oder ein „Jubiläum“ — „Zehn Jahre mit Peter“: Er sei noch keine Persönlichkeit

gewesen, als er kam. „Und auch noch Jahre danach brachten ihn Aktfotos aus der Fassung... Ein Puritaner ist er auch heute nicht, aber ein Kollege, der als Gewerkschaftsfunktionär das Vertrauen seiner Kollegen besitzt und durch seine aktive Mitarbeit das Profil unseres Kollektivs wesentlich mitbestimmt.“ Oder die Geschichte vom „Rosentag“: Am Tag der Brigaden sollten besonders verdienstvolle Kolleginnen ausgezeichnet werden, aber „alle gaben ihr Bestes“. Was tun? Eine Blumenschale war den Männern zu unpersönlich. Da hatte einer „die rettende Idee“: Die Männer beschlossen, für die Frauen eine zusätzliche Schicht zu fahren und ihnen die Zeit zu schenken. Beim Brigadefest wurde ihnen dieses Präsent überreicht, und eine Blume dazu. Die Eintragung schließt: „Die ehrliche Freude unserer Frauen war für uns der schönste Lohn. Dieser Tag ging in die Geschichte unserer Abteilung als der Rosentag ein.“

Zu jener Allseitigkeit, die sich in der Brigade-Chronik widerspiegelt, gehört auch die Kultur. Im Wettbewerbsprogramm 1972 haben die Kernbauer ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet so verallgemeinert: „Erst das von uns selbst gestaltete hohe Niveau des geistig-kulturellen Lebens hat uns in den vergangenen Jahren in die Lage versetzt, die Arbeitsproduktivität ständig zu steigern und unsere ökonomischen Zielstellungen von Jahr zu Jahr zu erhöhen.“ Und der Kultur- und Bildungsplan in diesem Wettbewerbsprogramm hat ein breites Spektrum: Die Aneignung gesellschaftswissenschaftlicher Kenntnisse, fachliche Weiterbildung, Kunst — Theater, Konzert, die VII. Kunstausstellung der DDR, Bücher, Schlagerfestival, kunsttheoretische Vorträge und Seminare. Lassen wir hier die ökonomischen Kennziffern in den Zielstellungen der Abteilung beiseite — nicht zu übergehen ist der Zusammenhang zwischen ihnen und den Punkten Arbeits- und Gesundheitsschutz: „Neuerervorschläge, die den Arbeits- und Gesundheitsschutz betreffen, werden vordringlich realisiert“. Und mindestens genannt werden muß schließlich der Abschnitt, in dem sich die Kernbauer bei Engpässen in anderen Abteilungen zu sozialistischer Hilfe verpflichten.

Siebzig Menschen, ein Arbeitskollektiv unter vielen — fragte man ihren Meister, Bernhard Lix, nach dem Verallgemeinerungswert des Zustands dieser Gruppe, würde er vielleicht in seiner souveränen Gelassenheit antworten: Manche sind noch nicht so weit, manche sind schon weiter. Und doch: eine Fülle konkreter Details dafür, was „befreite Arbeit“ bedeutet, wie marxistische Theorie in der Praxis aussieht, woher Verallgemeinerungen bezogen sind wie die des Ersten Sekretärs des ZK der SED, Erich Honecker, auf der 4. Tagung des ZK der SED: „Unsere Aussprache hat erneut bestätigt, daß die Wirtschaft nicht schlechthin ein Abschnitt unserer Tätigkeit neben anderen ist. Sie ist das Hauptfeld des Kampfes. Sie bringt die materiellen Mittel hervor für den sozialen Fortschritt in unserem Lande und für die Entwicklung aller Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens. In ihr vollzieht sich die tägliche Arbeit des Großteils unseres Volkes. Hier haben also auch die wichtigsten Probleme des geistigen Lebens ihre Wurzeln. Von hier gehen die stärksten Einflüsse auf das Wachstum der Arbeiterklasse und aller Werktaatigen, auf die Entwicklung der Menschen und ihrer sozialistischen Beziehungen aus.“

Ziel der revolutionären Arbeiterbewegung ist, was Marx die Selbstverwirklichung des Menschen nennt. Manchmal geriet uns dieses Problem in den Gefechten der Tage ein wenig aus der Optik. Oft unter dem Druck der „Messer- und Gabelfrage“ (Rosa Luxemburg). Seine Bedeutung wächst in unseren Tagen, da sich die Alternative zwischen sozialistischem Humanismus und imperialistischer Barberei zuspitzt zur Frage nach der Existenz der Menschheit: Ihre Zukunft wird menschlich sein, oder sie wird nicht sein. Selbstverwirklichung realisiert sich nun unter anderem in der täglichen Arbeit der Klasse — so haben es die Kernbauer begriffen, und so halten sie es damit.

Ihr Meister, mein Gesprächspartner Bernhard Lix, ist dafür ein Beispiel; er hat die „normale“ Biografie eines erfahrenen Arbeiters unserer Tage: Jahrgang 1916, Lehre als Maschinen- und Werkzeugschlosser, damals ein Opfer für die Mutter, die die Kinder

allein aufzog. 1932 Mitglied im Kommunistischen Jugendverband, bis ihn die Nazis verboten und verfolgten. Ausgelernt 1934, aber als er eine Woche Geselle war, wurde er entlassen. 1935 von Herbst bis Weihnachten beschäftigt, wieder arbeitslos, dann Arbeit in der Rüstung. Soldat; französische Gefangenschaft, in Lothringen Kohlenhauer; dort 1948 Teilnahme an einem Streik, zum ersten Mal wieder Kontakt zur kämpfenden Klasse. Rückkehr 1949, Arbeit in einem Privatbetrieb, seit 1952 im Transformator- und Röntgenwerk, zunächst als Einrichter, dann als Meister und Brigadier. Seit 1955 Mitglied der SED. Und das ist es, was Bernhard Lix heute „eine kleine Umwälzung“ im Kollektiv der Dresdner Kernbauer nennt:

Errungenschaft und Ziel — die sozialistische Persönlichkeit

Anders wurde es bei uns, so seit 1960. Damals — mal eine „Delegation“ in einen Film, wenn wir aufgerufen wurden, und das war alles. Wir haben uns überwiegend mit Ökonomie beschäftigt, einen Kultur- und Bildungsplan gab es noch nicht. Dann haben wir, zuerst noch unbewußt, versucht, ein bißchen mehr zu tun. Das war kein einfacher Weg. (Und nun haben wir schon wieder neue Strecken vor uns.)

Anstöße — es gab viele, von außen, von uns selber. Zum Beispiel: Wir hatten bei uns einen Stanzer, der spielte ganz gut Gitarre, er hat mal „Die Rose war rot“ gesungen, das erste politische Lied, das wir so gemeinsam hörten. Es ging ein bißchen unter die Haut. Auch so etwas gehörte zu den Anstößen.

Wir dachten: wie kommen wir zu einem Künstler? Sicher, nicht jedes Kollektiv kann das beanspruchen; allein im TuR gibt es 150, so viele Künstler seid ihr gar nicht, und in Dresden gibt es noch mehr Betriebe. Aber wir sind bei uns eines der größten Kollektive. Wir hatten an einen jüngeren Künstler gedacht, keinen „berühmten“, und an einen Schauspieler. Dann kamen welche von der Oper. Ausgerechnet Oper! Zu dem Zeitpunkt haben die Kollegen gesagt, Beethoven, da schalten wir ab, ein Klavierkonzert ist Gecklimer, und überhaupt wollte keiner sowas hören. Nun steht in unserer Chronik über den Besuch der IX. Sinfonie: „... die Musik hatten wir teils mit Skepsis, teils mit innerer Unruhe erwartet, — sie zog uns alle in ihren Bann. Das Überraschendste an diesem Tage waren wir wohl selbst. 130 Kollektivmitglieder und Ehepartner vereinte dieser unvergessliche Abend, von dem viele von uns sagten: das war das Beste, das Schönste, das Eindrucksvollste im bisherigen Leben unseres Kollektivs.“

Unter den Opernleuten war auch Genosse Winfried Höntsch (damals Operndramaturg, jetzt wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität). Er hat uns sehr geholfen, hat uns Appetit gemacht. Bald war uns ein Vortrag im Jahr zu wenig, wir wollten mehr wissen. Kultur- und kunsttheoretische Vorträge — hier ist unser Programm. (Unter anderem enthält es für 1972 eine Vortragsreihe „Keine Angst vor dem Opus“, dazu Einführungen in Werke und Leben von Bach, Händel, Mozart und Schubert.)

Ganz primitiv haben wir angefangen: „Was ist Kultur?“. Als er sagte, auch Arbeit ist Kultur, haben wir uns zuerst dumm angesehen — aber es ist richtig. Er hat auch die 130 Karten für die IX. Sinfonie bestellt. Ich bekam einen Schreck und dachte, es werden vielleicht 15 gehen. Aber er ließ nicht locker. Mit einem Test wollte er uns beweisen, daß jeder musikalisch ist. Das hat bei manchen das Selbstbewußtsein gestärkt. Nun trauen sie sich schon mehr zu. Bei „Lukullus“ kam ein Rückschlag. Er dachte, es würde uns gefallen. Bei „Lancelot“ hatte er Angst, — und es hat uns gefallen. Manchmal überschätzt man die Leute, mal unterschätzt man sie. Gut, Rückschlag ist falsch, es kann sich ja noch ändern, also ein Prozeß. Von der Oper abgesehen — was wußten wir schon von Lukullus? Nur bekannt von der Esserei. Daß es ein römischer Feldherr war, der den Sold von seinen Legionären auch dann noch kassiert hat, wenn sie schon tot waren, haben wir bei dieser Gelegenheit erfahren.

Natürlich machen wir auch Späße: Als wir die alten Griechen im Bildungsplan hatten, hieß es: „Was, du willst Arbeiter sein und weißt nicht mal, wer Demokrit war?“ Aber dabei wird das Wissen auch angewandt. Und es steckt mehr dahinter. Was sich die Kollegen angeeignet haben, strahlt aus. Auch auf die, die noch nicht zu den Aktiven gehören. Du mußt bedenken, wir haben nicht nur Facharbeiter, sondern auch viele ungelernte Arbeiter, darunter solche, die von der siebten Klasse abgegangen sind. Daß davon nun mancher die 8. Klasse nachholen will, hängt mit unseren Seminaren zusammen. Er kommt sich jetzt dumm vor — nicht, weil er damals dumm war, sondern weil er faul war. Wir haben etwas gelernt und darauf sind wir stolz.

In der Freizeit fand früher im Kollektiv überhaupt nichts statt. Höchstens ein Brigadevergnügen. Schrippenessen um die Wette, eine Kremsfahrt, und wenn wir ankamen, waren wir schon blau. Bei unserem Fest zur Auszeichnung mit dem Staatstitel hatten wir zum ersten Mal unsere Kernbau-Bar aufgebaut. Wir haben eine geheime Polizei organisiert wegen „Saufen“, aber sie hatte gar keine Arbeit. Wir haben über uns selbst gestaunt. Wie sich das ändert! Früher sind wir sowieso immer aufgefallen, wir haben so laut geredet. Wir waren ja eine Lärmabteilung. Dagegen ist es jetzt überhaupt nicht mehr laut — unsere Maschinen nicht, und wir auch nicht mehr. Damals wäre keiner samstags zu einer Probe ins Theater gegangen. Jetzt — wir schicken immer kleine Abordnungen — fragen die anderen, warum wir sie nicht mitgenommen haben. Die dort waren, haben das so propagiert, daß alle schon Bescheid wissen. Das ist noch nicht für alle Siebzig zum Bedürfnis geworden. Und wir zwingen keinen. Aber wer sich bereit erklärt hat mitzumachen, der muß dann auch bei der Stange bleiben. So mancher hat sein Herz fürs Theater entdeckt. Eine Kollegin, die bei der Lancelot-Probe war, ist einfache Arbeiterin, sie war in ihrem Leben zweimal in der Oper, im Schauspiel noch gar nicht. Natürlich hat sie sich nicht getraut, im Gespräch mit euch etwas zu sagen. Aber hinterher kam sie. Wir haben jetzt schon manchmal Sonnabende eingearbeitet, um zu einer Probe ins Theater zu gehen. Oder für „Lukullus“ eine ganze Schicht umorganisiert, die Anlage muß ja weiterlaufen. Freizeit früher? Da hatten wir noch die 6-Tage-Woche. Früher war kaum etwas los. Warum auch — da hat uns keiner dazu angehalten. Ich glaube, das hat erst der sozialistische Wettbewerb in Gang gebracht.

Von daher nehmen wir jetzt die neuen Maßstäbe. Seit 1970 führen wir die kulturpolitischen Seminare durch, nach einem langfristigen Plan. Die Aneignung kulturtheoretischer Kenntnisse hat geholfen, daß wir ein anderes Programm haben als früher. Du hast doch auch studiert. Wenn du das nicht gemacht hättest, würdest du manches nicht begreifen. So ist es auch hier. Wir haben jetzt mehr Ahnung, verstehst du, und da wachsen die Ansprüche.

Die Reaktion des Publikums am Abend als Maßstab für die Qualität der Aufführung — das stimmt nur zum Teil. Da sind doch noch Vorurteile im Spiel. Zum Beispiel bei einem Zeitstück. Ich höre immer mal die Frage, ob das politisch ist. Ich sage, was denkst du, was die alten Opern sind? „Tosca“ handelt auch vom Befreiungskampf des Volkes, sogar die schöne „Butterfly“, da siehst du die rassistische Überheblichkeit des Amerikaners gegen die Japanerin. Oder „Carlos“ oder „Othello“, — das sind doch alles politische Stücke. Bei uns sind die Maßstäbe gewachsen. Die Abteilung ist politisch reifer geworden. Bei manchem ist das noch unbewußt.

Das, was ihr Brecht-Gardine nennt, das haut nicht hin. Wir werden sofort nüchtern, wenn wir das Umräumen und die Bühnenarbeiter sehen. Keine Angst, in Verzückung fallen wir schon nicht. Aber nimm als Beispiel Lancelots Kampf mit dem Drachen. Dazu in der Musik das Spanien-Lied. Man weiß, was mit dem Drachen-Kampf gemeint ist. Das geht unter die Haut. Da gehst du mit, das wirkt nach. Auch die Entwicklung des Kollektivs hat immer das voran gebracht, was unter die Haut geht — sonst waren es nur „Pflichtübungen“.

Ja, „Umwege“¹ zählt dazu. Weil es um sehr ernste Probleme ging und weil Humor dabei war. Humor und Spaß vergessen wir oft, aber das brauchen wir. Damit sind keine Gags gemeint — es soll so sein wie im Leben.

Und wir wollen nicht nur Bekanntes und Klassisches sehen, sondern auch Zeitstücke. Zum Beispiel „Zeitgenossen“² — 50 Karten. Damit das klappt, übernimmt unsere Parteigruppe die Verantwortung.

Es ist ein Unterschied, ob eure Kollegen zu Techniker-Kollektiven oder zu Arbeitern Beziehungen haben. Arbeiter sind direkter, Techniker, Konstrukteure — da will keiner was Falsches, was Unangenehmes sagen. Wenn ein Arbeiter sagt: „Es ist gut“, hat ein Künstler, der ehrlich arbeitet, mehr Freude. Bei euch habe ich das Gefühl, daß viel für die Arbeiter gemacht wird. Das gefällt mir.

In unserem Kollektiv herrscht eine gute Atmosphäre. Mit einem Wort läßt sich das nicht so sagen, worin das zum Ausdruck kommt. Achtung vor den Älteren, die Achtung jedes Einzelnen — das alles spielt eine Rolle. Es ist nicht nur die Erfüllung der Pläne — jeder ist wichtig, das hast du auch in unserem Brigade-Film gesehen. Da gibt es eine Wechselwirkung von geistig-kulturellem Leben und Ökonomie. Früher waren wir noch nicht so weit, uns höhere ökonomische Ziele zu stellen. Und jetzt — zum Beispiel die Verbesserungsvorschläge. 1962 hatten wir drei, 1963 schon mehr, aber nur mit einem Nutzen von 16 000 Mark. 1970 waren es neunzehn, jetzt, Ende 1971, sind es über dreißig, mit einem Nutzen von über 100 000 Mark und mit einer Beteiligung von fast 50 Prozent aller, auch Frauen und diesmal besonders auch Jugendliche. Diese gesellschaftliche Mitverantwortung, das Kosten-Nutzen-Denken ist nicht durch die Arbeit allein gekommen. Sonst vor allem durch die Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten. Aber da stehen wir erst am Anfang.

Eine große Silvesterfeier wird für den Betrieb organisiert, gut, das ist richtig. Aber wir brauchen auch nachhaltige Erlebnisse, die bleiben. Es gibt doch auch Zeiten, wo man nicht gern zur Arbeit geht: Fünf Tage immer dasselbe, das piept dich an. Nein, wir sind nicht „Spitze“. Vielleicht sind wir nicht mal weiter als andere. In anderen Brigaden gehen möglicherweise mehr ins Theater als bei uns. Nur eines versuchen wir: etwas zu machen, woran alle ein wenig Freude haben. Wir machen das gemeinsam, und das ist ein tieferer Eindruck.

Ein Kollege war bei einer Zusammenkunft von Leitern mehrerer Betriebe einer VVB und hat von uns erzählt. Das war für die Utopie. Glauben sie, daß geistig-kulturelles Leben nur Theater ist? Machen sie nur Ökonomie? Da war ich erschrocken. Jetzt verstehe ich auch, warum in unseren Beschlüssen immer wieder von Verbesserung der Leistungstätigkeit die Rede ist.

Was wir machen, ist übertragbar. Wir hatten keine besseren Voraussetzungen als andere. Eigentlich versuchen wir nur, ernstzunehmen und damit Ernst zu machen, was die Partei beschlossen hat.

¹ „Umweg“ ist ein in Dresden uraufgeführtes Zeitstück von Paul Gratzik, das die Probleme gefährdeter Jugendlicher und ihre Persönlichkeitsentwicklung in einem Jugendwerkhof zeigt.

² Schauspiel von Arnim Stolper nach einem Filmszenarium von Gabrilowitsch und Raisman; spielt in der Sowjet-Union. Die Konflikte der „Helden“ ausgetragen auf der Großbaustelle, im Ministerium, in der Familie. Sie werden ausgelöst durch neue Ansprüche an das Individuum und durch seine neuen Möglichkeiten in der wissenschaftlich-technischen Revolution unter sozialistischen Bedingungen.

Die keinen Grund
und Boden haben
an Seeufern Berghängen
im Wald und
auf der Heide
verlieren
wo auf Schildern steht
daß sie nichts
verloren haben den Boden
unter den Füßen

können sich
an den Hut stecken
den grünen Zweig

wenn sie nicht endlich
auf den Gedanken kommen
daß sie allen Grund haben
das bestehende
Bodenrecht ein
bodenloses
Unrecht zu nennen
die Herren
Flick Krupp Horten
und Konsorten
die allen Grund
und Boden haben

Das Unbehagen der Jugend an der herkömmlichen Freizeitgestaltung äußert sich jetzt immer stärker — mit der üblichen Verspätung gegenüber der Großstadt — auch in den Klein- und Mittelstädten. Dort aber sind die Schwierigkeiten ungleich größer, die Bereitschaft der Stadtverwaltung helfend einzugreifen viel geringer, ganz zu schweigen vom Widerstand der Bürgerschaft, die denkbar mißtrauisch allen Alternativvorstellungen gegenübersteht. Der Versuch, in einer Kleinstadt ein freies Jugendzentrum aufzuziehen und der üblichen Konsumhaltung zu entfliehen, soll hier am Beispiel Rosenheim dokumentiert werden.

Rosenheim hat etwa 37 000 Einwohner, ist aber aufgrund seiner Stellung als Inn-Metropole und seiner vielen Schulen (drei Gymnasien, zwei Realschulen, sowie Holzfachschule, Fachoberschule und Verbandsberufsschule) keine typische Kleinstadt. Auch das Freizeitangebot (sechs Tanzlokale, viele Cafés, zwei Freizeitheime von CVJM und Arbeiterwohlfahrt, Kinos und Säle für Konzerte und Veranstaltungen) wirkt auf den ersten Blick attraktiv — besonders natürlich für die Landjugend. Die schlechten Verkehrsverbindungen in die Heimatdörfer aber — oft fährt der letzte Zug/Bus bereits zwischen 19.00 und 20.00 Uhr — hindern Nicht-Motorisierte selbst dieses Angebot auszunützen, so daß, blickt man hinter die Kulissen, es viel kärglicher aussieht.

Jugendlichen nämlich steht keine brauchbare Alternative offen, wenn sie die schul- oder arbeitsfreie Zeit nicht nur in herkömmlicher Art „verkonsumieren“ wollen, d. h. am Biertisch beim Kartenspielen, in der Diskothek oder in einem kirchlichen Jugendheim unter der Obhut des Pfarrers oder sonstiger Betreuer. Ähnlich geht es politischen Gruppen, die mit der Jugend arbeiten wollen, dafür aber keine geeigneten Räume besitzen und deswegen gezwungen sind, Wirtshäuser oder schulähnliche Veranstaltungsräume zu benutzen. Die Stadt Rosenheim hat die wiederholte Forderung nach einem *freien* Jugendzentrum immer mit dem Argument der hohen Verschuldung (Rosenheim ist nach Offenbach die höchst verschuldete Stadt der BRD) beantwortet und es dabei bewenden lassen. Dazu ist der OB — Dr. Steinbeißer — Mitglied der CSU, doch wird es in den meisten SPD-regierten Städten nicht anders aussehen, wenn nicht die Jugendlichen lernen, ihre Interessen zu erkennen und dafür zu kämpfen. Einen Ansatz dazu machten im Frühjahr 1970 acht Jugendliche unter der Führung des fortschrittlichen kirchlichen Jugendpflegers Willy Bäßler.

Nachdem im städtischen Galeriekeller wegen zu hoher Feuchtigkeit keine Bilder mehr gelagert werden konnten, forderten und erhielten sie dort Räume, um ihre Idee von einem neuen Freizeitverhalten — „es soll das sein, was wir sein mögen, wann immer es uns in den Sinn kommt“ — verwirklichen zu können. Diese Alternative nannten sie *Free Action*.

Die Zeit im Galeriekeller

Daß die Idee eines Freiraums in der kapitalistischen Gesellschaft scheitern mußte, bekamen sie bald zu spüren. Der CSU-Oberbürgermeister und leitende Personen anderer Ämter erklärten schon einen Monat später, die Zustände in diesem Keller seien für Jugendliche unzumutbar. Mit fadenscheinigen Argumenten wie „die Atmosphäre sei bedrückend“, „der Müll werde nicht abgeräumt“ usw., wurden die Ansätze neuer Initiativen sofort unterdrückt. Zwar waren die Kellerräume auf den ersten Blick wirklich unansehnlich, doch fühlten sich 300—500 Jugendliche hier wohler als an herkömmlichen Freizeitorten. Die zwei wirklichen Hauptpunkte für den Hinauswurf waren a) aktio-

nistische und verbalradikale Handlungen der damaligen Rosenheimer APO und b) die für das *Free Action* engagierten Jugendlichen waren zahlenmäßig nicht in der Lage, Widerstand zu leisten.

Schon damals zeigte sich das Unvermögen, Jugendliche aus ihrer Konsumhaltung zu reißen. Die Alternativen zum herkömmlichen Freizeitangebot waren noch zu gering, der Galeriekeller war eine bessere Diskothek, wo man Platten selbst mitbringen konnte und nichts zum Trinken bestellen mußte.

Überraschenderweise kommentierte die ansonsten reaktionäre Rosenheimer *Tagespresse* (Oberbayerisches Volksblatt, Regionalblatt des Münchner Merkur), es sei *Free Action* zu verdanken, daß die „Wilden (Rocker, Motorradfahrer) von der Straße gekommen seien“, und: „man müsse doch Verständnis für die heutige Jugend haben“. (In der Druckerei des OVB werden u. a. die „Deutsche Nationalzeitung“, „Deutsche Nachrichten“, „Deutsche Wochenzeitung“ und das „Deutschland-Magazin“ hergestellt. Als sich Betriebsrat und Belegschaft vom Inhalt dieser Publikationen distanzierten, wurde eine Vereinbarung mit der Geschäftsleitung getroffen, nach der sich ein Arbeiter weigern kann, an der Herstellung mitzuarbeiten. Der Pferdefuß ist jedoch die Klausel, daß die „Herstellung gewährleistet sein muß“. Und das heißt — eine Weigerung kommt nicht in Frage.) In Leserbriefen sprachen sich viele Rosenheimer gegen die Schließung des Kellers aus und forderten, daß zumindest bald neue Räume zur Verfügung gestellt werden sollten. Doch den OB kümmerte dies vorerst wenig. Erst nach längeren Diskussionen bot er andere alte Räume an, u. a. die leerstehende ehemalige Berufsschule, die abgerissen werden sollte, doch im Augenblick war die Resignation größer und der Mut zu klein, sich von neuem auf ein unsicheres Projekt einzulassen.

Die Vorbereitung des neuen Zentrums

Mit Flugblättern und Plakataktionen warb das Team neue Mitglieder und regte die Gründung von Arbeitsgruppen (Workshops) an, die alternative Freizeitgestaltung ermöglichen sollten. Um durch eigene finanzielle Mittel von der Stadt unabhängig zu sein, wurden Geschäftsleute mit der Bitte um Spenden angeschrieben. Die intensive Öffentlichkeitsarbeit zeigte Erfolg — es gingen 2000 DM ein und folgende Workshops wurden gegründet: a) Kritischer Konsum b) Drogen-Info c) Siebdruck/Grafik d) Photo/Film e) Licht- und Toneffekte f) Theater. Diese Gruppen trafen sich vorläufig in Privatwohnungen oder der kirchlichen Jugendpflegestelle.

Die Bildung des Workshops Kritischer Konsum ging von Mitgliedern der Basisgruppe aus. Diese setzte sich im wesentlichen aus Anhängern der ehemaligen APO und Jusos zusammen, die in Rosenheim eine sozialistische Gruppe aufbauen wollten. Von ihnen wurde die überregionale Schülerzeitung *action* herausgegeben.

Ein Teil der Basisgruppe glaubte über den Freizeitsektor bisher unpolitisierte Jugendliche zu erreichen, und schloß sich dem Team *Free Action* an. Das Interesse der Jugendlichen an Konsumfragen, Mode, Sexualität etc. bot eine effektive Möglichkeit, tieferliegende gesellschaftliche Phänomene zu erklären (z. B. Verwertungsinteresse der kapitalistischen Produktion, der Mode „zwang“, jedes Jahr neue Kleider zu kaufen). Besonders bei Schülern, die nicht im Produktionsprozeß eingegliedert sind, lassen sich die Profitbestrebungen der Unternehmer am besten im Konsumbereich festmachen.

Um das Freizeitverhalten der Jugendlichen in Rosenheim besser analysieren zu können, wurde ein Fragebogen entworfen — die Durchführung scheiterte jedoch am Widerstand der Schuldirektoren, die das Ansinnen mit dem Hinweis auf „Eingriff in die Intimsphäre“ zurückwiesen. Die Anzahl der ausgefüllten Fragebögen war zu gering, um einen repräsentativen Querschnitt zu bieten, ließ jedoch erkennen, daß die Befragten mit den gegebenen Freizeitverhältnissen nicht zufrieden waren und Interesse zeigten, sich an der Verwirklichung von Alternativen zu beteiligen.

Um den Informationsmangel der Mitglieder zu beheben sowie um eine allgemeine Einführung in Theorie zu geben, wurde von diesem Workshop der Text Karsten Gebhardts „Ökonomie des kritischen Konsums“ gemeinsam durchgearbeitet. Die Einstudierung eines Straßentheaters gegen den Weihnachtskonsum sollte die Umsetzung in die Praxis darstellen. Die öffentlichen Aufführungen förderten den Zusammenhalt innerhalb der Gruppe und beseitigten Hemmungen, vor vielen Menschen frei zu sprechen oder über eigene Ansichten zu diskutieren.

Zu diesem Zeitpunkt (Dezember 1970) entschloß sich das Koordinationsteam, so nannte sich die Gruppe um Bäßler, den Vorschlag des OB anzunehmen, d. h. die alte Berufsschule als provisorisches Jugendzentrum bis zum Abbruch einzurichten. Dieses „KO-Team“ kümmerte sich um die technische Organisation und finanzielle Angelegenheiten von *Free Action*, um Anfragen und Kontakte mit Behörden, was durch die Tätigkeit von Bäßler in der katholischen Jugendpflege erleichtert wurde.

Aus diesem Aufgabenbereich heraus, nahm das KO-Team eine überragende Stellung ein, es war die letzte zuständige Instanz für die Besprechungen der Workshops, Veranstaltungen und Aktionen. So wurde vieles an das KO-Team delegiert, wo sich die Mitglieder der *Free Action* besser selbst engagiert hätten.

Die Zeit in der Berufsschule

Die Stadt übernahm die Vorarbeiten am Zentrum, wie elektrische und sanitäre Anlagen in der Kostenhöhe von 1300 DM. Die Gesamtfläche der bereitgestellten Räume — eine ganze Etage — betrug 500 m², das größte Zimmer (ca. 80 m²) diente als Informations- und Kommunikationsraum (die „Teestube“). Hier sollte Kontakt aufgenommen und — soweit es innerhalb der vom System gesetzten Schranken möglich ist — ein Freizeitsspielraum geschaffen werden. Um die Kommunikation zu erleichtern, waren Zeitschriften, Schallplatten und Spiele aufgelegt. Ohne Konsumzwang konnte man sich hier unterhalten, später auch Schularbeiten machen, als *Free Action* auch unter der Woche nachmittags geöffnet war, oder einfach Musikhören und lesen. Getränke (Tee, Kaffee, Limo) wurden von den *Free Action*-Leuten oder Besuchern selbst zubereitet und ausgeschenkt, wie auch sonst die ganze Organisation in ihren Händen lag, z. B. die Ausrüstung der Räume. Hier konnten kreative Ideen angeregt und verwirklicht werden. Man bemalte auch die Außenwand des alten Hauses, was leider viele negative Reaktionen („Schandfleck“) beiverständnislosen Rosenheimern hervorrief. Die aktive Mitarbeit und Mitbestimmung sollte einen Teil zum Demokratieverständnis beitragen, ebenso die zahlreichen Diskussionen über gesellschaftspolitische, kommunalpolitische und private Probleme.

Einen wichtigen Platz nahmen die Veranstaltungen ein, die jedes Wochenende eine steigende Anzahl von Jugendlichen — insgesamt kamen in den drei Monaten in der Berufsschule 1500 — 2000, also ungefähr 20 Prozent der jungen Leute aus dem Stadt- und Landkreis Rosenheim — anzogen. Darunter interessierten vor allem die Filme — wie Costards „Die Unterdrückung der Frau“, Sperrs „Jagdszenen“ oder Zilniks „Frühe Werke“ (mit nachfolgenden Beschwerden von Bürgern beim OB und Dekan wegen „Porographie“). Zum besseren Verständnis der Situation sei hier auf das Filmangebot in Rosenheim verwiesen. Es gibt nur fünf Kinos, davon vier im Besitz eines Mannes, der — nach eigenen Angaben — zwar gerne bessere (kritischere) Filme bringen würde, es aber aus finanziellen Gründen unterläßt. Die gängigen Sex-, Crime- und Westernfilme werden höchst selten durch gute Angebote in der allwöchigen Jugendfilmstunde ergänzt.

Von lokalen Amateuren wurde selbstgemachte und/oder experimentelle Musik vorgestellt, Materialaktionen und Happenings ergänzten das Angebot der „kreativen“ Gruppen. In anschließenden Diskussionen über das Verhalten der Besucher reflektierten die Akteure den Ablauf. Die Veranstaltungen wurden meist spontan geplant und von den

zum jeweiligen Zeitpunkt Anwesenden vollführt. Jugendlichen mit speziellen Interessen war die Möglichkeit gegeben, einen neuen Workshop zu gründen, der bei Bedarf einen eigenen Raum zur Verfügung gestellt bekam.

So richtete man z. B. ein Drogeninformationszentrum ein mit a) Jugendlichen — z. T. selbst drogenerfahren b) zwei Ärzten, einem Rechtsanwalt und einem Apotheker, die mit Ratsuchenden diskutierten und über Gefahren informierten. Viele Aktive erkannten, daß sogenannte „Bewußtseinserweiterung“ durch Drogen nur zu Anpassung an die herrschenden Strukturen und ihrer Billigung verleitet; der Anspruch von *Free Action* war aber ein *reales* Bewußtsein, durch das bestehende Verhältnisse geändert werden sollten. Der Workshop Drogen-Info stieß in der Rosenheimer Öffentlichkeit und der Presse auf besonders positive Resonanz.

Die Basisgruppe hatte die Aktivitäten der *Free Action* mit Aufmerksamkeit beobachtet und sah sich insbesondere durch das Anwachsen der Gruppe Kritischer Konsum, von denen auch die neuen Mitglieder in der Mehrzahl zur Basisgruppe kamen, veranlaßt, hier einzusteigen. Deshalb schloß sich die Basisgruppe nach kurzer Diskussion mit dem KO-Team, das darum bat, keine parteipolitische Tätigkeit zu entfalten, Ende Dezember 1970 dem *Free Action* an, nannte sich *Workshop Gesellschaftliche Aktivgruppe* und belegte einen Raum. Die Treffen wurden ins Zentrum verlegt und sofort war eine Anzahl neuer junger Leute anwesend. Trotz anderer Aktivitäten, wie Film u. ä., die gleichzeitig in der Teestube abließen, waren immer rund 30 Leute anwesend.

Die von der Basisgruppe in der Teestube durchgeführten Veranstaltungen waren im wesentlichen zwei Teach-ins, das eine mit Conrad Schuhler über Angela Davis — alle unterschrieben den Aufruf zur Freilassung der amerikanischen Kommunistin —, das andere ging über Vietnam. Diese verdeutlichen die Unterschiede zwischen der bewußtseinsmäßig fortschrittlichen, aber keine eindeutige Stellung einnehmenden Gruppe im *Free Action* (sie blieb bei der Empörung und ließ keine Aktivitäten folgen) und der — wenn auch nur im Ansatz — sozialistischen Basisgruppe, die auch die Ursachen von Mißständen und Ungerechtigkeiten erkannte und sie bekämpfen wollte. Die übrigen Jugendlichen von *Free Action* verhielten sich zur Basisgruppe distanziert positiv, ihr im Ansatz gewecktes politisches Bewußtsein artikulierte sich aber noch stärker in der Konfrontation mit Reaktionären. So stieß ein Referent, der über politische Gruppen an der Münchner Uni berichtete, dabei nur den RCDS als echte Vertretung der Studenten anerkannte, auf blanke Ablehnung, ebenso wie ein Jung-NPDler, der über seine Sozialarbeit bei geistig behinderten Kindern berichtete. Eine anwesende CSU-Stadträtin entfaltete nach dem Debakel des NPD-lers eine gezielte Propaganda gegen *Free Action*.

Daß diese Art von Freizeitzentrum den Rosenheimer Bürgern nicht behagen würde, war vorauszusehen. Leider übernahmen auch Jugendliche die negativen Urteile — sie hörten, *Free Action* sei zu schmutzig, zu unordentlich ... und gingen aus diesem Grund nicht in das Zentrum. Viele hinderte dies jedoch nicht, *Free Action* als ständigen Treffpunkt sich einzurichten.

Nach einigen Auseinandersetzungen kam man überein, nicht unbedingt provozierend auf Außenstehende wirken zu wollen, aber sich auch nicht konformistisch anzubiedern: beides war schwierig, einerseits im Hinblick auf das Bestreben neue Jugendliche für das Zentrum zu begeistern, und andererseits aufgrund der Abhängigkeit vom Wohlwollen der Stadt.

Auch beim Jugendamt waren die Meinungen über *Free Action* geteilt. Ein Beauftragter versuchte die Anwesenden nach etwaigen Ungesetzlichkeiten auszufragen und beschwerte sich über „schrankenlosen Sex“ (da öfters Pärchen im Zentrum knutschten) und drohte schließlich, als ihn einige *Free-Action*-Mitglieder einmal hinauswarfen, er werde für die Schließung des Zentrums sorgen.

Die Basisgruppe erschien natürlich besonders verdächtig. Angeblich war *Free Action* bereits eine rote Kaderschmiede geworden, bereit, bestehende Verhältnisse umzustürzen. Diese Anschuldigung unterstützte eine von der NPD organisierte Jugendgruppe (inzwischen aufgelöst) mit Flugblattexten wie „Schach den Anarchisten“, „Kampf dem Linkskartell“ und „Wir wissen den Mensch vom Schwein zu unterscheiden“.

Die OB-Wahlen im Juni 1971 ließen hoffen, daß sich ein anderes Stadtoberhaupt, der linke Kandidat der SPD, Dr. Bleibinhaus, stärker für die Interessen von *Free Action* einsetzen würde, doch das negative Ergebnis (31,2 Prozent gegenüber sonst rund 40 Prozent SPD) zerschlug diese Erwartung. Die DKP, die als einzige Partei voll hinter *Free Action* stand, ist in Rosenheim leider noch zu schwach, um wirkliche Hilfe bieten zu können. Also stand man Mitte März 1971 — das Haus war an eine Münchener Baugesellschaft verkauft worden, die dort Eigentumswohnungen errichten wollte — wieder auf der Straße. OB Dr. Steinbeißer sah, trotz vieler Proteste im Oberbayerischen Volksblatt (vor allem auch des DGB) sowie persönlicher Briefe keine Möglichkeit, nach dem Abriß der Berufsschule *Free Action* ein neues Zentrum zur Verfügung zu stellen, da er „wichtigeres zu tun habe, als sich um *Free Action* zu sorgen“.

Vor dem Auszug hatten sich noch die „Gemäßigten“ gegen die „Radikalen“ knapp durchgesetzt — letztere forderten entweder eine Besetzung und Verbarrikadierung im Zentrum oder ein sit-in im Rathaus, um auf den Stadtrat größeren Druck auszuüben. Die Gegenseite, deren Wortführer vor allem das KO-Team war, wollte aus taktischen Erwägungen darauf verzichten und sich auf Eingaben bei der Stadt beschränken. Wenigstens wurde ein spektakulärer Umzug — mit dem Mobiliar aus dem Zentrum — durchgeführt, um die Öffentlichkeit auf den Mißstand aufmerksam zu machen.

Trotz der schwierigen Lage waren die meisten Mitglieder noch optimistisch. Sie dachten, nach ein, zwei Monaten könnte *Free Action* wieder in ein Haus einziehen und die Arbeit fortsetzen. Nicht zuletzt deshalb hatten sie auf eine Besetzung des alten Zentrums verzichtet. Inzwischen wurden 14tägig Meetings abgehalten, um den Kontakt untereinander nicht abbrechen zu lassen, die Aufklärungsarbeit weiter betreiben zu können und die Suche nach neuen Räumen zu forcieren. Nach jedem Meeting wurde ein Info an ca. 150 Jugendliche verschickt, in dem die Ergebnisse festgehalten wurden.

Zur Kritik

Nachdem man einen gewissen Abstand gewonnen hatte, war die Chance objektiver Reflexion stärker gegeben. Die Möglichkeit ohne Aufsicht von „Autoritären“ unter sich zu sein, Kontakt mit Gleich- und Andersgeschlechtlichen aufzunehmen, sich zwanglos behennen zu können, Information, die sonst vorenthalten wird, zu bekommen und darüber zu diskutieren und gemeinsame Interessen gemeinsam zu vertreten — das alles war es, was die Jugend an *Free Action* begeisterte. Doch konnte dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß vieles zu kritisieren war. Trotz des Anspruches zahlreiche Jugendliche für *Free Action* zu gewinnen, war seine Struktur so geschlossen, daß Außenstehende vor dieser Geschlossenheit zurückwichen und keinen Anschluß fanden. Diese Cliquenbildung wurde schon im Zentrum erkannt, doch der Erkenntnis folgte kein echter Umschwung — nur geringe Ansätze waren vorhanden (man sprach Neue an, kümmerte sich dann aber nicht mehr um sie, wenn sie öfters kamen). Auch das Konsumverhalten und die Passivität konnten, von vereinzelten Erfolgen abgesehen, nicht abgebaut werden, da durch den Versuch bloßer Veränderung des Freizeitangebots sich Einstellungen kaum ändern. Man kann nicht erwarten, daß nur durch ein nicht-kapitalistisches Vergnügungsangebot Jugendliche zu Anti-Kapitalisten werden und gar nicht, daß sie solidarisch gegen den Kapitalismus kämpfen. Die Basisgruppe, die der „kreativen“ Gruppe vorwarf, daß man mit schöpferischen Happenings etc. noch kein anderes Bewußtsein hervorrufen könne, setzte den Besuchern anstelle von Musikinstrumenten eben Imperialismusthesen vor.

Man hätte in einem Freizeitzentrum viel mehr auf die aktuellen, persönlichen Probleme der Jugendlichen — Schule, Beruf, Elternhaus, Sexualität etc. eingehen sollen und diese dann gesamtgesellschaftlich analysieren müssen. Hier wurde auch die Unfähigkeit der Basisgruppe offenkundig, in ihrer Arbeit flexibel zu sein — sie führte in einem Freizeitzentrum nur schulmäßige Referate vor, „lehrte“ die Jugendlichen die „wirklichen“ und „wahren“ Ursachen, ohne auf sie einzugehen, — wie es in der Schule, selbstverständlich unter andem Vorzeichen, geschieht, und urteilte wie das Elternhaus über „richtiges“ und „falsches“ Verhalten. Sie verstand es nicht, sich mit den Lehrlingen, die aus eigener Initiative einen Workshop Lehrlingsprobleme gegründet hatten, der allerdings mangels Zulauf und Konzeption bald wieder einging, zu verständigen. Beides, sowohl das Vokabular und das Vorgehen der Basisgruppe als auch die Subkultur der Kreativen, stieß die Lehrlinge ab.

Nachdem dies geäußert worden war, sah man die Notwendigkeit, Zielvorstellungen zu formulieren. Diese konnten — der verschiedenen Auffassungen wegen — nur ein Kompromiß sein, zumal sie beabsichtigten, die Öffentlichkeit und insbesondere den Stadtrat geneigt zu machen: *Free Action* sollte demnach keine Basis für parteipolitische Organisationen bieten, durch Diskussionen u. ä. Gemeinschaftssinn ausbilden, durch schöpferische Tätigkeiten individuelle Persönlichkeitsentfaltung und Emanzipation stattfinden lassen. Information und Aufklärung sollte die Jugendlichen kritisch gegenüber ihrer Umwelt machen. Ziel war es ein Bewußtsein zu erreichen, das demokratische Selbstbestimmung erleichtert.

Die Entwicklung der Workshops

Zu diesem Zeitpunkt fingen die Workshops an, selbständiger zu arbeiten. Die Gruppe Kritischer Konsum nannte sich nun *Dienstagskreis* und las jetzt eine Einführung in den Marxismus (Karl Korsch und das Kommunistische Manifest). Bald erlahmte jedoch das Interesse an dieser theoretischen Arbeit. Im Herbst 1971 setzte daher eine kurze aktionistische Epoche im Zusammenhang mit dem § 218 ein, konnte jedoch die Mädchen nicht wirklich mitreißen. Von da ab herrschte eine gewisse Stagnation. Die Basisgruppe wandte sich dem Lehrlingsproblem zu, gründete wieder eine DGB-Jugend und führte eine Fragebogenaktion an der Berufsschule und eine Großveranstaltung mit dem Lehrlingstheater Rote Steine durch. Gesamt-*Free Action* beteiligte sich mit mäßigem Interesse an der von Basisgruppe und DKP initiierten Chiemseeuferraktion gegen die amerikanischen Besatzer. Als sich aber in Rosenheim die SS-Division „Das Reich“ zu einem Kameradschaftstreffen sammelte, war die vielbeschworene Solidarität da. Rund 800 junge Leute, darunter fast alle Mitglieder von *Free Action*, beteiligten sich an dem Protestmarsch.

Als Gegengewicht zu den „starr politischen“ Aktionen der Basisgruppe, bildete sich um das KO-Team der Workshop *Plumbum 10*. Dieser übernahm bei einem Treffen der Katholischen Jugend eine Cafeteria, verteilte umsonst Kuchen am Rosenheimer Marktplatz, gab subkulturelle Flugblätter heraus, drehte spontan Kurzfilme und schuf Theaterstücke wie „Pizza“ und führte Jands Hörspiel „Das Röcheln der Mona Lisa“ auf; und war überhaupt bestrebt, möglichst viele lustige Sachen zu machen.

Ende April war *Free Action* noch mal in aller Munde. Anreißer war ein achtstündiges *Free Concert* in der Rosenheimer Inntalhalle vor über 2000 Jugendlichen. Neun Gruppen spielten pausenlos ohne Honorar, Eintritt wurde keiner verlangt. Dieses *Free Concert*, bei dem allerdings der größte Teil der Zuhörer sich denkbar passiv verhielt, brachte wieder eine Anzahl neuer Leute in die Meetings. Doch der bald darauf einsetzende Konflikt zwischen den beiden Richtungen, den „Kreativen“ und den „Revolutionären“, zerstörte vorerst diesen Wiederbeginn. Dem Konflikt vorausgegangen war die Gründung des Workshops *Ölwexel*, der zum größten Teil aus ehemaligen Sympathisanten

der Basisgruppe bestand. Sie versuchten mit subkulturellen Aktionen politisch zu arbeiten und führten ein Theaterstück anlässlich der Luftwaffenschau in Rosenheim auf, in dem der Widersinn des Krieges und des Militarismus offenkundig werden sollte. Doch sie fanden nicht mehr Zustimmung als tags zuvor die Basisgruppe, die mit den „herkömmlichen“ Mitteln wie Transparenten, Flugblättern, Diskussionen etc. das gleiche erreichen wollte. Die Kritik der Basisgruppe an *Ölwexel* drängte diesen völlig an die Seite von *Plumbum 10*, die inzwischen als Contra zur Zeitung der Basisgruppe den Plan einer subkulturellen *Free Action*-Zeitung namens *Pfleng* auf den Tisch legten.

Der Konflikt

Die Meetings dokumentierten immer mehr die Verschiedenheiten von „Kreativen“ und „Politischen“, die aus der Enttäuschung über die Verweigerung eines Zentrums immer weniger toleriert wurden. Die „Kreativen“, knapp in der Minderzahl, beharrten darauf nur „Denkanstöße“ geben zu wollen und gingen dabei oft zu einem Liberalismus über, der im krassen Gegensatz zur sozialistischen Basisgruppe stand. Die Diskussionen wurden somit immer mehr zu Streitgesprächen zwischen beiden Gruppen, die Abstimmungen zu Kampfabstimmungen, wobei die sachlichen Argumente immer weniger galten, bis es zum Ausbruch der „offenen Feindseligkeiten“ Ende September 1971 kam. Das KO-Team machte den Vorschlag, *Free Action* aufzulösen und begründete dies mit „mangelndem Vertrauen in die Basisgruppe“. Dieser wurde empört aufgenommen und mit hoher Mehrheit abgelehnt — stattdessen sollte versucht werden, eine Einheit wiederherzustellen.

Der Kampf geht weiter

Der Konflikt brach bei Diskussionen um ein neues Zentrum immer wieder aus — das KO-Team wollte erst die Idee, den Inhalt formulieren, bevor es sich — im Gegensatz zu Basisgruppe und der Mehrheit der übrigen *Free Action*-Aktivisten — um finanzielle Mittel und neue Räume kümmern wollte, was die Basisgruppe als Grundstock einer neuen Freizeit-Arbeit ansah. Um das Konkurrenzverhalten und die Mißverständnisse abzubauen, sollte die Arbeit in den Workshops offengelegt und in den Meetings diskutiert werden. Zudem sah man in der wechselseitigen Mitwirkung bei den Workshops eine Chance der Annäherung. Im Winter 1971 fand der Vorschlag der Basisgruppe eine große Mehrheit, das Hauptgewicht auf die Suche nach neuen Räumen zu verlegen. Zwei realisierbare Projekte stehen nun wieder in Aussicht. Der finanzielle Hintergrund ist das Hauptproblem. Von der Gründung eines Vereins zur Finanzierung des Zentrums durch Außenstehende nahm man Abstand, da dies eine zu große Einflußnahme der Geldgeber bedeutet hätte. Schließlich einigte man sich auf die Bildung zweier Arbeitskreise, die sich a) mit der Raumfrage, b) mit der Finanzierung beschäftigten. Von der Stadt ist kaum Unterstützung mehr zu erwarten, da — wie es OB Dr. Steinbeißer im Februar 1972 formulierte — „*Free Action* nur eine Minderheit von Jugendlichen sei, die nichts mit sich anzufangen wisse“ (!).

Da der Anspruch von *Free Action*, eine echte Alternative zu bieten, auch in der alten Berufsschule nicht ganz erfüllt wurde, andererseits dieses Zentrum gegenüber dem Galeriekeller einen erheblichen Fortschritt brachte, stellen viele an das zukünftige Zentrum hohe Erwartungen. Man erhofft sich insbesondere eine fruchtbare Zusammenarbeit der beiden großen Gruppen und eine stärkere Einbeziehung der arbeitenden Jugend.

Free Action zeigt, daß die Einrichtung eines freien Jugendzentrums und der Weg zu einem neuen Freizeitverhalten nur das Werk der Jugendlichen selbst sein kann.

Wolf Brannasky Unsere Songgruppe

Tagebuchseiten

Am Arbeitsplatz

Es ist gemein kalt. Während der Ballade vom Arbeiter Krause und vom Monopolherrn Krupp machen die Angestellten im Postamt die Fenster auf. Der Blumenhändler kennt uns schon. Wir sind ja nicht das erste Mal auf dem Platz. Leute bleiben stehn, und du kannst beim Singen in ihren Gesichtern „lesen“. Einer empfiehlt uns doch endlich „über zu gehn“. Die Empfehlung bleibt die einzige Unfreundlichkeit an diesem Vormittag. Gegen Halbzwölf packen wir mit klammen Fingern die Geräte in den Bus. Erwin besorgt im Kaufhaus „a Brotzeit“. Dann fahren wir los. Um Zwei müssen wir in Deggendorf sein.

Über uns

Wir sind jetzt bald fünf Jahre zusammen. „Münchner Songgruppe“ haben wir uns damals genannt. Eigentlich mehr aus Verlegenheit über einen zugkräftigeren Namen. Es ist dabei geblieben. Von der „alten Mannschaft“ sind noch drei übrig. Es war, wie man so schön sagt: ein ständiges Kommen und Gehen in der Gruppe. Warum kommt jemand auf die Idee, in seiner Freizeit politische Lieder zu singen? Machten wir eine Umfrage — das Motiv „Spaß“ käme sicher an erster Stelle. Sind wir also Idealisten? Etwa in *dem* Sinn: blaß, mit dem leuchtenden Blick des Permanent-Revolutionärs schleudern sie den ohnmächtigen Massen ihre aufstachelnden Gesänge entgegen?

Probenarbeit

Jeder von uns hat einen Tag hinter sich. Sieglinde im Postamt. Sylvia mit der Computer-Statistik. Ernst im Büro der Baufirma. Georg beim Ersatzdienst im Altersheim. Undsoweieter. Wir versuchen einen neuen Text. Es geht um Streik, gewerkschaftliche Organisation und darum, wie verhindert werden kann, daß die Bosse wieder den Lohn drücken. Das Lied ist von Georg Herwegh. Einer von uns hat versucht die Zeilen zu aktualisieren, Bezüge zu den Gegenwartsproblemen herzustellen. Erwin zupft uns die Melodie ins Ohr. Der Refrain bleibt in der Originalfassung stehen: Mann der Arbeit, aufgewacht und erkenne deine Macht! Der Rhythmus ist stark mit Beat-Elementen durchsetzt. Barbara holt den Schellenring (*percussion* nennen das die Fachleute). Wir versuchen uns in den Griffen zurechtzufinden. Gegen Neun hören wir die ungefähre Fassung heraus. Ein Wort im neuen Text will nicht passen. Vorschläge kommen. Als wir um Zehn aufhören müssen, weil der Laden schließt, in dem wir unsre Probenabende abhalten können, ist das Lied sozusagen im Rohschnitt fertig. Wir gehen ein Bier trinken. Quasseln uns den oder jenen Scherz vor. Sind „privat“ untereinander und merken: es gibt da gar keine Trennung zwischen der Anspannung, wenn wir gleich irgendwo auftreten müssen, und zwischen den Zeiten, wo wir einfach beisammen sitzen und uns alles mögliche erzählen. Das sind nicht „zweierlei Ebenen“, auf denen die Gruppe wechselweise lebt. Keiner von uns wechselt die Haut, wenn er von den Forderungen der Arbeiter und Angestellten, der Unterdrückten singt, von ihren Zielen und davon, daß es zuerst darauf ankommt, die großen Konzerne zu entmachten. Das sind auch *unsre* Forderungen.

Rückfahrt

Wir sind prächtiger Laune. Das ist nicht immer so. Aber heute: zu unserem „Konzert“ in der niederbayrischen Kleinstadt waren fast fünfzig Jugendliche gekommen. Aufmerksame Zuhörer zunächst. Und dann scharf und wenig nachsichtig in der Diskussion.

Es gab kein Drumherumreden und keine Beschönigung. Es gefiel ihnen anfangs garnicht, als wir in einem Lied sangen: Soldaten sind nicht alle gleich. Viele von den jungen Männern hatten die Nase voll von Bundeswehr und Kriegsdienst. Da und dort hatte einer das Ostermarsch-Zeichen auf die Army-Jacke gepinselt. Ist der Satz: man muß den Sozialismus schützen, auch mit Waffen — zu gewaltig für die Dimensionen einer niederbayrischen Bierwirtschaft? Nein. Wir durchmessen in lautstarken Reden und Gegenreden die „große Politik“ und sind endlich bei Schule, Beruf, Elternhaus.

Die Diskussion wird faßlich. Warum engagieren sich zwei siebzehnjährige Oberschüler, um den Bau einer Fernstraße mitten durch den Ort zu verhindern? Peter, der eine von den beiden sagt: Ich bin Katholik. Christen haben auf Erden Aufgaben. Man muß etwas tun.

Später sitzen wir noch beisammen und singen Gospel-Songs. Die beiden wollen wissen, wie man eine Song-Gruppe aufbaut. Wir tauschen Adressen. Für diesen Abend ist die eintönige Frage: was erreichen wir mit unseren Liedern — beantwortet. Wie sich eben viele Fragen am besten in der *Praxis* beantworten lassen.

Organisation

Heute ist Leitungssitzung. Brauchen neun Sänger eine Leitung? Wir haben uns die wichtigsten Aufgaben dreigeteilt. Organisation (reicht vom Termin-Planen bis zur Wartung unseres VW-Bus‘), Kultur (heißt Liedermachen, Liederproben, Ziele abstecken für die nächsten Wochen und Monate, Politik machen mit und in unsrer Gruppe), Finanzen (die spärlichen Einkünfte feinsäuberlich festhalten und gelegentlich „umverteilen“, auf Gitarrensaiten, eine Flasche Korn, ein Mikrofonstativ oder auch auf die neun Leute). Wir nehmen unsere Aufgabe ernst. Das hat sich bewährt. Wir sind gelassener, fallen nicht mehr über vergessene Termine, freuen uns über die Zusatzheizung im Bus und reagieren schneller auf politische Aktualitäten. Die Tagesordnung sieht so aus: Absprachen über Termine in Norddeutschland. Wer kann mitfahren? Solln wir das überhaupt machen? Was kostet das?

Werbung neuer Mitglieder. Wir diskutieren Maßnahmen und beschließen eine breitgestreute Fragebogen-Aktion. Bis heute haben wir mehr als dreißig Zuschriften mit Zusagen für Mitarbeit in irgendeiner Form (Texte schreiben, ein Instrument spielen oder ganz mitmachen). Dennoch ist es nicht leicht, Leute zu finden, die dann wirklich dabeibleiben. Weiter: Vorbereiten eines Wochenend-Seminars. Solche „Werkstatt-Wochenende“ machen wir in unregelmäßigen Abständen. Wir fahren irgendwo aufs Land, wo uns ein Wirt sein Nebenzimmer vermietet. Wir proben intensiv, machen lange Spaziergänge (!) und sind eben zwei Tage ganz „beisammen“. Das wirkt enorm auf die Stimmung in der Gruppe. Wir nehmen uns Zeit für ausgedehnte Debatten. Es ist nicht so, daß wir gewissermaßen auf der Basis eines ein für allemal festgelegten politischen Selbstverständnisses arbeiten, das dann „automatisch“ alle Konflikte (ob persönliche oder politische) zu regulieren hat. Immer wieder halten wir uns die Forderung vor: jeder Auftritt sollte hinterher kurz eingeschätzt werden. Nach den Kriterien: Publikum, welche Zusammensetzung, Ergebnis der Diskussion, welche neuen Forderungen an uns, an unsre Texte. Wir reden uns oft nächtelang die Köpfe heiß und streiten mit Hingabe. Es stimmt also nicht, das Klischee vom „besessenen Agitator“. Jeder trägt sein Stückchen Vergangenheit mit herum. Keiner von uns ist als Kommunist auf die Welt gekommen. In der Kleinarbeit, die wir mit unseren Liedern betreiben, ist Platz für die Schwächen und Fehler des Einzelnen. Freilich nicht Platz, verstanden als „Spielwiese“. Wir wissen, daß wir uns mehr umeinander kümmern müßten. Aber wir sind uns einig, wenn wir nach „draußen“ arbeiten. Das schafft Zusammenhalt. Und für sich selber hat jeder von uns festgelegt: man muß sich röhren, selber aktiv werden, wenn man verändern will.

Schlechte Laune

Wir machen eine lange Reise nach S. Es heißt, wir werden im Streikkampf eingesetzt. Fünf Gruppenmitglieder konnten schon aus beruflichen Gründen nicht dabei sein. Als wir endlich an Ort und Stelle sind, teilt man uns mit, daß von den drei geplanten Tagen nur ein Auftritt in R. übriggeblieben ist. „Sauer“ ist eine sehr milde Umschreibung für die Stimmung, die uns da befällt. Wir haben andere Termine abgesagt, nur um hierherzufahren. Die Stimmung im Streikklokal, wo wir singen, die Freude der Kollegen über unsere Lieder hilft uns vorübergehend auf die Beine. Trotzdem bleibt ein schaler Geschmack, als wir am nächsten Morgen zurückreisen. Wir nehmen uns vor, künftig nach präzisen Terminangaben zu fragen. Übrigens hat jeder von uns aus eigener Tasche zugebuttert. Denn Millionäre singen nicht in der „Münchner Songgruppe“. Aus begreiflichen Gründen.

Zusammenarbeit

Seit gut einem Jahr gibt es auch in N. eine Songgruppe. Wir haben nicht weit zueinander und beschließen zu „kooperieren“. Das geht so: wir treffen uns auf ein Wochenende, tauschen neue Texte, singen und arbeiten miteinander. Die neue Gruppe hat eine Menge Startschwierigkeiten. Den persönlichen Kram kennen wir aus eigenen, früheren Erfahrungen. Wir sitzen und reden und machen Vorschläge. Das Wichtigste: von Anfang an nicht im Keller bleiben. Raus auf die Straße, auch wenns noch hapert mit dem Gesang. Die Begegnung mit den Leuten, von denen unsre Lieder erzählen, mit dem „kleinen Mann“ ist die beste Schulung und der wirksamste Ansporn. Nicht auf harmonische Vielstimmigkeit und geschickte Arrangements kommt es zuerst an. Für den Anfang genügen ein sicheres Schrumm-Schrumm und ein verständlicher Text. Das erfordert Probenarbeit genug. Die Gruppe muß sich allerdings das Leben nicht zu schwer machen. Zuerst sind oft viele dabei. Das bröckelt dann mit den wachsenden Aufgaben. Und zur Musikalität: richtig ist, daß eigentlich jeder Mensch singen kann. Was nicht einschließt, daß er deswegen auch um jeden Preis in einer Songgruppe singen muß. Ist es nicht so, daß uns für eine methodische musikalische Erziehung ganz einfach Zeit und auch die Mittel fehlen?

Pläneschmieden

Jetzt haben wir einen randvollen Terminkalender. Schon bis zum Sommer. Allerdings: unsere Lieder haben einen eigentümlichen Nachteil: sie sind nur noch fürs „Archiv“, wenn sich die Zustände, von denen sie berichten, ändern. Gleich in welchem Sinne. Das heißt, mit einem dauerhaften „Standardprogramm“ können wir nichts anfangen. Also müssen wir laufend neue Texte machen. Was wir noch nicht schaffen: einen Text wirklich kollektiv zu machen. Jeder bringt seine Ideen ein. Das „Handwerk“, nämlich das Reimen und Melodiemachen (also die Form!) soll später kommen, ist zunächst zweitrangig, wird vom Inhalt bestimmt. Wir haben das bisher einmal probiert, sogar mit Erfolg. Wir müssen das konsequenter verfolgen. Wir schwärmen von einem guten E-Bassisten. Unser nächstes Ziel aber heißt: Zusammenarbeit mit dem Münchner Straßentheater „K“. Zur Olympiade eine kurze, aber starke „Olympia-Oper“ machen, geeignet für die Straße. Wir messen unsre Pläne an unsren Möglichkeiten. Da sind die Pläne natürlich weit voraus. Aber wir konnten uns die Bedingungen, unter denen wir kämpfen, nicht aussuchen. Also müssen wir unsre Kraft diesen Bedingungen entsprechend einsetzen. Ihr kennt die Verhältnisse: es wird uns nichts geschenkt. Und „uns“, das sind immerhin gut neun Zehntel der Menschen in diesem Land. Gegen das verbliebene Zehntel braucht man eine Organisation, braucht man Kraft und ein Konzept, wie man das Zehntel loswird. Politische Lieder und Songgruppen, die sie singen, sind ein Teil dieser Kraft.

Wieder Praktisches

In der Neuhauserstraße singen wir für den „Roten Punkt“. Genossen sammeln Unterschriften. Gegen Mittag sind es mehr als Tausend. Wir haben auf einen urbayrischen Rhythmus, auf den „Zwiefachen“, einen Text geschrieben. Die Menschen stehen dicht gedrängt um unsren Info-Stand. Manche lachen über den „Zwiefachen“. Nachdem wir gesungen haben, nachdem einer von uns darüber geredet hat, wie man die Fahrpreiserhöhung stoppen kann, kommen viele und unterschreiben. (Die Liste soll im April dem Stadtrat zugesandt werden.)

Später gehen wir hin und diskutieren mit den Bürgern. Viele erinnern sich noch an Verszeilen unsrer Lieder. Kann man also mit politischen Liedern helfen, für bessre Zustände zu kämpfen? Man kann.

Hazel E. Hazel Schreibt gute Jugendbücher!

Die Antworten, die vom Lesebuch über die Familienreste zu Motorrad und Kino geliefert werden, stehen fest und legen fest und sind so ungültig, daß in der Wahl zwischen Biedermann, Kriminalität und Jesus keine Informations- und Aktionsmöglichkeit ins Blickfeld kommt. Zumaldest keine, die Aufwachende selbständig oder gar kritisch, aktiv, sozial und politisch verantwortungsvoll machen könnte.

Die potentiellen Sozialisten, deren Wachstum zwecks einer bestimmenden sozialen Ordnung schon mit 14, 15 aufzuhören hat, kommen an keine Informationen heran, die vielleicht Zweifel an den vielfachen Lehrsätzen unterstützen. Woraus sich zirkelschlüssig ergibt, daß die Leute, weil sie jung sind, einerseits noch was vor sich haben, andererseits, damit sie was vor sich kriegen, verschiedene Werkzeuge brauchen:

Informationen über die Wirklichkeit, die auf sie wartet: Erklärungen für die immer so schlagenden Antworten durch Autoritäten, Berichte über die Möglichkeiten dieser Welt, deren Antworten so verlogen sind, wie viele Betroffenen es in jedem Konflikt spüren; Entmystifizierung der Plastikdeckel, die über ihre Umwelt gestülpt sind. Auch brauchen Jugendliche Aufklärung über ihre individuelle Situation; brauchen Anregungen und Geschichten, die ihre Probleme, die geheim und individuell gehalten werden, als allgemeine ausweisen. Berichte mit ganz bestimmten Zusammenhängen, die das absolutistische Schicksal als veränderbare, gemachte Geschichte begreifen lassen. Sie brauchen Selbstbewußtsein und haben ein Recht auf Orientierungen für ihre Gefühle und Wünsche. Aber es müssen Vorschläge sein, die sie nicht zu Superhelden pervertieren, die dann, nie super genug, sich brav unter ihren Minderwertigkeitskomplexen und persönlicher Schuld als Versager ducken — und sich wieder, von den hierfür bestallten Supermännern anführen, auf den Leim führen, zur Reaktion führen, überhaupt nur führen lassen.

Zur schriftstellerischen Arbeit gehört es, mit künstlerischen Mitteln Probleme von der Seite des Subjekts zu behandeln. Und da das Subjekt heute mehr denn je mit seiner Umwelt nicht zurecht kommt, wäre es schön, wenn Schriftsteller ihre Sprache, ihre Mittel zur Gestaltung, ihre Phantasie und Ansätze konkreter Problembewältigung in Modellen den Leuten zur Verfügung stellten, die ständig davon abgelenkt werden, Zusammenhänge Ursachen und Auswege aus ihren individuell erfahrenen Konflikten zu finden.

Die Klärungsphase der Schriftsteller, in der sich manche Literaten verboten, Literatur zu machen — und weiterschrieben — zumeist über die Gründe, warum sie nicht schreiben,

scheint abzuklingen. Was, warum, wer, für wen schreiben? — das hat auch nicht das sinnliche Zupacken am Kampf erbracht, daß es Grund gibt, noch weiter in die Ferne der abstrakten Entschuldigungen zu schweifen.

Wenn man sich anschaut, was in dem herrschenden Jugendbuch mit Lebenshilfe und Antwort auf die persönlichen Probleme an Spießbürgern gezüchtet wird, wär's schon des Engagements wert, sich mit besserem Werkzeug einzuschalten.

Die Zeit der Heidi-Idyllen beim Kinder- und Jugendbuch ist schon vorbei. Es gibt inzwischen einige Bücher für Jugendliche, die Informationen über deren soziale Umgebung und politische Zusammenhänge bringen — also den Jugendlichen als mündigen Menschen behandeln. Das ist verhältnismäßig einfach, wenn es sich um Sachbücher handelt, etwa in Texten über Probleme von Lehrlingen, Heimzöglingen oder Schülern. Schwieriger ist es, der literarisch verbreiteten Ideologie des Kapitalismus eine emanzipatorische Belletristik entgegenzusetzen. Denn Sachbuch und Belletristik sprechen verschiedene Bedürfnisse an und die sachliche Information löst noch nicht die subjektiven Probleme, für die weiterhin Idole aus der gängigen Trivialproduktion herhalten müssen. Seit das Jugendbuch ernster genommen wird, setzt dort das ein, was die Erwachsenen-schreiber schon längst verzweifeln läßt: die Trennung in gute oder auch aufklärerische und informative Literatur für höhere Stände, und Kitsch und Schund für die Mehrheit der Bevölkerung.

Wobei nicht unwesentlich ist, daß die Jugendbücher zumeist von Erwachsenen gekauft werden.

Die neue, von links kommende Literatur, die die Jugend nicht von der Erwachsenenwelt ausnimmt, sondern versucht, sie damit bekannt zu machen, ist natürlich noch viel zu wenig und hat dieselben Verbreitungsschwierigkeiten, die Aufklärung überall hat (im Schulprogramm kommt sie nicht vor, die werbeträchtigen Preiskrönungen fördern das, was sich schon bewährt hat, der Vertrieb ist in der Hand der Konzerne, die kaufenden Eltern haben Angst, das Kind zu überfordern und die weltanschauliche Zensur wehrt sich gegen Neues).

Aber gerade dadurch, daß — ohne irgendwelche Kriterien — nach „guter“ Lektüre für die lieben Kleinen gesucht wird, ist Literatur wichtig und möglich für diejenigen, die noch nicht durch einen „Schatz an Erfahrungen“ ihre eingefahrenen resignierten Raster haben. Und es bleibt auch für Marxisten eine Aufforderung, wenn alle möglichen Untersuchungen über Jugendprobleme zu dem Schluß kommen, daß etwa — die Jugend unter Langeweile leidet, nichts mit sich anfangen kann und nach Vorbildern, Verhaltensmodellen, Erfahrungen und Abenteuern sucht.

Das Bemühen, sich Jugendlichen verständlich zu machen, zeigt groteskerweise noch eine Möglichkeit der Schreibe — es sagt zwar inzwischen jeder Autor, daß es besonders schwierig ist, aber die Resultate zeigen einen sehr richtungsgebenden Unterschied für Vermittlungsversuche, die aus der intellektuellen Isolierung herausführen — nämlich den Unterschied zwischen Simplifizieren und der Möglichkeit, sich verständlich zu machen.

Natürlich steht diesen wenigen Büchern ein Riesenangebot gegenüber, das die Bedürfnisse nach Wissen, Information, Erkenntnis und Lernen systematisch stillt — stillmachen soll: dreimal popularisierte Lexika, Sachbücher von Raumfahrt bis weiß-der-Teufel-was-für-wertfreien-Gehirnverstopfungen. Wie eben auch für Erwachsene wird der Wissenshunger großteils so gestillt, daß der Leser angesichts der Spezialitäten, Unübersichtlichkeit, Vielfalt ohne Zusammenhänge und in der totalen Ordnung, in der jedes Fachgebiet funktioniert, schön ohnmächtig und/oder brav ehrgeizig werden muß. Die politisierenden, oder sagen wir ruhig linken Sachbücher machen das Gegenteil — erklären Zusammenhänge, ermöglichen Orientierung, stellen den Bezug zwischen Kenntnis und Individuum her und gehen teilweise bis zu Handlungsvorschlägen, die aus der Praxis, wie etwa den beschriebenen Heimen oder Schulen kommen.

Für all die Interessen ist natürlich ein irrsinniges Gebiet schon verbaut durch die Schulbücher, die aber — wahrscheinlich glücklicherweise — für die meisten langweilig sind. Und es gibt zunehmend in Schulen oder Freizeitheimen u. ä. Pädagogen, die verzweifelt nach Material für ihre aufklärerische Tätigkeit suchen.

Hauptproblem des Jugendbuchs ist die Vermittlung vor allem auch solcher Themen, die noch nicht durch einen vorgegebenen Bezug zu den individuellen Interessen einen sinnlichen Draht schon vorfinden (wie eben das Thema Heimerziehung für Zöglinge, Sexualität, Lehrlingsbücher).

Das betrifft wahrscheinlich den größten Teil der Probleme, die eher nach literarischer Verarbeitung verlangen — alles, was mit dem Drill zu bestimmten Rollen, Ängsten, Werten und dem ganzen Bereich der Menschenherstellung zu tun hat. Also Emanzipation unter den Umständen, in denen die Kinder mehr isoliert und reduziert werden hinsichtlich aller Sinnesorgane, als vielleicht je irgendeine Generation vorher. Da steht gegen jede fruchtbare Fütterung der Anlagen die unheimliche Wucht voller Idole, finden sie nur Ersatzlebnisse faschistischer Abenteuer, autoritärer Helden und Vorbilder aus der großen, weiten Welt der Reichen und Mächtigen.

Und es sind, als Gegenkraft gegen den Vertrieb in Kaufhauskonzernen und Kiosken, die den Käufer erreichen, der nicht sucht, die Jugendlichen über Schule, Organisation und noch vorhandene Neugier erreichbar. Wahrscheinlich hat sogar das Medium Buch bei Jugendlichen nicht so tragische Aussichten wie bei Erwachsenen — einfach aus dem pädagogischen Anspruch, der sich bei Erwachsenen, die für ihr Kind kaufen, oder bei Bibliothekaren, Sozialarbeitern in Freizeitheimen etc. schon mit dem Wort Kind verbindet. Jugendliche berät und erzieht man — und hin und wieder schaut dabei doch ein guter Rat raus.

Die Zweitteilung geht auch beim Jugendbuch weiter und vertieft die Klassenunterschiede, wo die Reaktion die Sinne bedient und die Vernunft, Aufklärung, Dokumente und Information nur Leute erreicht, die die Möglichkeit haben, sich dafür zu interessieren. Aber auf dem kriselnden Sektor der Bildungsinstitutionen ist die Welt nicht mehr so heil.

Wenn die Schriftsteller als Fachleute fürs Subjekt sich des Problems bewußt annehmen müssen, dann auch nicht irgendwie, am besten natürlich sozialistisch. Auf jeden Fall aber emanzipatorisch, und das ist viel Wissen in abstrakter Form erarbeitet — also für Leute, die lernen, lesen, studieren, abstrahieren und sich informieren können. Z. B. auf dem Gebiet der Erziehung, der Rollenzwänge. Man kennt die Implikationen starrer Modelle und geschlossener Welten und Wert und Wirkungsweise von Orientierungsmustern. Da stellen sich Fragen nach Gott und der Technik, nach Brutalität, Liebe, Wissen. Von der Sache her sind davon viele Themen behandelt. Soziologie, Psychologie, Pädagogik handelt eigentlich von sehr sinnlichen Problemen, nur eben in sehr unsinnlicher Form. Also nicht zugänglich für Menschen, denen nicht soviel vorzumachen ist, wie Intellektuellen, weil sie per Wahrnehmung lernen und an der Wahrnehmung überprüfen. Leute mit mehr Erfahrung können die kleine Welt erweitern, die gutwillig einleuchtenden praktischen Argumente erneuern. Das „So-ist-die-Welt“ hört sich auch eher auf durch die Kenntnis, daß sie beispielsweise anderswo anders ist, daß es mehrere Lebensformen, Antworten, Problemlösungen gibt. Die allerdings auch einleuchten, also konkret sein müssen. Nicht konstruiert, sondern so, daß sie dem Ersatzleben die Lebendigkeit entgegensezten können. Sinnvolle Alternativen sind immer stärker als verlogene Idyllen.

Schriftsteller haben z. B. eine sehr reale Möglichkeit, die fortschrittlichsten pädagogischen, politischen, soziologischen Erkenntnisse, die nur Gebildeten zugänglich sind, für die Betroffenen zugänglich zu machen. Ebenso wie die Lebensumstände ihnen Phantasie, Vorstellungsvermögen, Spielereien, Entwürfe erlauben — das sind Werkzeuge, die teilweise in Ästhetikdebatten, Wortspielereien und einstmals notwendigen, inzwischen

fruchtlosen Klagen verplempert werden und nur schlechtes Gewissen und Unzufriedenheit einbrachten.

Daß man studieren muß und was lernen, bevor man Gestalten zeichnet und über Buchseiten marschieren läßt, ist ja nicht unbedingt ein Nachteil. Daß man sich gewissenhaft darüber informiert, wo in bezug zur herrschenden Realität zwar nicht der absolute, aber der unmittelbare Fortschritt liegt, auch nicht. Und daß man sein Werkzeug überprüft, ob es als Verständigungsmittel tauglich ist, hilft zum Lebendigbleiben.

Wobei das Schreiben für Jugendliche den Vorteil hat, daß der Schreiber durch Erinnerung und Beobachtung gezwungen wird, die realen Erfahrungen und emotionalen Reaktionen in den Vordergrund zu stellen und damit die Gefahren der Gedankenblässe durch fünfzig Ebenen abstrakter, intellektueller und philosophischer Interpretation umgehen kann — weil er sie weglassen muß — oder — soweit sie allgemein Erfahrbares meinen, umsetzen muß. Was sich nicht umsetzen läßt, hat er offensichtlich nicht recht erlebt, so hilft er sich selbst, indem er wieder Erlebnisse sucht.

Und zuletzt haben die engagierten Vermittler auch noch die Möglichkeit, sich zu informieren, auf welchem praktischen Weg, bei welchem Verlag, in welchen Diskussionen, bei welchen nicht profitorientierten und für die Sache engagierten Leuten sich diese sinnvolle Aufgabe verwirklichen läßt:

Der Weismann-Verlag fordert alle Engagierten, Fortschrittlichen, politisch interessierten Schriftsteller, die sich die Verhältnisse radikal verändert wünschen, auf, zumindest eine Jugendbuchgeschichte zu schreiben.

Heinz Laufer Spaß am Sport?

Genosse Laufer, Du warst viele Jahre aktiver Sporter, achtmal Deutscher Meister über 5000 m und im 3000-m-Hindernislauf. Welches waren die Motive, die Dich zum Sport brachten und was war Dein größter Erfolg?

Mein bedeutendster internationaler Erfolg war der 4. Platz bei den Olympischen Spielen in Melbourne. Vom Erfolgsgefühl her muß ich das einschränken: ich lief zwar damals meine beste Zeit, aber vom Spaß und der Freude her habe ich viele Läufe mitgemacht, die ich stärker in Erinnerung habe.

Damit nennst Du schon das Motiv, das Dich befähigt hat, die sicher gerade in Deiner Disziplin erforderliche Trainingshärte und alle die anderen Anforderungen des Wettkampfs zu leisten: Spaß, Freude.

Ja, Freude an der Selbstbetätigung, wenn Du so willst: ein Stück Selbstverwirklichung. Ich habe das selbst so erlebt und ich bin deshalb auch nicht damit einverstanden, wenn heute manche Kritiker, die sich als Linke verstehen, den Sport und besonders den Leistungssport schlechthin als Instrument der Anpassung, der Unterordnung, der Verrohung hinstellen. „Sport ist systemerhaltend“, das klingt zwar radikal, aber dadurch wird es nicht richtig. Wie war es denn bei mir? Neben der Herkunft aus einer Arbeiterfamilie — mein Vater war Mitglied der KPD — hat bei mir die sportliche Betätigung ganz sicher eine Rolle in meiner politischen Entwicklung gespielt, und zwar gerade nicht im Sinn der Anpassung und der Systemerhaltung, sondern für die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Solidarität für gemeinsame Interessen und Ziele — das hab ich im Sport gesucht und gebraucht und das brauche und finde ich jetzt ebenso wieder in meiner politischen Arbeit. Daß ich Sozialist bin, daß ich Kommunist wurde, dazu haben auch meine vielen Auslandsreisen beigetragen. Sie führten mich nach Japan und Australien, nach Brasilien, oft in die skandinavischen Länder und auch in die Sowjetunion und andere sozialistische Staaten. Für mich kam es nie in Frage, in die Städte meiner Starts zu fahren, um dort nur das Stadion zu sehen. Wettkämpfe im Ausland waren jedesmal ein Anlaß, mich mit den Lebensbedingungen der Menschen dort zu beschäftigen und meine Vergleiche anzustellen.

Dann übersiehst Du sicher nicht die Gefahren, die dem Sport und besonders auch den Olympischen Spielen in München drohen?

Die olympische Aufrüstung ist ja nun wirklich nicht zu übersehen, und ich verstehe darunter nicht in erster Linie den Zwei-Milliardenetat, sondern die Ziele, die damit angesteuert werden — eine Selbstdarstellung der Bundesrepublik: „Bei uns ist alles ok“; die deutsche Systemwerbung: „Unsere Organisation ist nicht zu übertreffen — siehe 1936“; den Alleinvertretungsanspruch zu erneuern: „Die Athleten aus Chemnitz kommen auch aus Deutschland“ (mindestens wenn sie siegen, die verlieren sind Zonensportler); schließlich die Niederlage Hitler-Deutschlands als Panne darzustellen, die mit der Durchführung der olympischen Spiele ausgebügelt wird: „Wir sind wieder wer, und die Verträge von Moskau und Warschau brauchen wir schon gar nicht“.

So lassen sich in der Praxis der olympischen Vorbereitung und in den dazu gelieferten Theorien, von Carl Diem bis zum Olympischen Lesebuch, Dutzende Beweise finden, die

keinen Zweifel daran lassen: die Herrschenden dieses Landes betrachten den Sport in der Tat als ein Instrument der Unterordnung, der Anpassung, der Einordnung in ihr System, dazu als eine günstige Möglichkeit, die Massen mit Nationalismus und Chauvinismus aufzupreisen. So verfälscht der Imperialismus die sportliche Idee, so perversiert er den olympischen Gedanken, der auf Frieden und Völkerfreundschaft verpflichtet ist.

Genosse Laufer, Du ziehst daraus den Schluß, daß man eine so schöne Sache, wie den Sport, nicht den Herrschenden und ihren Zwecken überlassen darf. Du bekämpfst die Gefahren, die von dort her auf uns zukommen, und zwar im Interesse der Jugend und ihres Rechts auf Sport. Wie weit kann das gelingen?

Ich bin als Sozialist davon überzeugt, daß die Selbstverwirklichung des Menschen — und auch der Anteil, der dabei dem Sport zukommt — erst mit der gesellschaftlichen Befreiung realisiert werden kann. Aber ich trenne das nicht von den Aufgaben, die auf dieses Ziel hin heute schon im Interesse besonders der Jugend zu stellen sind und die wir hier unter den gegenwärtigen Bedingungen anzupacken und auch zu lösen haben. Dabei hilft es uns nicht, wie auch immer es gemeint sein mag, wenn Sportgegner, die sich als Systemgegner bezeichnen, schreiben: „Strategie und Verschlagenheit gehören sowohl zum sportlichen Spiel als auch zum Krieg oder zur Jagd“. Von daher läßt sich nur der Sport und nicht das System bekämpfen, das ihn mißbraucht. Damit würden wir die Massenbasis Sport unbestritten den herrschenden Kreisen des Großkapitals für ihre Zwecke überlassen. Vom Standpunkt des Klassenkampfes aus ist es dagegen notwendig, die Begeisterung von Millionen arbeitender Menschen für den Sport im Arbeiterinteresse in Anspruch zu nehmen, im eigenen Land und international. Wenn Herr Neckermann bei der Abreise unserer Leichtathleten zu den Europameisterschaften sagt: „Und denken Sie daran, daß sie in Helsinki auch für die deutsche Wirtschaft starten“, dann ist das die Sportpolitik des Großkapitals — dieselbe Sportpolitik, die jetzt Millionen in die Züchtung einer dünnen Spitze steckt, während sie größere Aufwendungen für den Breitensport ablehnt. Sollen wir jetzt nur den Mißbrauch des Sports durch die Neckermann & Co bekämpfen? Das genügt mir nicht. Gehen wir doch davon aus, daß eine sportliche Spitztleistung — etwa der Gewinn einer Goldmedaille in München — viele junge Menschen zur eigenen sportlichen Leistung anregt und ihnen Impulse zu sportlichen Tätigkeit ihrer Gesundheit, ihrer Erholung, ihrer Freude zuliebe gibt. Um diese Bedürfnisse zu befriedigen, brauchen die Jungen mehr und bessere Sportanlagen, mehr und besser ausgebildete Sportlehrer, die Förderung von viel mehr talentierten und leistungswilligen Sportlern als bisher. Hier wird schon die erste Konfrontation mit der gegenwärtigen Sportpolitik und der gegenwärtigen Sportführung in der Bundesrepublik deutlich. Und hier können wir noch etwas sichtbar machen, nämlich die Kluft, die einen Sportler, sowohl den Freizeit- und Gesundheitssportler als auch den Leistungssportler vom Star trennt. Der Star wird ohne Verbindung zur Basis gezüchtet. Die ihn umjubeln, haben im Grunde genommen keine Beziehung zum Sport; was sie sich unter sportlichem Tun vorstellen, haben ihnen die Massenmedien eingetrichtert und es erscheint ihnen nun im Star verkörpert. Das wiederum zwingt diesen, unter allen Umständen und mit allen Mitteln sein Prestige zu wahren, sei es mit Übervorteilung, sei es mit Betrug. Wer diesen Mechanismus der Manipulation übersieht und den Sport als schlechthin unmoralisch abtut, stört weder das faule Geschäft noch die faule Sportpolitik. Das ist nur möglich, wenn wir am Recht der Jugend auch auf die sportliche Gestaltung ihrer Freizeit bestehen, wenn die Sportjugend selbst sich in Sportvereinen organisiert und dort die Voraussetzungen mit erkämpft, die zum Funktionieren des „Kreislaufes“ im Sport, der Wechselwirkung von Breitensport und Leistungssport notwendig sind.

Aber besteht nicht die Gefahr, daß begabte junge Sportler in die „Obhut“ der Neckermann & Co genommen und am Ende doch für den nationalistischen Rummel, für die Systempropaganda vorgespannt werden?

Sicher besteht diese Gefahr, und um so mehr müssen wir den jungen Sportlern helfen, damit fertig zu werden. Darum stelle ich mir den jungen Arbeitersportler in der BRD auch nicht so vor, daß er auf die Parole vom unpolitischen Sport hereinfällt. Mit seiner Freude am Sport, und auch mit seinen sportlichen Erfolgen soll er für die Sache seiner Klasse, für Frieden und Völkerfreundschaft wirken und werben. Dazu braucht er auch im Sport seinen Klassenstandpunkt.

Von daher müssen wir auch die nationale Bedeutung und die internationale Wirkung des Auftretens und der Erfolge der Sportler aus den sozialistischen Staaten und aus den jungen Nationalstaaten beurteilen. Daß sich zum Beispiel die Sportler der DDR dem Alleinvertretungsanspruch Bonns nicht beugen, daß sie auf ihrer Fahne und auf ihrer Hymne bestanden und daß sie diese Forderungen durch glänzende Leistungen unterstrichen — das war doch ein Einbruch in die bis dahin scheinbar heile Welt des weitgehend von bürgerlicher Politik und Ideologie beherrschten Sports, ja es war über den Sport hinaus bei uns in der Bundesrepublik oft ein erster Denkanstoß in die Richtung, daß drüben ganz offenbar nicht nur gehungert und geschuftet wird. Und ich bin überzeugt, die sportlichen Ergebnisse, die Leistung und die Haltung der Athleten der DDR werden auch die inzwischen aufgebauten Populärs — den Staatsamateur, den der prestigehungrige Sportfunktionär zum Siegen zwingt — platzieren und uns helfen, richtige Vorstellungen über das Leben in der DDR, über die vom Sozialismus geschaffenen Möglichkeiten zur Entfaltung der Persönlichkeit zu verbreiten.

Genosse Laufer, Du hast als wesentliches Feld einer progressiven Sportpolitik die Sportvereine bezeichnet. Zwingt uns das nicht, das Organisationsproblem im Sport zu überdenken?

Ich werde oft gefragt: Wäre es nicht richtig, auf die Tradition der früher im Arbeitersport- und Kulturkartell zusammengeschlossenen Vereine zu orientieren? Oder sollen wir weiter in den bürgerlichen Sportvereinen bleiben, und wenn ja, mit welchem Ziel? Tatsächlich ist es nun so, daß diese Vereine seit dem Aufhören der Arbeitersportorganisation von der Zusammensetzung ihrer Mitgliedschaft her gar nicht mehr „bürgerlich“ sind, dennoch aber weiter auf die bürgerliche Ideologie hin ausgerichtet bleiben. Es ist also das elementarste demokratische Recht der zumeist der Arbeiterschaft angehörenden Mitglieder, wenn sie sich vornehmen, die politische Orientierung der Arbeiterklasse auch in den Vereinen, in Verbänden, in der Sportpolitik wirksam zu machen. Wenn da von „Unterwanderung“ gesprochen wird — unterwandert ist die Sportbewegung von Funktionären und von einer Ideologie, die nicht dem Interesse der großen Mehrheit der Mitglieder entsprechen. Gegenwärtig ist in der Bundesrepublik, vor allem bei den Großvereinen, die Tendenz zu verstärkter Gleichschaltung auf die großkapitalistischen Systembedürfnisse zu beobachten. Es werden durch den DSB geschulte hauptamtliche Vereinspräsidenten gemacht und in die Spitzenstellungen der internationalen Gremien geschoben — neben dem Unternehmer Daume nun auch noch der Kruppmanager Beitz — ein solcher „olympischer Vertreter“ spricht doch Bände über den Geist, der da in der Spitze der bundesdeutschen Sportführung herrscht. Wenn man dafür mit dem Argument hausieren geht, die Finanzmassen, die die Großvereine und erst recht die Verbände zu bewegen hätten, seien von anderen Sportfunktionären, gar nicht zu reden von Arbeitern, heute nicht mehr zu beherrschen — Arbeiter haben inzwischen bewiesen, daß sie nicht

nur in der Lage sind, die Sportbewegung zu führen, sondern auch die bisherigen Positionen dieser Monopolbosse in Wirtschaft und Staat einzunehmen.

Eine letzte aktuelle Frage, Genosse Laufer: Welche persönlichen Wünsche hast Du für die Olympischen Spiele in München?

Ich freue mich, daß die Jugend der Welt nach München kommt und ich hoffe vor allem, daß sie dort in wirklich olympischem Geist aufgenommen wird. Das heißt: Wir müssen alles tun, um die Störabsichten auszuschalten, die von nationalistischen und neofaschistischen Gruppen kommen. Wir müssen die Spiele und die Stadt München freimachen von den Einflüssen der Agentenorganisationen und ihrer Sender.

Und noch etwas: Ich kann mir nicht vorstellen, daß man von olympischem Frieden reden und gleichzeitig vergessen kann, daß der US-Imperialismus seinen verbrecherischen Krieg in Indochina fortsetzt, daß er im eigenen Land die besten Vertreter der Jugend terrorisiert, daß er Angela Davis zu morden droht. Sich dagegen zu wenden — gerade auch das ist olympischer Geist, wie ich ihn verstehe und wie ich ihn auch in meinen Begegnungen mit den Sportlern, mit der Jugend in der ganzen Welt erlebt habe. Das Interesse der Jugend der Welt ist ein anderes als das Interesse derer, die die olympische Aufrüstung betreiben, und damit die Geschäfte des Imperialismus. Um diesem Anliegen der Sportjugend und der arbeitenden Menschen hier bei uns Geltung zu verschaffen, stehe ich seit Jahren in der politischen Arbeit. So verstehe ich mein Mandat im Stuttgarter Stadtrat und auch meine Mitgliedschaft in der „Aktion demokratisches Olympia“. Wir wollen, daß in München olympischer Geist wirksam wird; für gesunde und frohe junge Menschen, für die Völkerfreundschaft, für den Frieden.

In der Bundesrepublik gibt es — nach vorsichtigen Schätzungen — zwischen einer halben Million und 800 000 Obdachlose, das heißt, in provisorischen Notunterkünften Lebende.

Doch der provisorische Status ist in Vergessenheit geraten, die Notunterkünfte sind zu Dauereinrichtungen geworden, man hat sich mit der Existenz der Vorstadtgettos abgefunden: der soziale Wohnungsbau stagniert; in München beispielsweise — und nicht nur hier — ist er sogar rückläufig.

In der Olympiastadt, die 1972 „die Welt zu Gast“ haben wird, gibt es noch immer 7300 Obdachlose, darunter 2700 allein im Hasenbergl.

Es geht in diesem Bericht darum, zu zeigen, wie und unter welchen Bedingungen eine Minderheit lebt, für die keine Lobby sorgt — Minderheiten wie Obdachlose zeichnen sich ja gerade durch sehr geringe Einflussmöglichkeiten auf gesellschaftliche Prozesse aus; es soll gezeigt werden, wie in der kapitalistischen Gesellschaft der Bundesrepublik, der privater Gewinn und wirtschaftliche Prosperität einer (anderen) Minderheit vor dem Gemeinnutz kommt, für jene gesorgt ist, die für sich selbst zu sorgen — aus welchen Gründen immer — kaum in der Lage sind. Die Beschreibung der Wohnverhältnisse in diesem Stadtviertel wird zwangsläufig jene Vokabel zum Streitobjekt machen, die „Sentimentalitäten in sich aufsaugen und die inhumane Wirklichkeit verdecken kann“ (Mitscherlich), auf die aber nichtsdestoweniger zurückzukommen sein wird: menschenwürdiges Wohnen.

Verkehrssituation

Hasenbergl liegt im äußersten Norden Münchens. Die Blocks der Obdachlosenunterkünfte in Hasenbergl-Nord grenzen unmittelbar an die Stadtgrenze Münchens.

Die Straßenbahnlinie 8, die zum Hasenbergl führt, ist eine der meistfrequentierten. Die meist streckengleiche Linie 6 (die aber nicht bis Hasenbergl, sondern nur bis Harthof verkehrt) ist ebenso stark frequentiert, so daß ein Fahrgastausgleich mit nachherigem Umsteigen nicht in Frage kommt. Selbst in relativ verkehrsruhigen Zeiten benötigt man für die Fahrt, von der Stadtmitte (Stachus) aus gerechnet, mindestens 40 Minuten. Dazu kommen weitere Anmarschwege von 10 bis 16 Minuten. — Die Streckenführung der neuen U-Bahn läßt das Hasenbergl völlig unberücksichtigt.

Innerhalb des Hasenbergl verkehren zwei Linien: eine verbindet die Endhaltestelle der Linie 8 mit Hasenbergl Mitte (Stanigplatz) und dem westlichen Rand des Hasenbergl; die andere verkehrt nur an Werktagen — und da nur zur Ent-

lastung zu Spitzerverkehrszeiten — zwischen Linie 8 und dem südlichen Hasenbergl.

Mit dem Auto ist für eine Fahrt zur Stadtmitte bei mittlerer Verkehrslage ebenfalls mit einer Dreiviertelstunde zu rechnen.

Da es im Hasenbergl weder weiterführende Schulen noch Arbeitsplätze in nennenswerter Zahl gibt, andererseits die Autodichte sehr gering ist (auf 11 Personen kommt ein Auto), sind die meisten der Schüler und Arbeitenden auf die öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen.

Soziale Struktur

Das Hasenbergl ist kein sozistrukturell uniformes Gebilde, wie es der gemeinsame Name für die verschiedenen Gebiete vielleicht vermuten lassen könnte. Die Streuung der Berufe beispielsweise reicht vom vorherrschenden Berufstyp des Hilfs- und unteren Facharbeiters in Hasenbergl-Nord bis zu unteren und mittleren Angestellten und Beamten im südlichen und am Westrand des Hasenbergl; aber auch akademische Berufe und ein stärkeres Kontingent an Arbeitern sind hier anzutreffen. Genaue Angaben über die Berufssituation der Bewohner des gesamten Hasenbergl sind, obwohl überfällig, nicht vorhanden; an einer ersten Aufstellung von Daten anhand der letzten Volkszählung wird zur Zeit gearbeitet. Dennoch kann die Aussage gemacht werden, daß im Hasenbergl eine sehr hohe Frauenarbeitsquote vorliegt. Es ist klar, daß selbst eine Teilzeitbeschäftigung von Frauen für die Kindererziehung katastrophale Folgen haben muß, wenn durch die Doppelbelastung der Frau durch Beruf und Haushalt überhaupt noch von einer Möglichkeit zur sinnvollen Erziehung gesprochen werden kann. In einem besonders starken Maße gelten diese Aussagen für Hasenbergl-Nord, wo die überdurchschnittlichen Haushaltsgrößen und die weit unter jedem Durchschnitt liegenden Raumverhältnisse von einem erzieherischen Notstandsgebiet sprechen lassen können.

Bevor jedoch die Vorschul- und Schulsituation dargestellt wird, kurz ein paar Angaben über die Einwohnerzahlen der verschiedenen Gebiete; ihre Kenntnis ist für die Beurteilung der vorhandenen bzw. fehlenden Einrichtungen unerlässlich.

Die bis heute etwa 32 000 Einwohner des Hasenbergl ballen sich in den Gebieten Hasenbergl Nord, Mitte und am Westrand. Einfamilienhäuser und frei finanzierte Mietwohnungen trifft man vor allem im südöstlichen Gebiet (Siedlungsstil).

Hasenbergl-Nord (ehem. Lager Frauenholz):	2 979 Einwohner
Hasenbergl-Nordost (Thelottstraße):	1 537 Einwohner
Hasenbergl-Mitte:	17 534 Einwohner
Hasenbergl-Süd:	8 420 Einwohner
Feldmoching-Ost (soweit zum Hasenbergl gehörig):	1 460 Einwohner
	31 930 Einwohner.

In diesem Zusammenhang interessiert noch die Zahl der Miet- und freifinanzierten Wohnungen; sie vermögen eine Vorstellung von den Einkommensverhältnissen der Mehrheit der Bewohner geben. Die Zahlen beziehen sich auf 1968; aus diesem Jahr liegt die letzte verfügbare Statistik darüber vor.

Damals gab es:

5 378 Wohnungen zur Miete
168 Eigentumswohnungen
48 Eigenheime.

Das Verhältnis dürfte sich inzwischen weiter zugunsten der Mietwohnungen verändert haben. 1972 wird die mittlere Bezugszeit für zwei weitere Komplexe sein: am Feldmochinger Anger werden 870 Wohneinheiten; in Hasenbergl-Nord an der Winterstein-/Stösser-Straße 350 Wohneinheiten entstanden sein (Mietwohnungen).

Arbeitsplätze

Das Hasenbergl ist eine reine Wohnsiedlung. Das bedeutet, daß Arbeitsplätze lediglich in Form von Stellen für Verkäuferinnen, Putzkräfte etc. existieren, von ganz wenigen Ausnahmen im Dienstleistungsgewerbe einmal abgesehen. Nach den Ergebnissen einer Bonner Untersuchung sind die außerhalb des Hasenbergl gelegenen Arbeitsplätze überdurchschnittlich weit entfernt; die Anfahrtszeiten betragen für öffentliche Verkehrsmittel fast 40 Minuten, für Autofahrer stark die Hälfte (22 Minuten). Das bedeutet, 43 Prozent haben eine Anfahrtszeit von mehr als einer halben Stunde, die durchschnittliche Entfernung vom Arbeitsplatz beträgt für den im Hasenbergl wohnenden „Arbeitnehmer“ 6,8 km.

Außer den hier mitgeteilten Daten zur Arbeitsplatzsituation im Hasenbergl gibt es so gut wie keine weiteren. Wie der Gründungsrektor der Bremer Universität, von der Vring, in ähnlichem Zusammenhang meinte, hat hier die Wissenschaft im Vergleich zur Erforschung des Hühnerkropfes bislang wenig geleistet, einmal davon abgesehen, daß Daten zur allgemeinen Sozialstruktur des Hasenbergl längst nicht auf dem Stand sonst üblichen statistischen Wissens sind. In absehbarer Zeit sollen jedoch aus dem Material der letzten Volkszählung Sondererhebungen angestellt werden — initiiert von Arbeitsgemeinschaften im Zusammenhang mit dem Münchner Amt für Stadtentwicklung und Datenanalyse.

Altersaufbau

Viele der drückendsten Mißstände gehen auf das Konto der spezifischen Altersstruktur des Hasenbergl bzw. auf die Mißachtung dieser Gegebenheiten durch die Planung (die Stadt spricht in diesem Zusammenhang gerne von „Planungsversäumnissen“). Eine Fülle von Benachteiligungen für die Bewohner des Hasen-

Manfred Bosch: Hasenbergl — Beispiel einer Gettovorstadt

bergl ist die Folge; prognostische Studien wurden erst in neuerer Zeit erstellt, so etwa vom Münchner Stadtentwicklungsamt 1970.

Schon ein kurzer Gang durch eigentlich alle Gebiete des Hasenbergl überzeugt von der ungewöhnlichen Altersstruktur. Überall sind Kinder zu sehen, junge Mütter, wenig alte Menschen. Der Prozentsatz der unter Einundzwanzigjährigen liegt mit 40,2 Prozent (!) weit über dem Landesdurchschnitt (31,5 Prozent). Auf die Haushaltsgrößen übertragen, sieht das so aus: Haushalte haben im Durchschnitt 2,66 Mitglieder, im Hasenbergl sind es zwischen 3,8 und 4,2. Der Anteil der Alten dagegen ist mit knapp 5 Prozent weit unter dem Durchschnitt der Stadt München, der bei 12,7 Prozent liegt.

Noch krasser sehen die Vergleichszahlen zwischen dem Münchner Durchschnitt und dem von Hasenbergl-Nord aus: während 7,5 Prozent der gesamtstädtischen Jugend unter 6 Jahre alt ist, sind es im Hasenbergl-Nord 10,4 Prozent; zwischen 6 und 9 Jahren lauten die Vergleichszahlen 4,3 Prozent bzw. 12,9 Prozent (!); zwischen 10 und 13 Jahren 3,4 Prozent bzw. 12,6 Prozent (!); zwischen 14 und 15 Jahren 1,4 Prozent bzw. 6,2 Prozent; zwischen 16 und 19 Jahren 4,1 Prozent bzw. 10,8 Prozent.

Gerade umgekehrt ist es bei den Zahlen des gesamtstädtischen Durchschnitts und des nördlichen Hasenbergl, bezogen auf die Alten: hier sind beispielsweise 7,4 Prozent der Bevölkerung aller Münchner Stadtteile älter als 70 Jahre, im Hasenbergl nur 1,9 Prozent.

Zwei weitere sehr krasse Zahlen sollten vielleicht noch herausgestellt werden: in München sind 16,6 Prozent jünger als 15 Jahre, in Hasenbergl-Nord dagegen 42,1 Prozent.

Das bedeutet den bei weitem höchsten Prozentsatz an Jugendlichen in ganz München und die wohl „unausgeglichenste“ Altersstruktur, die selbstverständlich nicht ohne weitreichende Konsequenzen auf die verschiedenen Bedürfnisse der Hasenberglern bleibt, besonders was Einrichtungen für die Jugend betrifft, wie Kinderkrippen/Kindergärten und Kinderhorte, Schulen, weiterführende Schulen, Freizeiträume und Spielplätze.

Kindertagesstätten

Der Bestand an Kindertagesstätten im Bereich des Hasenbergl liegt etwa ein Drittel unter dem gesamtstädtischen Durchschnitts. Die Zahl der Kindergartenplätze im Hasenbergl reicht nicht einmal für die berufstätigen Mütter; für 1500 Kinder unter 3 Jahren stehen ganze 100 Plätze in Kinderkrippen zur Verfügung. Kindergartenplätze sind ebenso Mangelware: 557 bestehende für insgesamt 1700 Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren. Kindergruppen, die bis nahe an 50 Mitglieder heranreichen oder diese Zahl gar überschreiten, sind keine Seltenheit, übrigens auch nicht in anderen Münchner Kindergärten. Bei dieser hoffnungslosen Überfüllung und Überforderung des pädagogischen Personals

Manfred Bosch: Hasenbergl — Beispiel einer Gettovorstadt

wird jede individuelle Betreuung zur Farce — die Kindertagesstätten werden zu Kinderaufbewahrungsstätten und Dressuranstalten degradiert.

Alleine die Aufstockung der Differenz, die zwischen dem Bestand an Kindertagesstätten im Hasenbergl und in Gesamt-München besteht, würde den Bau weiterer 187 Kindergarten- und 291 weiterer Hortplätze verlangen. Dazu kommen neue Bedarfsmeldungen aus den beiden Neubaugebieten Feldmochinger Anger und Winterstein-/ Stösserstraße: zusätzliche 770 Kindergartenplätze.

Für die Schulen im Bereich des südlichen Hasenbergl ist überhaupt kein Hort (für Schulpflichtige) vorhanden. Eine Umfrage des Elternbeirates der Eduard-Spranger-Schule ergab einen Sofortbedarf von 223 Hortplätzen, für 1972 dagegen wurde ein Bedarf von 290 Hortplätzen prognostiziert.

Im Frühjahr 1968 begannen in vier Münchner Kindergärten Versuche zur vor-schulischen Erziehung, d. h. Förderung durch Einführung von Lernspielen: Lesen, Rechnen, Formaufassung. Darunter befand sich ein Hasenbergl-Kindergarten. 1969 wurde das Modell auf eine weitere Kindertagesstätte im Hasenbergl übertragen, auf diejenige der Schule an der Thelottstraße.

Schulen

„Durch die Erkrankung der Klasslehrerin hat Ihr/Ihre Sohn/Tochter seit heute Schichtunterricht. Leider können wir an unserer Schule die verwaisten Klassen nur jeden 2. Tag beschulen. Viele unserer Schüler und Schülerinnen kommen mit dem Schulbus um 7.45 Uhr und fahren um 12.35 Uhr zurück. Bei jeweils drei Stunden Unterricht müßte eine ganze Klasse auf dem Gang oder auf der Straße von 10.15 Uhr bis 12.30 Uhr warten. Leider haben wir niemand zur Beaufsichtigung. Auch können wir infolge der kleinen Schulzimmer keine anderen und zusätzlichen Schüler und Schülerinnen mehr unterbringen. Bitte haben Sie für unsere Maßnahme Verständnis!“¹

Die allgemeine Benachteiligung der Hasenbergl-Bewohner, die sich aus den verschiedenen konkreten Unterkunfts- und Wohnsituationen besonders für die Kinder ergibt, läßt sich anhand der Schülerstatistik ablesen. Während im Stadt durchschnitt von zehn Schülern drei die Oberschule besuchen, sind es im Hasenbergl-Durchschnitt nur stark halb so viele (16,5 Prozent). Daß diese Größe kein Zufall ist, sondern konkreter Ausfluß konkreter Bedingungen, beweist die doppelt so hohe Sonderschülerquote, die das Hasenbergl aufweist: 10,5 Prozent gegenüber 5 Prozent im Stadt durchschnitt. Man kann dabei zynischerweise auch von einem „minderwertigen Schülermaterial“ ausgehen, wie dies ein Münchner Stadtrat tat; sozialwissenschaftlich ist die Fiktion der Startchancengleichheit (mag sie noch so verbreitet sein) jedenfalls nicht haltbar. Eine Schülerstatistik wie die des Hasenbergl wird wohl kaum anders aussehen können, wenn Un-

¹ Mitteilungsblatt an die Eltern der Kinder der Sonderschule an der Paulkestraße (Hasenbergl), zit. nach „Süddeutsche Zeitung“ vom 12. Oktober 1971.

terschichtkinder wenig und schon gar keine individuelle Frühförderung erfahren, wenn sie in beengten Wohnungen keine lerngerechte Umgebung vorfinden und die meist berufstätigen Eltern den Kindern bei den Schulaufgaben nicht helfen können. Dazu kommt, daß es im Hasenbergl keine einzige weiterführende Schule gibt, das heißt, sowohl Schüler als auch Lehrlinge müssen Schulen in Schwabing oder in anderen Stadtteilen besuchen, wo sie noch oft genug als „Hasenbergl“ apostrophiert werden. Nach einer Umfrage durch Elternbeiräte haben viele Eltern erklärt, bei ausreichenden Schulverhältnissen im Hasenbergl auch ihre Kinder in höhere Schulen zu schicken.

Von weiterführenden Schulen einmal ganz abgesehen, fehlt es auch an Basis-schulen. Die katastrophalen Folgen davon sind Schichtunterricht, an manchen Schulen bis zu 95 Prozent, und Klassenfrequenzen bis zu 50 Schülern. Diese Situation betrifft derzeit 5571 Schüler in 167 Klassen, denen insgesamt 118 Unterrichtsräume zur Verfügung stehen. Anders gesagt: von den in Gesamt-münchen fehlenden 120 Klassenzimmern entfallen alleine auf das Hasenbergl 57! Noch einmal anders: die 32 000er-Bevölkerung des Hasenbergl trägt die Schul-versäumnisse der 1,4-Millionenstadt München zu beinahe 50 Prozent. Diese düsteren Zustände verdunkeln sich weiter, wenn man mit weiteren 570 Schülern rechnet, die aus den beiden Neubaugebieten Feldmochinger Anger und Winter-stein/Stösserstraße in Hasenbergl-Nord bis 1972 hinzukommen werden. Daß dann untragbare Zustände eintreten werden, ist nicht nur Ansicht der Eltern-beiräte.

Aufgrund außerordentlicher Aktivitäten einzelner Elternbeiräte, aber auch des „Gemeinsamen Elternbeirates der Schulen am Hasenbergl“ wurde nach den Fehlplanungen der letzten Jahre auch von der Stadt versucht, Schulbauprojekte zu forcieren, bzw. in höhere Dringlichkeitsstufen zu bringen. Der Schuletat wurde innerhalb der letzten 5 Jahre beispielsweise von 30 auf 130 Mill. DM erhöht, unmittelbare „Erleichterungen“ sind zwei neue Grundschulen sowie die Erweiterung einer bereits bestehenden Tagesheimschule. Diese Tagesheimschule dient der Realisierung des Resozialisierungskonzepts der Stadt München: 40 Prozent Obdachlosenkinder sollen zusammen mit 60 Prozent Kindern aus Gesamt- und vor allem Nordost-Hasenbergl unterrichtet werden, um so einen Abbau von Vorurteilen zu erreichen. Da die Besuchsgebühren für die Tagesheimschule jedoch häufig nicht bezahlt werden können (50,— DM mit Verpfle-gung, Ermäßigung möglich), entfielen 73 Prozent der Gebührenschulden bereits auf Obdachlosenkinder; die Folge davon war, daß die Obdachlosenkinder nur noch einen Satz von 24 Prozent ausmachen, im nächsten Schuljahr werden es noch weniger sein.

Spiel- und Bolzplätze

In kürzeren und gelegentlich auch längeren Abständen berichtete die Münchner Presse über die Situation der Hasenberglkinder, oft im Zusammenhang mit

Spielplätzen und der Frage der Grünflächenfreigabe. Gegen den Beschuß der Stadt München, die Grünflächen freizugeben (Oktober 1970), glaubte der Orts-verband Hasenbergl der CSU Front machen zu müssen: „Schon jetzt sehen Sie die Folgen: Lärmende Kinder, Verunreinigung des Rasens, Belästigungen für die ganze Siedlung ... Auf den Grünflächen besteht erhöhte Gefahr für Sie und Ihre Kinder (!!!) ... Wußten Sie, daß die spielenden Kinder Ihre Grünanlagen zum Müllabladeplatz machen und Ihnen damit Ihre nächste Umgebung total verschandeln? Es geht um Ihre ureigensten Interessen! ... Die Sozialisten (sic!) haben sich selten um die Belange des Einzelnen gekümmert. Helfen Sie sich selbst! Fordern Sie nachdrücklich, daß die Freigabe der Grünanlagen rückgängig gemacht wird.“ (Auszüge aus einem Flugblatt). Die Münchner Presse hingegen feierte die Freigabe als einen Akt der Vernunft und münzte sie in ein Lob für die Weitsicht der Stadt um. Dabei geriet außer acht, daß die Unterkunftsatzun-gen jahrelang als Pressionsinstrumente gegen die Mieter verwendet worden waren und teilweise noch immer gegen sie verwendet werden:

Landeshauptstadt München

Amt für soziale Wohnungsfragen

Betreff:

Verstoß gegen § 4 der Unterkunftsanlagensatzung

Sehr geehrte Frau ... ,

Wiederholt, fast täglich, wurde festgestellt, daß Ihre Söhne die in der Wohn-anlage entstandenen Grünanlagen als Fußballplatz benützen. Dem nicht genug, stieg Ihr Sohn ... am ... 70 ... Uhr über den Zaun zum Werkstättenhof und beschädigte denselben erheblich. Auch überstieg Ihr Sohn ... den Zaun zur Pumpstation ...

Das Verhalten Ihrer Söhne stellt, wie Ihnen bereits mündlich erklärt, einen groben Verstoß gegen § 4 der Unterkunftsanlagensatzung vom 19. 12. 68 dar und könnte uns veranlassen, das mit Ihnen bestehende Benützungsverhältnis sofort zu beendigen.

Wenn wir ausnahmsweise noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen, d. h. von einer Beendigung des Benützungsverhältnisses Abstand nehmen, so geschieht dies nur unter der Voraussetzung, daß Sie sofort veranlassen, daß Ihre Söhne die Grünanlagen nicht mehr als Fußballplatz benützen und das Übersteigen der Zäune unterlassen ...“²

Neben den Spielplätzen am Heinrich-Braun-Weg, an der Stösserstraße, einem Freizeit-Jugendheim und zwei Fußballplätzen gibt es eine Menge unzureichen-der, primitiver Sandkästen und Kleinspielplätze (Schaukeln, Klettergerüste, Rundläufe etc.). Im Oktober 1971 wurde — die Stadt scheint sich der unzu-reichenden Spielplatzsituation bewußt zu sein — ein neuer Spielplatz einge-

² Zitiert nach dem „Bericht 70/71“ des GWAT. Die ausgelassenen Daten und Namen sind im „Bericht 70/71“ geschwärzt.

weiht, nachdem die Stadt erfreulich unbürokratisch erhebliche Zuschüsse aufgewandt hatte. Es handelt sich dabei um einen sogenannten Robinson- oder Abenteuererspielplatz. Das pädagogische Konzept dieses leider noch viel zu seltenen Spielplatzes besteht darin, daß man die Kinder an und für sich nicht Ungefährliches unter pädagogischer Aufsicht tun läßt. Der Spielplatz besteht aus einem größeren umzäunten Gelände, auf dem die Kinder treiben können was sie wollen: Hütten bauen (Baumaterial ist vorhanden) oder Feuer machen, Seilbahn fahren (es ist eine Primitiv-Seilbahn vorhanden) etc.

Freizeit

Die vorhandenen Spielplätze sind nur für Jugendliche und Kinder unter 10 Jahren zugelassen. Es ergibt sich also ein besonderer Mangel an Freizeitmöglichkeiten für die über 10 Jährigen, und der Hinweis auf ein paar vorhandene Bolzplätze muß ziemlich verlegen aussehen. München röhmt sich ja immerhin, die Stadt mit dem höchsten Freizeitwert zu sein.

Freizeitheime hat das Hasenbergl nur ungenügend aufzuweisen, eines in Hasenbergl-Nord (Barackenbau) und ein weiteres in Hasenbergl-Mitte. Noch schlechter sieht es im Unterhaltungsbereich aus: es gibt kein einziges Café für Jugendliche, keine Gaststätten (aus den wenigen vorhandenen werden sie hinausgeworfen), geschweige eine Diskothek mit Tanzbetrieb. Filmveranstaltungen bleiben auf den religiösen Bereich beschränkt, also von einer der Kirchen veranstaltet. Eine rühmliche Ausnahme bildet der bereits erwähnte Abenteuererspielplatz, der für über 14jährige Jugendliche kaum attraktiv sein wird.

So sind Jugendliche also nach den benachteiligenden Zuständen in den Schulen und im familiären Bereich der eigenen Initiative und dem eigenen Einfallsreichtum überlassen, ohne eine Stätte zu besitzen, woraus ihnen Kreativität oder doch das Bewußtsein eines Kreativitätsmangels erwachsen könnte. Es bleibt die Straße.

Wohnsituation

Rein äußerlich lassen die Siedlungen des Hasenbergl nichts von der speziellen Problematik der Trabantenstadt erkennen. Es gibt hier Wohnblocks im zentralen Hasenbergl, die auch nicht schöner sind als anderswo; es gibt am westlichen Rand des Hasenbergl die Wohnriesen der Neuen Heimat oder anderer Bauträger, die das Gefühl der Verlorenheit ebenso aufkommen lassen wie anderswo. Die baulichen Normen sind hier den üblichen angeglichen, die Wohnungen selbst sind so groß, daß sie die Wohnbedürfnisse auch in psychologischer Hinsicht befriedigen, also sowohl Kommunikation als auch ein Sich-Zurückziehen gestatten. Die Ausführung ist solide, Schall- und Wärme-/Kälte-Isolation zumindest ausreichend. Die Blöcke sind durch relativ großzügige Grünflächen getrennt, auf denen Kindern das Spielen erlaubt ist.

Ganz anders dagegen in Hasenbergl-Nord, dem ehemaligen Lager Frauenholz, dessen Baracken einfallslosen und primitivsten Blöcken gewichen sind. Nach der

Fertigstellung wurden sie von Kinderreichen, Flüchtlingen und Ausländern aus allen Stadtteilen Münchens bezogen — als vorübergehende Unterkünfte für Obdachlose.

Im September 1970 führte das Gemeinwesenarbeitsteam (im folgenden GWAT genannt; es wird getragen von dem Caritasverband der Diözese München-Freising und der Victor Gollancz-Stiftung) eine Datenerhebung durch, wobei 629 Haushalte erfaßt wurden. Erste Angaben bezogen sich auf die Dauer der Obdachlosigkeit. Dabei ergab sich, daß 31,3 Prozent der Haushalte (das sind 198 von 629) 5 Jahre oder weniger obdachlos waren; zwischen 6 und 10 Jahren obdachlos waren 32,7 Prozent der Haushalte (das sind 205); zwischen 11 und 15 Jahren waren es 21,7 Prozent (136) und zwischen 16 und 20 Jahren obdachlos waren immerhin noch 14,3 Prozent (90 Haushalte).

Die Größe der Haushalte im Erhebungsbereich ergab folgendes Bild:
Größe der Haushalte in Hasenbergl-Nord (Basis: 629 Haushalte)

1-Personen-Haushalt:	130	8-Personen-Haushalt:	29
2-Personen-Haushalt:	61	9-Personen-Haushalt:	15
3-Personen-Haushalt:	84	10-Personen-Haushalt:	18
4-Personen-Haushalt:	97	11-Personen-Haushalt:	8
5-Personen-Haushalt:	82	12-Personen-Haushalt:	2
6-Personen-Haushalt:	61	16-Personen-Haushalt:	1
7-Personen-Haushalt:	41		

Die durchschnittliche Haushaltsgröße beträgt demnach etwa 4,2 Personen für Hasenbergl-Nord, die Vergleichszahl für die gesamte BRD lautet 2,66. Bezeichnet man die Haushalte mit 4 und mehr Personen als Großhaushalte, so ergibt sich für Hasenbergl-Nord eine Quote von 56 Prozent Großhaushalten — eine Zahl, die mit den Erfahrungen anderer Obdachlosenstätten in etwa korrespondiert.

Die Zuweisung des Wohnraumes erfolgte nach einem Belegungsschlüssel, der ein und zwei Personen einen Raum zuwies; drei und vier Personen zwei Räume; für 5 bis 7 Personen wurden 3 Räume zur Verfügung gestellt; für 8 bis 10 Personen 4 Räume — jede weitere Person garantierte einen Wohnraum mehr. Obwohl dieser Belegungsschlüssel in keiner Weise als familiengerecht angesehen werden kann, wird man die tatsächlichen Belegungen noch schlechter nennen müssen: so sind zum Beispiel in der Statistik fünf neunköpfige Familien ausgewiesen, denen lediglich 3 Räume als Wohnfläche zur Verfügung stehen; 6 Fünfpersonenhaushalte sind in 2 Räumen zusammengepfercht und eine 16-köpfige Familie gar hat nur 5 Räume zum Wohnen. Auf der anderen Seite gibt es auch Familien, denen mehr Wohnraum zugewiesen wurde, als ihnen nach dem Verteilerschlüssel zustände; als wohngerecht sind deren Verhältnisse jedoch keineswegs zu bezeichnen.

Die Raumunterkünfte müssen jedoch noch mit der Angabe der Quadratmeter gekoppelt werden, um eine stichhaltige Aussage über die Wohnzustände zu ergeben. Zweiraumunterkünfte, also für 3 bis 4 Personen bestimmt und oft genug auch für 5 Personen, gibt es in drei Größen: 31, 32 und 35 qm. Dreiraumunterkünfte (für 5 bis 7 Personen also) haben 46 bis 49 qm; Fünfraumunterkünfte, in die sich also 11 oder mehr Personen teilen müssen, sind ganze 78 bis 84 qm groß. Dabei stellt eine Dreiraumunterkunft die größte Wohneinheit dar, so daß also Fünfraumunterkünfte zum Beispiel durch die Zuweisung einer Zweiraumunterkunft zur normalen Dreiraumunterkunft entstehen.

Die Gesamtwohnfläche, die den 2640 Bewohnern des erhobenen Bereichs zur Verfügung steht, beläuft sich auf 23 900 qm, was einer Wohnfläche von 9,1 qm pro Person entspricht. Damit sind die DIN-MINDESTAnforderungen um durchschnittlich 50 Prozent unterschritten, d. h. es steht nur halbsoviel Raum zur Verfügung, wie eigentlich vorgesehen. Dieser Mißstand wird noch weiter verschlechtert durch den bei Großfamilien teilweise noch unterschrittenen Wohnflächendurchschnitt. Dort sind dann 5 bis 6 qm Wohnfläche pro Person vorhanden; diese Situation trifft immer noch 11 Prozent aller Haushalte oder rund 20 Prozent der Bewohner des Hasenbergl-Nord.

Die Wohnungen

Die Bauten sollen sich deutlich von Wohnungen unterscheiden, damit für die Bewohner ein Anreiz bleibt, sich wieder um eine Normalwohnung zu bemühen.
Amt für soziale Wohnungsfragen, München

Die Daten über die Wohnsituation weisen die bauliche Seite als das zentrale Problem der gesamten Hasenbergl-Problematik aus. Dem „Bericht 70/71“ des GWAT ist die folgende Beschreibung der Wohnungen in den Obdachlosen-Unterkunftsgebäuden des Hasenbergl-Nord entnommen:

„Die 10 Unterkunftsblocks in Hasenbergl-Nord wurden 1962 geplant, 1964 bis 1966 gebaut und lösten das bis dahin bestehende Barackenlager Frauenholz ab. Die ersten Unterkünfte entstanden in konventioneller Ziegelbauweise, die folgenden in Großtafelbauweise. Die Blocks sind 15 Meter hoch und bis zu 55 Meter lang. (...) In fünf Vollgeschossen sind 1-, 2- und 3-Raumunterkünfte ausgewiesen. Sie sind zu 3- und 4-Spännern kombiniert. Die Ausstattung ist primitiv: In der Wohnküche, von der alle weiteren Räume erschlossen werden, steht ein Kohleherd, in den überwiegenden Fällen die einzige Heizquelle und Kochgelegenheit, Kaltwasserausguß zum Spülen und zur Körperpflege. Das WC liegt außerhalb der Wohnung und wird von mehreren Familien gemeinsam benutzt (1 WC für je zwei Unterkunftseinheiten). Bäder oder Duschen gibt es im Haus nicht. Den Badebedarf der gesamten Siedlung decken zwei öffentliche Badehäuser mit zusammen 13 Duschen und 9 Wannen. Benutzungsgebühr pro Wannenbad DM 1,—, pro Duschbad DM 0,50. Im Keller befinden sich kleine Abstellräume, ein Kinderwagenplatz und eine Waschküche. Der Dachboden ist zum

Wäschetrocknen vorgesehen, wegen starker Verschmutzung (Rußflug) jedoch hierzu kaum geeignet.“

Die Folge schlechter Feuchtigkeitsisolierungen sind Wasserflecken in Ecken und an Außenwänden, die oft Schimmelbildung nach sich ziehen. Ursache der feuchten Wohnungen ist jedoch nicht Schuld der Mieter; Ergebnis einer inoffiziellen Begutachtung der Wohnungen durch Studenten und Assistenten der Technischen Universität München war, daß die Räume falsch angeordnet wurden („gefahrene Räume“, d. h. Wohn- und Schlafräume wurden ohne Zwischenflur direkt an die Küche angeschlossen) und Art und Anordnung der Heizquellen falsch waren. Die Untersuchung erbrachte, daß minderwertige Baumaterialien verwendet worden waren, eine mangelnde Schall- und Feuchtigkeitsisolation vorlag und die Luftfeuchtigkeit in den Räumen zu hoch war.

Die geschilderten Verhältnisse machen die Bemerkung überflüssig, daß dem einzelnen Familien- oder Haushaltsmitglied keinerlei Individualraum zur Verfügung steht. Die räumliche Enge wirkt sich nicht nur auf die Kinder nachteilig aus, die damit praktisch auf die Straße verbannt sind; auch Eltern, die ein Ruhebedürfnis oder das Bedürfnis nach sexueller Betätigung haben, besitzen keinerlei Ausweichmöglichkeit. Der bestehende Schichtunterricht wirft die Zeit für Hausaufgaben und zum Lernen meist mit den größten Haushaltsaktivitäten zusammen, so daß das ohnehin fast unmögliche Konzentrieren vollends zur Farce wird. Aus der speziellen Bauweise der Unterkünfte resultiert die Unmöglichkeit, ein Gefühl für Geborgenheit und Schutz zu entwickeln: „Die Tür öffnet sich direkt in die Wohnküche; Briefträger, Vertreter, Besuch und Gäste dringen unmittelbar in den Wohnbereich ein. Eine ruhige Zone, in die man sich zurückziehen kann, ist nicht vorhanden. Mangelnde Schallisolation bedingt teilweise recht aktive Partizipationsmöglichkeiten am Privatleben der Nachbarn“ („Bericht 70/71“ des GWAT, S. 35).

Zusätzliche Stresssituationen ergeben sich aus den ordnungs- und polizeistaatlichen Vorstellungen der zuständigen Verwaltung, die Räumungsandrohungen ausspricht wegen Unregelmäßigkeiten bei der Zahlung der Unterkunftsgebühren, bei der Beherbergung von Gästen oder spielenden Kindern auf Grünflächen, deren Betreten verboten ist. Rechtsanwalt P. Graf kennzeichnete in einem verfassungsrechtlichen Gutachten über die Unterkunftsanlagensatzung der Landeshauptstadt München die Unterkunftsatzung als Herd „ständiger Unsicherheit“, der ein „besonderes Gewaltverhältnis“ darstelle.

Das Gemeinwesenarbeitsteam hat in seinem „Bericht 70/71“ eine Liste aufgestellt, in der die wichtigsten familiären Belastungen genannt sind, die sich aus der schlechten materiellen Situation der Bewohner ergeben:

- Mangel an Rekreationsraum und -fähigkeit
- Einschränkung der Privat- und Intimsphäre
- erhöhte Morbidität (besonders Infektionen)
- finanzielle Schwierigkeiten (Arbeitslosigkeit, Krankheit, Abzahlungsge-

- schäfte, gering entwickeltes Planungsverhalten)
- erschwerte Haushaltsführung
- hohe Kinderzahlen (28 Prozent der Haushalte bestehen aus 6 und mehr Personen)
- ungenügende Familienplanung
- Unvollständigkeit vieler Familien (ledige Mütter, getrennt Lebende, Geschiedene, Kinder in Heimen)
- überlastete Mütter
- Überforderung der Eltern in der Erziehungspraxis
- ungenügende Identifikationsmöglichkeiten der Kinder wegen des sogenannten „Unterschichtenmatriarchats“
- geringer Sprachschatz — undifferenzierte Sprache
- geringes Abstraktionsvermögen
- schlecht erlernte Fähigkeit zur sozialen Interaktion
- affektive Konfliktreaktionen

Milieustabilisierend wirkt sich dabei nach den Erfahrungen des GWAT aus: die geringe Aussicht auf die Veränderung der Wohnsituation (die Verwandlung der ehemaligen Baracken in „zementierte Baracken“ tut hier ein übriges); die Dauer der Obdachlosigkeit; ein alle Bereiche umfassendes „Verwaltetwerden“; Häufung von Mißerfolgen in beruflicher, schulischer, erzieherischer Hinsicht; starke Außendrücke wie Diskriminierung („Frauenhölzler“) und nicht zuletzt der Realitätsverlust. In konkrete Erscheinungsformen übertragen, bedeutet das: Unordnung, Schmutz, Lärm, Streit, erhöhte Scheidungsquoten, ungenügende Schulleistungen, vernachlässigstes Äußeres, Alkoholismus. Mit anderen Worten: die Bewohner des Hasenbergl-Nord stehen einer Häufung sozialer Benachteiligungen gegenüber, wie sie — vereinzelt auftretend — von den Mitgliedern gleicher sozialer Gruppen gemeistert werden könnte.

Es ist klar, daß das, was hier an konkreter Resozialisierung geleistet wird, gleich null sein muß. Eine Resozialisierung dieser Menschen kann nur dadurch erreicht werden, indem die Familien nach und nach ausgegliedert werden und in neue Umgebungen kommen, wie es vor einiger Zeit Rolf Hochhuth gefordert hat. Selbstverständlich besteht die Gefahr, daß einzelne Familien den Anforderungen einer neuen Umgebung nicht gewachsen sein werden; hier setzt die Arbeit der Sozialarbeiter ein, die natürlich auch die Ausgliederung aus dem ehemaligen Lager psychologisch vorbereiten müßten.

Zwar sagen die vermerkten Einweisungsgründe wenig über die tatsächliche Motivation und Angaben wie „Mietschulden“, „leistungsschwache Mieter“, „Eigenbedarfsklage“, „Räumungsurteil wegen Mietstreit“ oder „Krasse Elendsfälle“ sind allenfalls bürokratischen Anforderungen genügend; tatsächliche Aussagen ermöglichen diese Abqualifizierungen nicht. Gerade sie aber wären notwendig und von Stellen der Sozialarbeit zu erbringen, um Ausgliederungen in richtige Milieus zu gewährleisten.

Sozialarbeit

Die teilweise katastrophalen Zustände in vielen Lebensbereichen des Hasenbergl veranlassen eine ganze Reihe von Einwohnern, Bürgerinitiativen zu bilden. Dabei steht einmal die Durchsetzung kurzfristiger Ziele (Bau von Schulen und Kindertagesstätten etc.) im Vordergrund, zum andern aber auch längere, auf Sozialisation gerichtete Unternehmungen. Dazu kommt eine Vielzahl von Stellen und Außenstellen der Träger gemeinnütziger Sozialarbeit, mit dem erklärten Schwerpunkt auf Kindern und Jugendlichen. So erstellte beispielsweise die „Sachgruppe: Kinder- und Jugendarbeit“ einen Idealkatalog über notwendige Sozialisationsbedingungen von Kindern und Jugendlichen. Dieser Katalog, der für den körperlichen, sozialen und intellektuellen Bereich aufgestellt wurde, zeigt die ganze defizitäre Sozialsituation am Hasenbergl auf und wendet sich gegen ein Sozialisationskonzept, das sich in der äußeren Anpassung an mittelständische Verhaltens- und Lebensgewohnheiten bereits erschöpft. Diesem wenig problematisierten Sozialarbeitsverständnis gälte auch der Tod einer 22-jährigen Mutter (die aus Angst vor der Geburt eines dritten unehelichen Kindes zu einem Engelmacher gegangen war und einen qualvollen Tod starb; die Münchner Presse berichtete ausführlich darüber am 16. 3. 70) noch als Unglücksfall, gar noch als tragischer; die Sozialisationsforderungen der Kinder- und Jugendlichen-Sachgruppe hingegen wissen die Regisseure der vermeintlichen Tragödie recht scharf auszumachen.

Nachdem der Tod dieser jungen Frau bekannt geworden war, übte das GWAT in einem öffentlichen Schreiben Kritik an der geleisteten Sozialarbeit. Es hieß u. a. „Die Angst vor Repressionen war bei der jungen Frau (jedoch) so tief verwurzelt, daß sie und ihre Familie eine Woche lang die tödliche Infektion verheimlichten, bis es zu spät war. Die Basis fehlte, den Weg zu einer der vielen sozialen Einrichtungen zu finden.“ Und: „Was nützen die besten sozialen Einrichtungen, wenn gesellschaftliche Vorurteile und das geltende Strafrecht ihre Benützung über die Kräfte der Betreffenden hinaus erschweren bzw. unmöglich machen?“

Doch anscheinend teilte außer *PRO FAMILIA* niemand diese Bedenken und die Bereitschaft zum Überdenken geleisteter Arbeit — von dieser Reaktion abgesehen, blieb der Brief ohne Echo.

Daraus kann man Folgerungen ziehen:

- anscheinend sind nur wenige Träger „gemeinnütziger“ Sozialarbeit im Hasenbergl dazu bereit, ihre Arbeit innovatorisch zu gestalten. Daraus resultiert
- eine Starrheit des sozialpädagogischen Konzepts, das mehrheitlich — wie zuvor angesprochen — eine bloße Anpassung an Mittelstandsnormen im Auge haben dürfte.
- Es ergeben sich Forderungen nach spezieller Sozialarbeit, die die Bereiche der Sexualität und der Familienplanung zentral betreffen und die
- von den Betroffenen mitentschieden und mitgeplant werden sollen.

Täglicher Bedarf, Versorgungssituation

Die wenigen Geschäfte, die es im Hasenbergl gibt, sind in der Regel kleine „Kaufzentren“, d. h. einige baulich zusammenhängende oder nahe beieinanderstehende Läden bilden ein Ladenzentrum. 4 bis 5 solcher Zentren gibt es, neben Lebensmittelgeschäften (Filialen großer Ladenringe) sind es Apotheken und eine größere Ausleihstelle der Städtischen Bücherei, Schreibwarengeschäfte und Friseurbetriebe. Im mittleren und nördlichen Hasenbergl gibt es zeitweilig fahrbare Läden (Blumen, Frischgemüse etc.), jedoch keine eigenen Läden für alltägliche und wichtige Lebensmittel wie Milch, Brot- und Backwaren, Fleisch und Wurst. Der Wunsch nach eigenen Metzgereien und Bäckereien mit geschlossenen Konditoreien und Cafés steht demnach ganz oben, wie das Ergebnis einer Fragebogenaktion erbrachte. Weitere Wünsche betrafen Kurzwaren- und Textilläden, Elektro- und Radiofachgeschäfte. Geschäfte für Wild und Geflügel sowie Fisch, Gaststätten und andere Lokale sind ebenso erwünscht. Dringlich auch der Neubau eines Postamtes: das vorhandene dient nur dem Parteienverkehr, Post- und Paketbelieferung besorgt das Postamt Harthof. Das bedeutet, daß oft lange Fahrten nötig sind, wenn eingeschriebene Sendungen etc. abgeholt werden müssen; in vielen Familien sind ja beide Elternteile berufstätig, so daß die Briefträger die Adressaten oft vergebens zu erreichen suchen. Auch die Zahl der Briefkästen und Telefonhäuschen ist nicht ausreichend.

Ein besonderer Mangel an Unterbringungsmöglichkeiten erfordert entweder private Einquartierung (was einige Bauträger erst gar nicht erlauben) oder die Unterbringung von Gästen in der Stadt, was wiederum weite Anfahrtswege mit sich bringt. Bis heute jedenfalls gibt es im gesamten Hasenbergl weder eine Pension noch ein Hotel.

Sehr umstritten ist der Bau eines bisher nur geplanten Bürgerzentrums, das von der Stadt initiiert wurde. Die einzelnen Träger der Sozialarbeit sehen sehr wohl die Bedeutung eines solchen Projekts, sähen aber teilweise lieber vordringlichere Aufgaben bewältigt (Schulhausbau, Kindertagesstätten etc.).

Das vorläufige Modell sieht ein Bürgerzentrum vor, das — so die Süddeutsche Zeitung vom 24. 2. 71 — „von der Cafeteria bis zur Pro Familia-Filiale und zum Mopedreparaturkeller allen Bedürfnissen entgegenkommt“ und „zur lebendigen Zentrale des Hasenbergl werden“ soll. Diese optimistische Darstellung ist wahrscheinlich ebenso naiv wie gefährlich; man kennt ja genügend solcher „zukunftsweisender“ Projekte, die dennoch an den Bedürfnissen der Einwohner vorbeigeplant worden sind, weil eine der schwierigsten Überlegungen anzustellen vergessen worden war: ob das geplante Projekt überhaupt „angenommen“ werden würde. Eine Frage, die nur dann positiv beantwortet werden kann, wenn die Menschen selbst aktiv an Planung und Durchführung ihrer kommunalen Einrichtungen beteiligt sind. Die Entwicklungspolitik der Stadt München ist von solcher Qualität immer noch weit entfernt.

Protokoll: Familie Klar, Dortmund, Remberg 1

Er: Also Anfangs hatten wir noch immer Arbeit, bis 1967. Und also 1966 wurde schon geplant, daß die Zeche Kaiserstuhl, wo ich zuletzt war, daß die auch stillgelegt wurde. Und somit war für uns der Zeitpunkt gegeben, daß wir alle Männer um unsre Arbeitsstelle fürchten mußten.

Ich hab dann gleich zu der Firma gesagt, wenn bei der Stilllegung ich nirgends andershin verlegt werden kann, dann sollten sie mich gleich beim ersten Trupp mitentlassen, dann könnte ich noch etwas anderes unternehmen, dann könnte ich noch umschulen. Wenn ich aber bis zuletzt, bis zum hohen Alter, bis zu 50 Jahren, noch arbeite, dann hat es keinen Wert mehr. Bis dahin war ich ja noch immer so fit, und ich hab ja auch nachher gemacht.

Ein Jahr war ich arbeitslos. Da hab ich noch warten müssen, bis ich überhaupt zur Umschulung drang. Ich wurde gefragt, ob ich umschulen würde, ich wurde getestet, also diese psychologischen Teste, und ich hab dann Schlosser gelernt und geh auf Arbeit in eine Waggonwerkstatt.

Sie: Wir wohnten da noch in dieser Zechenwohnung, die war ein Altbau und die Miete, die brachte ja für die Unternehmertgesellschaft nichts ein, also, noch nicht mal 200 Mark von einem Haus und eine große Fläche. Wieviel Quadratmeter waren das ungefähr?

Er: Das waren Vierfamilienhäuser.

Sie: Ja, Vierfamilienhäuser, mit Garten alles da mit bei. Wir bezahlten 48 Mark Miete. Und dann wurden die Häuser zum Abbruch gemeldet.

Er: Ja, also, da wir mehr als zehn Jahre in dieser Wohnung wohnten, das war eine werkseigene Wohnung, da wir mehr als 10 Jahre wohnten, hatten wir eine Kündigungsfrist von einem Jahr. Und diese Kündigungsfrist ist von uns allen Bewohnern dieser Straße voll ausgeschöpft worden, weil niemand umziehen wollte. Wir hatten uns wohl zusammengetan und fest entschlossen, nicht auszuziehn; nach unserer Ansicht waren die Häuser nicht abbruchfähig.

Sie: Für 8000 Mark im Angebot, hätten wir uns dieses eine Haus kaufen können. Das war auch im Anfang vorgesehen, diese Häuser zu verkaufen von der Zeche aus. Aber dann ist man doch dazu übergegangen, die Häuser einfach abzubrechen. Jetzt hat jede einzelne Familie, die dort in der Straße wohnte, — die älteste Familie, hab ich in Erinnerung, wohnte 65 Jahre da — umquartiert werden müssen. Das war eine sehr schwere Umquartierung. Wir hatten dann auch bei den vorausgegangenen Umsetzungen vier Tote, weil eben ein alter Baum anders hingepflanzt worden war und plötzlich nicht mehr wurzeln konnte und damit eben starb. Und dieses schockierte uns fast täglich, und wir waren eine der letzten sieben Familien, die noch umzuquartieren waren. Uns bot die Fürsorgerin, drei Tage vor der Umsetzung bot die uns Scharnhorst an, die Miete 340 Mark; bot uns Wickede an, Miete 280 Mark.

Er: Ich hatte damals zu den Leuten gesagt, wenn sie mir eine Wohnung bis zu

hundert Mark, auch bis hundertfünfzig Mark zuweisen und zusagen, dann bin ich gerne bereit, da einzuziehen. Aber 280 Mark? Damals, zu der Zeit, verdiente noch niemand bei mir in der Familie. Ich arbeitslos. Also mußte ich ja sehen, daß ich mich und auch meine Familie am Leben erhalte.

Sie: Das ging so, ich habe sechs Kinder, die älteste Tochter ist verheiratet, die schied aus. Die andern Kinder gingen zur Schule. Und besonders traf es uns, daß eben Hans Uwe, weil er teilblind und siebzig Prozent erwerbsunfähig, sich in Soest befand und den wir ganz besonders unterstützen mußten, finanziell, denn er hat elf Jahre in Soest zubringen müssen, weil er als fünf Monate altes Kind ganz erblindete und eben teilblind blieb und dort in der Blindenschule Punktsschrift lernen mußte und auch dort seine Berufsschule und seine Ausbildung absolvierte. Deshalb konnten wir ja auch gar keine so hohe Miete bezahlen. Das sah ich im voraus. Ich wußte allerdings nicht von solch einem Notlager, bei der Umquartierung von solch einem Notstand, in dem wir jetzt leben. Ich habe nie eine solche Unterkunft gekannt, kenn sie von meiner Heimat her nicht, und ich bin solchen Unterkünften nie begegnet.

Wir sind dann hierhin zwangseingewiesen worden. Das war furchtbar. Ich kam hier an, es war grauer Stein um mich herum. Das war eine sehr traurige Umgebung. Ich habe verlangt damals, uns eine Wohnung zuzuweisen und den Umzug alleine gestalten zu lassen. Ein Umzug, der vorher geplant ist, mit der Familie geplant ist, den haben wir verlangt von der Stadt Dortmund, das steht ja in meiner Akte, das kann ja niemand löschen, das steht ja drin, ich habe unsren Umzug alleine verlangt. Mein Mann fuhr damals selbst zum Zeitpunkt einen LKW. Mit dem LKW hätten wir hier umziehen können. Aber was nutzt's, wenn Möbel hier nicht reinpassen, die kommen einfach auf die Schuttkippe. Oder einfach aufs Lager.

Er: Ich habe zwei lange Tage gebraucht, um hier überhaupt, da hatten wir nur oben die zwei einzelnen Räume, ja, daß ich überhaupt irgend etwas aufstellen konnte. Zwei lange Tage hab ich gebraucht. Die erste Nacht, da hatten wir nur Matratzen, da wo irgendwie noch'n kleiner Platz war, ob derjenige schief gelegen hat oder krumm, das war egal. Die Hauptsache war, daß er was drunter hatte, damit er sich nicht erkälten tat. Ja und nach zwei Tagen in etwa hat ichs denn aufgestellt. Da hab ich noch für Möbel in Lütjendortmund extra eine Garage gemietet, da meine Sachen unterzustellen. Da paßte nicht alles rein. Ich mein, daß ist doch alles nicht richtig.

Sie: Ich mein, gut, daß es solche Räume gibt, wo sie plötzlich untergebracht werden können, aber ich kann mir das vorstellen, daß es vor dreißig, vierzig Jahren hier zum Teufel ausgesehen haben muß. Mir erzählt hier noch immer der Baggerführer, wie die Prostituierten nur einen Pelzmantel besaßen und auf Stroh gelegen haben. Das muß katastrophal gewesen sein. Diese Häuser sind ja damals als Notunterkünfte gebaut worden, 1928, nur ohne Brause, kein Kindergarten, nichts. Als wir hier ankamen: Vor mir lag grauer Stein. Jetzt wachsen

hier Blumen. Die hab ich selbst gepflanzt, und das Gras hab ich selbst eingesät. Ich habe selbst die Initiative ergriffen. Man hat mir gesagt, man soll keine Blumen pflanzen, sie werden gepflückt, geklaut. Ich hab sie gepflanzt und sie wachsen. Überhaupt die Leute von der Stadt, die Beamten. Unsre Keller haben kein Licht, und ich hab Holz gehackt vor die Tür draußen, und einer der Stadtbeamten hat mich dermaßen heruntergeputzt. Er wußte, daß die Keller ohne Beleuchtung sind. Sie sind heute noch ohne Beleuchtung. Er wußte das, und daß man sich die Hände nicht abhacken will deswegen, deshalb hab ich vorsichtigerweise für die Waschküche draußen Holz gehackt, das ich auch weggeräumt hätte. Aber der Mann hat mich dermaßen aufgereggt, und ich habe mir damals das Bein gebrochen. Das fand ich sehr unfair von dem Beamten, mich in dieser Form zu begegnen. Er hätt mir in guten Worten sagen können, 'Wenn sie zu Ende gehackt haben, räumen sie es bitte weg.' Aber er hat ein Theater vorgeführt. Ich könnte ihn namhaft machen. Ich mach das aber nicht.

Er: Das ist ja auch nicht . . . Hier wohnen zur Zeit über 109 Familien und da haben sie jetzt einen Kindergarten und eine Brauseeinrichtung geschaffen für die Siedlung. Das Bad für Erwachsene 50 Pfennig und das Kinderbad 10 Pfennig. Und im Kindergarten, da sind jetzt statt zwei acht Räume, aber wir haben hier eine überbesetzte Zahl an Kinder, und die Kindergärtnerin, die muß sogar selbst noch alles sauber machen.

Sie: Aber hier sind viele kinderreiche Familien von Scharnhorst rübergekommen, weil sie die Mieten nicht tragen konnten. Und dann sind die Kinderreichen hier, weil sie ja kein Hausbesitzer und keine Wohnungsgesellschaft aufnimmt, weil sie eben Kinderreiche sind. Wir haben hier eine Familie auf Nr. 13 wohnen. Die Frau hat eine nachträgliche Rechnung von der Mietgesellschaft für eine Flurrenoverierung. Ob ihre Kinder den Flur kaputtgemacht haben, ist eine andere Frage. Aber sie hat dreizehn Kinder und da entstehen dann die Probleme draus.

Er: Und da gibt es auch hier den Streit draus. Hier wo so viele zusammengedrängt sind. Der Streit mit dem Nachbarn. Die Kinder, die spielen, ist ganz klar, daß die sich mal draußen irgendwie kloppen. Das geht alles nur darauf zurück, weil sie hier eingeengt sind. Eingeengt in den kleinsten Räumen. Vier Räume für eine Familie mit fünfzehn Personen. Und die nächste Familie, die hat ja nun auch acht, neun und zehn Kinder. Da kommt schon mal die Streitigkeit. Und dann immer das mit dem Geld. Dreizehn Kinder kosten Geld. Die kriegen wohl Kindergeld, wie man das so schön sagt. Aber für das Geld, also von diesem Geld alleine kann man keine Kinder groß ziehn. Nicht fünf, nicht sechs und keine zehn.

Sie: Und dann das soziale Problem mit die Schule. Zunächst müssen hier die Kinder regelmäßig in die Schule. Ich mein, es ist in dieser Siedlung schwer, auf der Normalschule zu bleiben, weil Vorurteile bestehn. Ein Kind, was begabt ist, und ein Kind, das etwas kann, das Kind kann ganz gut angezogen sein, hat die Mutter aus der Siedlung nicht Zeit, jeden Tag oder zumindest einmal die Woche

in die Schule zu erscheinen und dem Lehrer gute Worte zu geben, hat das Kind keine Chance dort zu bleiben. Weil es vom Remberg ist. Es kann etwas können. Hier sitzt mein Sohn Horst. Der hat im Rechnen „sehr gut“. Er mußte von der Schule gehn, weil er eben hier wohnt. Ich behaupte das: Weil er hier wohnt. Denn in der anderen Schule fühlt er sich pudelwohl und hat eine fünfte Klasse übersprungen. Da frag ich mich nur, warum hat man das Kind dahingebracht. Nur durch Vorurteil. Und der Junge, der muß in seinem Leben die Sache ausbaden. So ist das hier.

In Sachen Heinrich Böll

Der publizistische Schauprozess der Springer-Presse gegen die „böllernden Schreibtischhelfer“ („Die Welt“), gegen den „nackten Faschismus“ Heinrich Bölls (Hans Habe in „Welt am Sonntag“) wurde in dieser Woche von öffentlich-rechtlichen Anstalten in erschreckender Form noch überboten.

ZDF-Moderator Löwenthal unterschob: „Die Sympathisanten des Linksfaschismus, die Bölls und Brückners und all die anderen sogenannten LinksinTELLEktuellen, sind nicht einmal einen Deut besser als die geistigen Schriftsteller der Nazis, die schon einmal so viel Unglück über unser Land gebracht haben.“

Am gleichen Abend versuchte ZDF-Moderator Rudolf Woller Bölls „Staatsverständnis zu ermitteln“, und stilisierte ihn zum Volksfeind mit der persönlich an ihn gerichteten Frage: „Gibt es das Recht für den, der mit der Rechtsordnung nicht einverstanden ist, im sog. Volkskrieg mit Gewalt und Raub, im Notfall auch durch Mord, die Mehrheit und ihre Überzeugungen niederzukämpfen?“ Zwei Tage zuvor schon hatte ARD-Kommentator Ulrich Frank-Planitz Heinrich Böll als „Anwalt anarchistischer Gangster“ abgeurteilt und — auf Bölls Protest — mit dem zur Haussuchung einladenden Hinweis reagiert: Böll könne sich nur dann getroffen fühlen, „wenn auch er Mitgliedern der Baader-Meinhof-Gruppe Unterschlupf gewährt hat oder noch gewährt.“

Wir, die Unterzeichner, halten solche Äußerungen für geeignet, ein Klima der Lyndjustiz zu verbreiten, das einmal ein Attentat auf Rudi Dutschke ermöglicht hat. Die Baader-Meinhof-Gruppe würde in ihren verhängnisvollen Parolen („die revolutionäre Linke ist kriminell“) bestätigt, wenn es dieser Meinungsmache nun auch noch auf öffentlich-rechtlichem Wege gelänge, alle Linken und Links-Sympathisanten in die Karteien des Bundeskriminalamtes zu katalogisieren.

Arnfrid Astel
Werner Georg Backert
Heiner Bremer
Bernt Engelmann
Hubert Fichte
Max von der Grün
Herbert Heckmann
Friedrich Hitler
Hellmuth Karasek
Otto Köhler

Felix Rexhausen
Peter Rühmkorf
Erika Runge
Ulrich Sonnemann
Eckart Spoo
Paul Schallück
Werner Schwab
Günter Wallraff
Martin Walser
Gerhard Zwerenz

28. 1. 1972

Die vorliegende Resolution wurde von der Hamburger Zeitschrift „Spontan“ an dpa und AP weitergegeben, erschien aber in keiner der von dieser Nachrichten-Agenturen belieferten Zeitungen und Zeitschriften.

Erst auf direkte Durchgabe an einige Redaktionen reagierten die „Hamburger Morgenpost“, der „Berliner-Extradienst“, die „Deutsche Volkszeitung“ und „Neue Politik“.

Auch die Frankfurter Rundschau reagierte nicht auf die direkte Durchgabe.

17. 2. 1972

Redaktion kürbiskern

Aufruf an alle, die politische Verantwortung tragen

Der Bundeskanzler und die Ministerpräsidenten der Bundesländer haben am 28. 1. 72 Grundsätze über die Behandlung von Angehörigen des öffentlichen Dienstes verabschiedet, die Mitglieder von „extremen“ Organisationen sind oder diese unterstützen. Sie haben sich damit über die vorher vielfach geäußerten Bedenken bewußt hinweggesetzt, daß das Grundgesetz, insbesondere die Artikel 3/3, 12/1, 18, 19, 21 und 33 verletzt und eingeschränkt und daß eine allgemeine Rechtsunsicherheit heraufbeschworen wird.

Wir halten diese politische Entscheidung für falsch und warnen vor ihren gefährlichen Folgen, die aufgrund geschichtlicher Erfahrungen absehbar sind.

Unter der vorgeblichen Behauptung, die Verfassung schützen zu wollen, werden gerade antidemokratische Kräfte in der BRD gestärkt. Die CDU/CSU frohlockte noch am gleichen Tage, daß „ihre Vorstellungen ... durchgesetzt“ wurden. F.J. Strauß und R. Barzel hatten schon vorher auf den Parteitagen von CDU und CSU den Angriff auf demokratische Kräfte in Gewerkschaften, Publizistik, Wissenschaft und Schule eröffnet. Die von Kräften der CDU/CSU entfesselte antikommunistische und antisozialistische Kampagne schlägt sich nunmehr im öffentlichen Dienst in administrativen Maßnahmen nieder. Auseinandersetzungen um außen- und gesellschaftspolitischen Fragen werden auf die Ebene von Reglementierungen, Anpassungsdruck und Kriminalisierung herabgewürdigt. Der Diffamierung und der Gesinnungsschnüffelei werden Tür und Tor geöffnet. Die politisch gewollte Disziplinierung zeigt Anpassung, Scheu vor politischem

Aufruf an alle, die politische Verantwortung tragen

Engagement und gesellschaftliche Sterilität. Politische Bildung kann in diesem Klima nicht gedeihen, Mündigkeit, Mitbestimmung, Kritikfähigkeit und Engagement verkümmern. Die geschichtlichen Erfahrungen besagen, daß dem Vorgehen gegen die Kommunisten das gegen Sozialdemokraten, Liberale und aktive Christen folgte — zum Schaden aller. Die Rückkehr in die Schützengräben des „Kalten Krieges“ muß befürchtet werden in einer Zeit, in der in Europa die Chancen zur Sicherung des Friedens gewachsen und erste Schritte zur Entspannung gegangen worden sind. Die Wiederbelebung des Antikommunismus unterminiert die sich anbahnende Entspannung und gefährdet die erhofften inneren Reformen, vor allem im Bildungsbereich.

Wir wenden uns daher an alle, die politische Verantwortung tragen:

- Fordern Sie die Aufhebung dieses Grundsatzbeschlusses der Ministerpräsidenten
- Fordern Sie die Aufhebung der bereits vollzogenen Maßregelungen
- Wenden Sie sich gegen jede Diffamierung demokratischer Kräfte.
- Üben Sie Solidarität mit den Betroffenen
- Weisen Sie den verhängnisvollen Antikommunismus zurück
- Verteidigen Sie das Grundgesetz

Redaktion kürbiskern schließt sich diesem Aufruf des Bundesvorstands der DFU an. Weitere Unterschriften (mit Berufsangabe) an: Deutsche Friedens-Union, 5 Köln 30, Venloer-Str. 383

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitler. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

...hören Sie mal rot! „pläne“

Däne

rote Fahnen sieht man besser
Phrix-Lied unzensiert!
Dieter Süverkrüp
17-cm-Single, stereo
Best.-Nr. Peng 12, DM 5,—

Lehrlinge zusammenhalten!
Münchner Songgruppe, Süverkrüp
Floh de Cologne, Lerryn
30-cm-LP, stereo, mit Textheft
Best.-Nr. 33 501, DM 22,—

Dein Staat, das bekannte Unwesen
von und mit Dietrich Kittner
30-cm-LP, stereo
Best.-Nr. 33 302, DM 22,—

Wir machen den Roten Punkt!
interpol Köln, Die Conrads
17-cm-Single, stereo
Best.-Nr. Peng 13, DM 5,—

Angela Davis
Liedermacher
Lerryn/Frederik
17-cm-Single, stereo
Best.-Nr. Peng 11, DM 5,—

Streik
Juan & José
neue Lieder der spanischen
Opposition
30-cm-LP, stereo, m. Textbeilage
Best.-Nr. 55 501, DM 22,—

Neues Deutschland
aus der Singebewegung der DDR
30-cm-LP, stereo
Best.-Nr. 88 103, DM 22,—

Zeitgenossen
II Contemporaneo
u. a. mit: Bella Ciao
Commandante „Che Guevara“
Drink Americano

Gesamtverzeichnis anfordern beim
Verlag „pläne“ GmbH
46 Dortmund, Ruhrallee 62



OBERBAUMVERLAG
1 Berlin 21, Bundesratufer 1

Proletarisch-revolutionäre Romane:

K. Neukrantz, Barrikaden am Wedding
260 S. mit Nachwort. Fotos und Dokumenten zu den Maikämpfen 1929, DM 6,—

W. Bredel, Maschinenfabrik N & K
Mit Kommentar und Dokumenten zur Gewerkschaftspolitik der KPD, 226 S., DM 6,—

Chou Li-po, Orkan (2 Teile)
Die Revolution auf dem chinesischen Dorf. Mit Kommentar und Dokumenten, 1. Teil 288 S., DM 7,—
2. Teil 384 S., DM 9,50

A. Smedley, China kämpft
Mit Fotos, Kommentar und Dokumenten, 400 S., DM 9,50

Materialistische Wissenschaft:

Bd. 1 Zum Verhältnis von Ökonomie, Politik und Literatur im Klassenkampf
Grundlagen einer historisch-materialistischen Wissenschaft. 276 S., DM 11,50

Bd. 2 Von der kritischen zur historisch-materialistischen Literatur-Wissenschaft. 4 Aufsätze
(Girnus, Lethen, Rothe), 160 S., DM 7,50

Bd. 3 Großbürgerliche Aufklärung als Klassenversöhnung: Voltaire
Ca. 200 S., ca. DM 9,50 (Frühjahr 1972)



Angela Davis Materialien zur Rassenjustiz Sammlung Luchterhand

Taschenbücher

Band 60 Februar 1972

**Georg Fulberth
Proletarische Partei
und bürgerliche
Literatur**

Auseinandersetzung in der deutschen Sozialdemokratie der II. Internationale über Möglichkeiten und Grenzen einer sozialistischen Literaturpolitik. DM 7,80

Band 62 Februar 1972

Jürgen Baumann (Hrsg.)

Das Abtreibungsverbot

des § 218

Eine Vorschrift, die mehr

schadet als nützt. DM 9,80

Band 63 Februar 1972

Georg Lukács

Asthetik

In vier Teilen.

Erster Teil. DM 9,80

Band 61 Februar 1972

If They Come in the
Morning.
Stimmen des Widerstands
DM 9,80

Neuerscheinungen
Februar

Ausführliche Prospekte
der
Sammlung Luchterhand
erhalten Sie in Ihrer
Buchhandlung

Sammlung
Luchterhand

Anmerkungen

CARLO SCHELLEMANN schreibt uns: „Das Blatt ‚Vorahnung der klassenlosen Gesellschaft‘ ist die siebte Zeichnung zu meinem Zyklus ‚Lenin — Staat und Revolution‘. Dahin ist noch ein weiter Weg. Doch die Vorstellung ist da, sie gibt dem Streben nach der Verbesserung des Lebens der Menschen die Richtung. Als Ausdruck dieses Lebensgefühls empfinde ich das Bild ‚Der Friede‘ von Picasso — obwohl mir dieses Bild ein typisches Beispiel für das Nicht-zusammen-gehen von Form und Inhalt ist. Die Einfälle Picassos aber weisen weit in die Zukunft: Das Kind, das den Pegasus spaierten führt; die tanzenden Frauen, deren eine auf dem Zeigefinger die Zeit und einen Jungen balanciert, wobei der Junge wiederum Mittelpunkt eines weiteren Balanceaktes ist, er hält Wasser und Luft im Gleichgewicht; als Zünglein an der Waage dient die Eule, also die Wissenschaft; die Sonne mit den Ahnen; die Frau, die ein Buch liest und gleichzeitig ihr Kind stillt; einer der schreibt; einer der ein Feuer anbläst und einer der Flöte spielt. Das alles ist eine lustvolle schöpferische Tätigkeit in der Freizeit, die nicht nur zur Reproduktion der Arbeitskraft dient, sondern zur Weiterentwicklung der Menschen: ‚Mein Hirn, du kluger und heiterer Baumeister, bau Städte für uns!‘ (Majakowski). Die sieben Zeichnungen zu ‚Lenin — Staat und Revolution‘ sind als Mappe erschienen bei C. Schellmann, 8 München 19, Leonrodstraße 19. Preis DM 50,—.

HANS GEBHARD, Sportredakteur in Hamburg. Die abgedruckten Textstellen stammen aus einem bisher unveröffentlichten Romanmanuskript.

THEODOR WEISSENBORN, geboren 1933, Studium der Philosophie, Germanistik, Romanistik und Psychologie. Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften. 1963: Förderpreis für Literatur der Stadt Köln; 1969: Hörspielpreis des Ostdeutschen Kulturrates; 1970: Georg-Mackensen-Literaturpreis. Bücher: AUSSER RÜFWEITE, München; EINE BEFLECKTE EMPFÄNGNIS, Erzählungen, Zürich, u. a.; verschiedene Hörspiele bei Rundfunkanstalten des In- und Auslands. Lebt in Hof Raskop bei Wittlich.

ERWIN KURZ (siehe KÜRBISKERN 1/70 und 3/70)

Den Bericht von PETER K. entnehmen wir dem in Kürze bei Piper erscheinenden Band LEBENSLÄNGLICH — PROTOKOLLE AUS DER HAFT (Reihe Roter Schrift), herausgegeben von den Münchener Journalisten CHRISTIANE ERHARD und KLAUS ANTOS, sowie dem Bremer Anwalt HEINRICH HANNOVER.

GISELA ELSNER, geboren 1937 in Nürnberg, wohnt in Hamburg, Veröffentlichungen: DIE RIESEN-ZWERGE (1964), DER NACHWUCHS (1968), DAS BERUHRUNGSVERBOT (1970) — alle bei Rowohlt. Das in diesem Heft abgedruckte Kapitel stammt aus einem in Arbeit befindlichen Roman mit dem Titel: ELLILEIN und dem Untertitel: Ein bewusster Versuch, das von der Öffentlichkeit ohnehin sträflich verzerrte Berufsbild des Unternehmers zusätzlich zu trüben.

PETE SEGERS Beitrag erschien in der Zeitschrift AMERICAN DIALOG, Nummer 1, 1971. Der Autor schrieb dazu: „Es folgt ein Briefentwurf, der noch nicht abgeschickt wurde, und der hier veröffentlicht wird, in der Hoffnung, daß er zu Kommentaren und kritischen Hinweisen herausfordert, die den Brief für alle, an die er schließlich gerichtet werden soll, besonders nützlich machen wird. Bitte schreibt an mich über den AMERICAN DIALOG. P. S.“ Die Übersetzung ins Deutsche besorgte Ursula Beitz, Halle (DDR).

ANDRE REBSTOCK, geboren 1948 in Hamburg, studiert an der Fachhochschule Hamburg, Abteilung Gestaltung. Von 1964 bis 1969 leitete er die Hamburger Song- und Folklore-Gruppe „Die Liedersinger“. Kulturpolitische Beiträge in ELAN, UZ, DVZ.

PETER PACHNICKE (siehe KÜRBISKERN 4/71)

RICHARD KELBER, geboren 1948 in Debar (Jugoslawien), Studium der Politologie am Otto-Suhr-Institut der FU in Westberlin.

H. J. MANDEL, Jahrgang 1932, Schweißer, Montagearbeiter in der Metallindustrie, 10 Jahre im Ruhrbergbau als Schlepper, Gedingearbeiter, Grubenschlosser und Schweißer. Seit zwei Jahren Redakteur der UZ.

URSULA PÜSCHEL, geboren 1930 in Töpchen bei Potsdam; nach Besuch der Arbeiter- und Bauernfakultät Studium der Germanistik, Dr. phil. Publizistische Arbeit in Presse und Funk. Seit 1966 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Generalintendanten des Staatstheaters Dresden und Redakteurin der dortigen Programmzeitschrift „Gestaltung und Gestalten“. Das Gespräch mit Meister Lix wird auch dort erscheinen.

JP STUSSEL (siehe KÜRBISKERN 2/69)

GABRIELE DE SULLY, geboren 1950 in Augsburg, Mitherausgeberin der Jugendzeitschrift ACTION, studierte Soziologie und Volkswirtschaft in München; SOL DE SULLY, geboren 1949 in Rosenheim, Vorstandsmitglied der DGB-Jugend, Rosenheim, Mitherausgeber der ACTION, Lektor in München. Leben in Aisingerwies bei Rosenheim.

WOLF BRANNASKY (siehe KÜRBISKERN 1/69)

HAZEL E. HAZEL, geboren 1945 in London, aufgewachsen in Wien, Studium der Literatur/Soziologie an der FU, Westberlin, Fachgebiet Trivialliteratur, Mitglied des Weismann-Kollektivs, lebt in München. Das Gespräch mit HEINZ LAUFER, Stadtrat der DKP in Stuttgart, führte OSKAR NEUMANN.

MANFRED BOSCH (siehe KÜRBISKERN 4/70)

Das Protokoll FAMILIE KLAR, DORTMUND, REMBERG 1 wurde von HANS JÜRGEN WEBER und MANFRED VOSZ hergestellt.